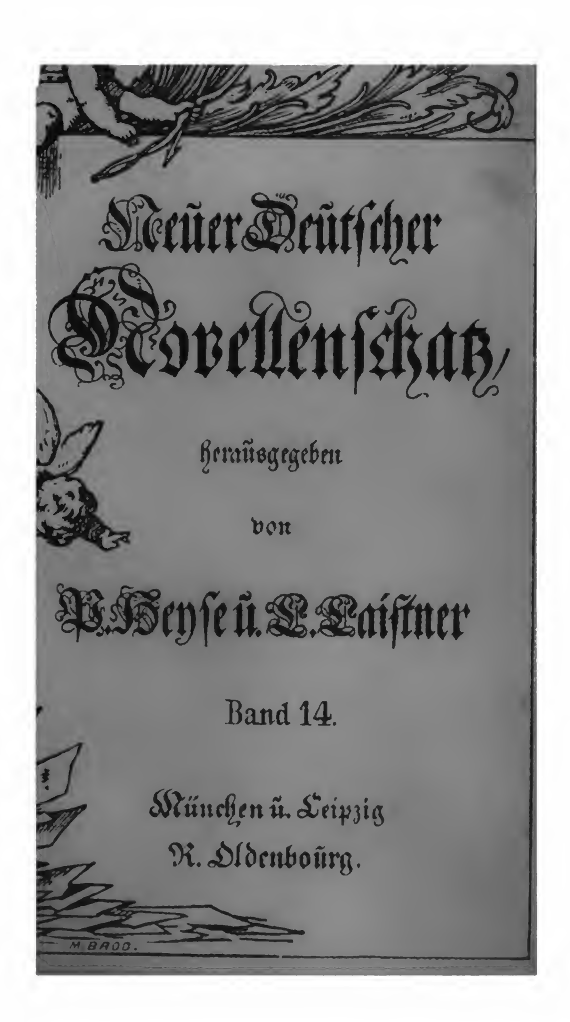
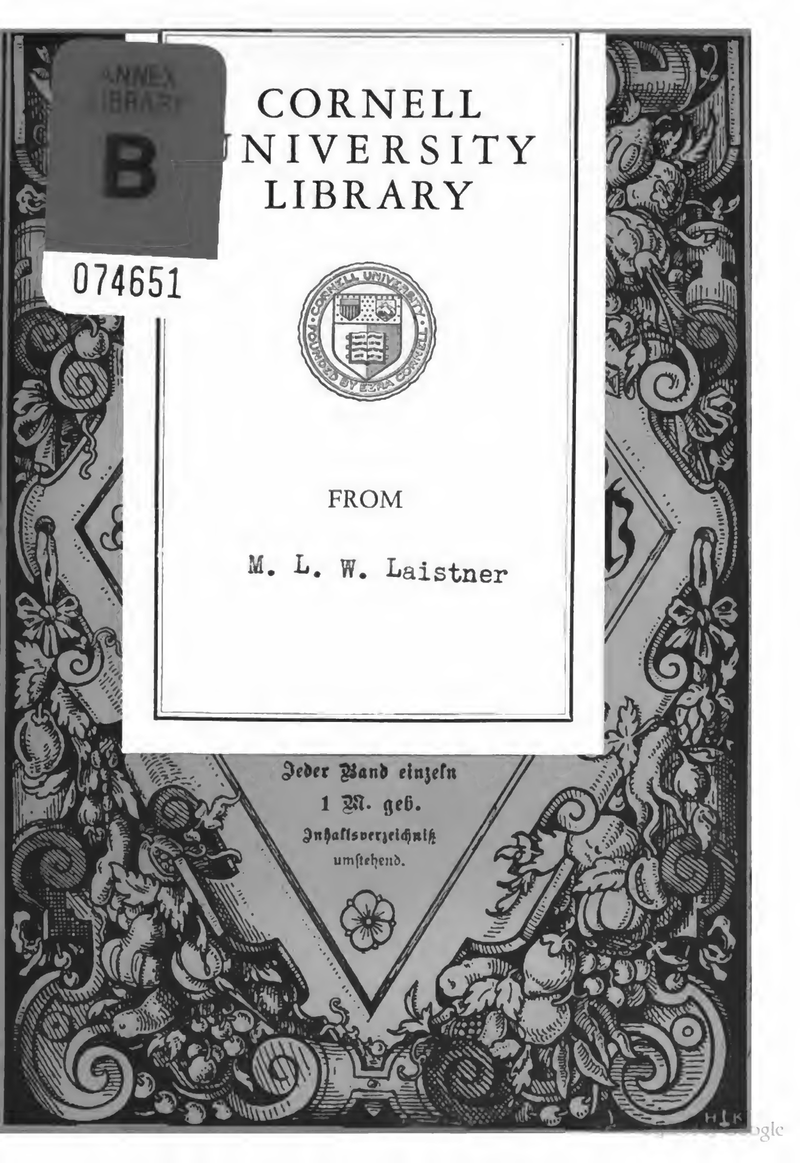
image
not
available


ANNEX
LIBRARY
B


Neüer Deütscher
Novellenschatz
heraüsgegeben
von
P. Heyse ü. L. Laistner
Band 14.
München ü. Leipzig
R. Oldenboürg.



ANNEX LIBRARY
B
074651
CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
CORNELL UNIVERSITY
FOUNDED BY EZRA CORNELL
FROM
M. L. W. Laistner
Jeder Band einzeln
1 M. geb.
Inhaltsverzeichnis
umstehend.



Hartmann, M., Das Schloß im Gebirge.
Kürnberger, F., Der Drache.
12. Bd. Gotthelf, J., Kurt von Koppingen.
Holtei, K. v., 's Muhme-Lieutenant-Galoppel.
Höfer, E., Rolof der Rekrut.

24. Bd. Lorm, H. (H. Landesmann), Ein adeliges Fräulein.
Droste-Hülshoff, A. Fr. v., Die Judenbuche.
Ziegler, F. W., Saat und Ernte.
Sacher-Masoch, Don Juan von Kolonea.

Zusammen 86 Novellen.





Herausgegeben von

Paul Heyse und H. Kurz.

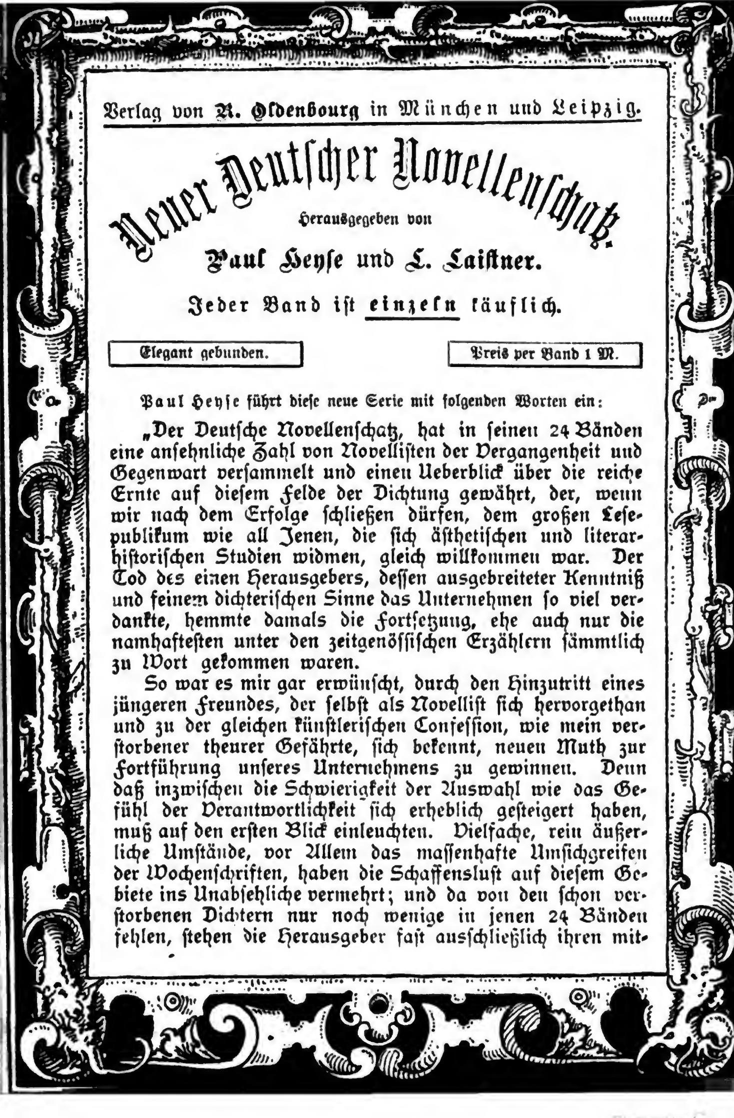
Jeder Band ist **einzeln** käuflich.

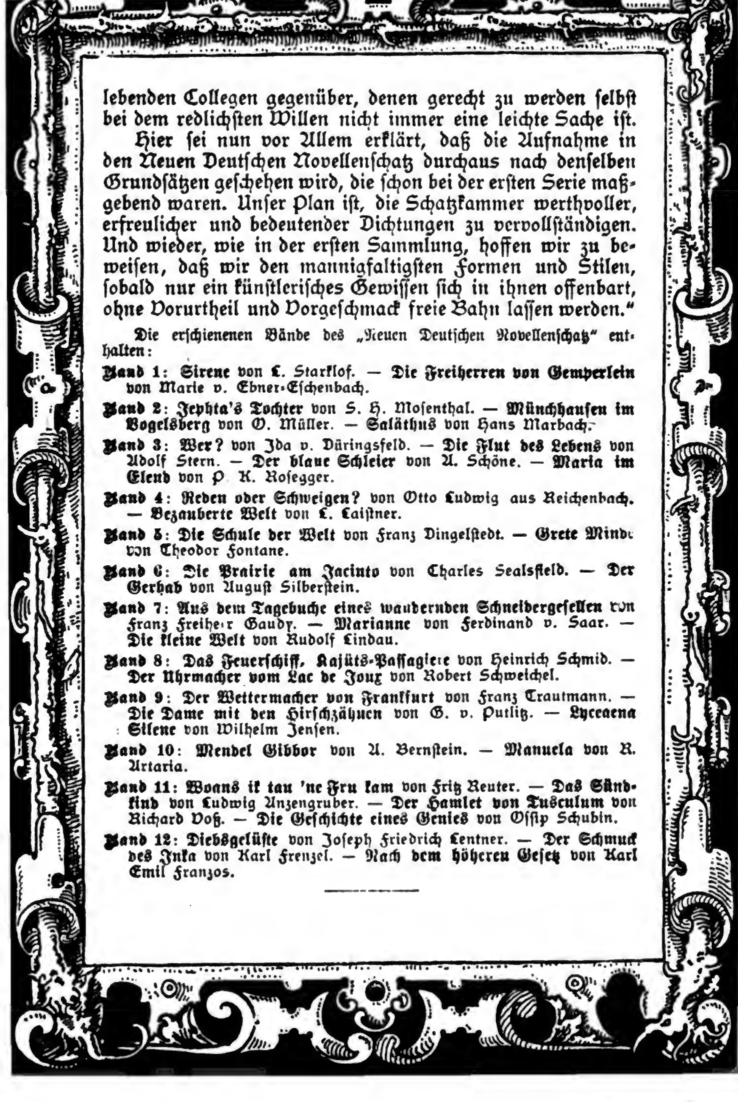
Gebunden à ℳ 1.—.	**24 Bände.**	Gebunden à ℳ 1.—.

Alphabetisches Inhaltsverzeichniß.

Die beigesetzten Zahlen bezeichnen die Bände, in welchen die betreffenden Novellen enthalten sind.

Zusammen 86 Novellen.





lebenden Collegen gegenüber, denen gerecht zu werden selbst bei dem redlichsten Willen nicht immer eine leichte Sache ist.

Hier sei nun vor Allem erklärt, daß die Aufnahme in den Neuen Deutschen Novellenschatz durchaus nach denselben Grundsätzen geschehen wird, die schon bei der ersten Serie maßgebend waren. Unser Plan ist, die Schatzkammer werthvoller, erfreulicher und bedeutender Dichtungen zu vervollständigen. Und wieder, wie in der ersten Sammlung, hoffen wir zu beweisen, daß wir den mannigfaltigsten Formen und Stilen, sobald nur ein künstlerisches Gewissen sich in ihnen offenbart, ohne Vorurtheil und Vorgeschmack freie Bahn lassen werden."

Die erschienenen Bände des „Neuen Deutschen Novellenschatz" enthalten:

Band 1: **Sirene** von L. Starklof. — **Die Freiherren von Gemperlein** von Marie v. Ebner-Eschenbach.

Band 2: **Jephta's Tochter** von S. H. Mosenthal. — **Münchhausen im Vogelsberg** von O. Müller. — **Saläthus** von Hans Marbach.

Band 3: **Wer?** von Ida v. Düringsfeld. — **Die Flut des Lebens** von Adolf Stern. — **Der blaue Schleier** von A. Schöne. — **Maria im Elend** von P. K. Rosegger.

Band 4: **Reden oder Schweigen?** von Otto Ludwig aus Reichenbach. — **Bezauberte Welt** von L. Laistner.

Band 5: **Die Schule der Welt** von Franz Dingelstedt. — **Grete Minde** von Theodor Fontane.

Band 6: **Die Prairie am Jacinto** von Charles Sealsfield. — **Der Gerhab** von August Silberstein.

Band 7: **Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen** von Franz Freiherr Gaudy. — **Marianne** von Ferdinand v. Saar. — **Die kleine Welt** von Rudolf Lindau.

Band 8: **Das Feuerschiff. Kajüts-Passagiere** von Heinrich Schmid. — **Der Uhrmacher vom Lac de Joux** von Robert Schweichel.

Band 9: **Der Wettermacher von Frankfurt** von Franz Trautmann. — **Die Dame mit den Hirschzähnen** von G. v. Putlitz. — **Lycaena Silene** von Wilhelm Jensen.

Band 10: **Mendel Gibbor** von A. Bernstein. — **Manuela** von R. Artaria.

Band 11: **Woans ik tau 'ne Fru kam** von Fritz Reuter. — **Das Sündkind** von Ludwig Anzengruber. — **Der Hamlet von Tusculum** von Richard Voß. — **Die Geschichte eines Genies** von Ossip Schubin.

Band 12: **Diebsgelüste** von Joseph Friedrich Lentner. — **Der Schmuck des Inka** von Karl Frenzel. — **Nach dem höheren Gesetz** von Karl Emil Franzos.

Neuer Deutscher
Novellenschatz.

Herausgegeben

von

Paul Heyse

und

Ludwig Laistner.

Band XIV.

München und Leipzig.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg.
1886.

Inhalt.

Ein Doppelleben.

Von Joseph Victor Widmann.

Aus dem Fasse der Danaiden. Zwölf Erzählungen von J. V. Widmann. Zürich, Caesar Schmidt 1884.

Ein Doppelleben.

Von Joseph Victor Widmann.

Aus dem Fasse der Danaiden. Zwölf Erzählungen von J. V. Widmann. Zürich, Caesar Schmidt 1884.

Joseph Victor Widmann wurde am 20. Februar 1842 in dem mährischen Nennowitz geboren. Sein Vater, Dr. Joseph Otto Widmann, war Cistercienserpriester im Stifte Heiligenkreuz bei Baden und trotz seiner Jugend ihm der Lehrstuhl der katholischen Dogmatik anvertraut, als die Bekanntschaft mit Strauß' „Leben Jesu" ihn zum Bruch mit seinen ererbten Ueberzeugungen trieb und sein Lehramt ihm verleidete. In dieselbe Zeit fiel die Bekanntschaft mit Charlotte Wimmer, einer Tochter des Wiener Buchhändlers und Jugendschriftstellers Franz Wimmer, die sehr musikalisch war und sich rühmen durfte, von Beethoven ein aufmunterndes Lob empfangen zu haben. Die Musik führte die jungen Leute zusammen, doch konnte ihr Herzensbund, den ein befreundeter Geistlicher bei verschlossenen Thüren in Gegenwart weniger Zeugen in der Schloßkapelle zu Wildeck eingesegnet hatte, erst in der Schweiz die gesetzliche Weihe erhalten, wo der entflohene Priester nach manchen bitteren Prüfungen protestantischer Pfarrer in Liestal wurde. Nachdem er dreißig Jahre dieses Amtes gewaltet, starb er im Jahre 1875 als Ehrenbürger von Liestal.

Unser Dichter genoß eine sorgfältige Jugenderziehung und besuchte später das Pädagogium in Basel, wo Wilhelm Wackernagel Lehrer und väterlicher Freund des schon damals in Poesie sich versuchenden Jünglings wurde. Neben der Theologie, die er 1862—65 auf Wunsch des Vaters in Heidelberg und Jena studirte, widmete er sich mit weit größerem Eifer philosophisch-literarischen Studien, bestand 1865 sein Staatsexamen und vermählte sich mit der jungen Wittwe eines in Indien verstorbenen Schweizers. Ein Jahr darauf

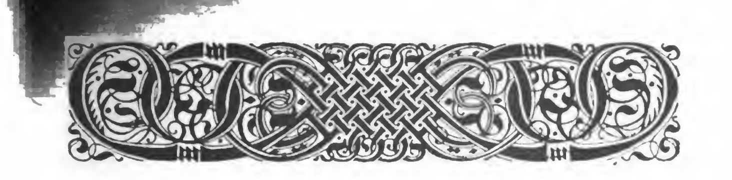
wurde er als Organist und Musikdirector in Liestal angestellt, wirkte 1867—68 als Pfarrhelfer in Thurgau und übernahm dann die Directorstelle der wohlbekannten großen Töchterschule in Bern. Als jedoch im Jahre 1880 diese Schule vom Staat an die Gemeinde überging, welche politisch conservativ und streng christlich ist, mußte Widmann in Folge klerikaler Umtriebe und Hetzereien seine Stelle, die er zwölf Jahre hindurch in ausgezeichneter Weise bekleidet hatte, niederlegen. Sympathiebeweise, die ihm von allen Seiten zu Theil wurden, unter anderem die Ertheilung der Doctorwürde hon. causa von der Universität Bern, vergüteten ihm seinen Verlust, und der Eintritt in die Redaction des Berner „Bund", welcher der Dichter noch jetzt angehört, kam seinen literarischen Neigungen in erwünschtester Weise zu Statten.

Seine erste Dichtung „Der geraubte Schleier" (dramatisirt nach dem Musäus'schen Märchen) erschien 1862. In „Iphigenie in Delphi" versuchte W. den Goetheschen Entwurf auszuführen. 1869 erschien „Buddha", ein religiöses Epos in Octaven, das großes Aufsehen machte, und nicht lange darauf folgte 1871 das komische Epos „Kalospinthechromokrene, oder der Wunderbrunnen von Is", 1874 das Idyll „Mose und Zipora", 1877 das Pfarrhaus-Idyll „An den Menschen ein Wohlgefallen", 1879 „Oenone", Trauerspiel in 5 Aufzügen. — Außerdem „Die Königin des Ostens", Schauspiel in 5 Aufzügen 1878, und Anderes.

Als Erzähler hat Widmann sich durch die anmuthigen Reisehumoresken „Rector Müslins italienische Reise" 1881, mehr noch durch einen stattlichen Novellenband „Aus dem Fasse der Danaiden" 1884 und zwei spanische d. h. auf spanischem Boden spielende Novellen hervorgethan; die eine dieser beiden letzteren, zu einem Bändchen vereinigten Erzählungen, findet sich übrigens schon in der vorerwähnten größeren Sammlung abgedruckt. Wenn es unsere Aufgabe wäre, an dieser Stelle die dichterische Gesammterscheinung Widmann's zu schildern, so hätten wir Anlaß, die Frage von der Stammeszugehörigkeit, von angeborenem und anerzogenem Volksthum an einem überaus anziehenden und lehrreichen Beispiel zu erörtern. Allein wir müssen uns darauf beschränken, die Eigenart und Bedeutung dieser poetischen Individualität durch die Thatsache zu illustriren,

daß die literarische Kritik sich gewöhnt hat, bei Beurtheilung derselben keinen geringen Maßstab anzulegen, indem sie Goethe und Gottfried Keller zum Vergleich heranzieht. Ueber seine Prosa-Erzählungen läßt sich der Dichter selbst im Vorwort zu seiner größeren Novellensammlung also vernehmen: „Die Tagespresse ist das Faß der Danaiden, das unaufhörlich frische Füllung verlangt. In dem Titel, der diese verschiedenartigen Erzählungen zusammenfaßt, soll demnach ein Geständniß liegen: Der Leser hat nicht die in behaglicher Stille allmählich gereiften Früchte künstlerischer Muse vor sich, sondern zwölf für das tägliche Bedürfniß einer Zeitung geschriebene Feuilleton-Erzählungen. Mit diesem Bekenntnisse will jedoch der Verfasser nicht etwa zu verstehen geben, daß seine Erzählungen, wenn er sich nur mehr Muße nehmen könnte, wesentlich anders ausfallen würden. Seiner Naturanlage entspricht einzig dieses rasche Arbeiten unter der frischen Wirkung des jeweiligen neuesten poetischen Impulses. So beschränkt sich denn auch sein Ehrgeiz auf den Wunsch, mit diesem Buche dem Herzen und der Phantasie der Leser einige ergötzliche Augenblicke bereitet zu haben.“ Es ist wahr, man sieht es mancher dieser Geschichten an, daß sie für ein Tagesblatt geschrieben sind. Wie seinerzeit die Architektonik des Romans dadurch eine Umwandlung erlitt, daß die Autoren sich bestrebten, den kleinen Portionen, in welche ihre Arbeiten durch das Erscheinen in Zeitungen zerfällt wurden, eine gewisse Abrundung zu geben, so ist seit einigen Jahren ein Druck bemerkbar, den der schwarze Feuilletonstrich auf den Wuchs der Novelle übt. Diesen Druck glauben wir bei Widmann's Erzählungen hauptsächlich an denjenigen zu bemerken, welche er unter der Bezeichnung „Gemüthliche Geschichten“ zusammenfaßt. Aber es stehen daneben andere, welche durch ihren frischen Gang, ihre freie Haltung und ihren behaglichen Ton aufs Glücklichste an die Weise der guten alten Novelle sich anschließen, ohne im Mindesten in bloße Nachahmung zu verfallen. Daß hier seine Stärke liege, weiß der Verfasser gar wohl; am Schlusse einer der gelungensten unter diesen Geschichten bekennt er, nicht zu jenen tiefsinnigen Schriftstellern zu gehören, die mit ihrer Erzählung einer Begebenheit die Welt aus den Angeln heben oder wenigstens ungeheure sittliche Verbesserungen ins Werk setzen möchten, sondern zu jenem als leichtfertig verschrieenen Schreibervolke früherer

Zeiten, das Alles gethan zu haben glaubte, wenn es sich und die Andern vergnügte. Wie modern und zugleich wie idealistisch er sich in dieser realistischen Manier zu bewegen weiß, zeigt die ergreifende Novelle „Der Redacteur". Von der Kunst, das Ungewöhnliche und Außerordentliche vor unsern Augen als das Natürlichste von der Welt entstehen zu lassen, gibt eine glänzende Probe die Erzählung „Als Mädchen". Die nämliche Kunst waltet in der von uns ausgehobenen Novelle, welche ein jenseits des Kanals beliebtes Romanthema in eigenartiger Weise behandelt. Der Schluß mag auf den ersten Blick befremden oder gar verletzen; bei näherem Zusehen wird man aber finden, daß diese harte realistische Wendung, welche eine schwere Schuld auf die schuldlose zweite Generation vererbt, die Größe des begangenen Frevels erschütternder zum Ausdruck bringt, als die blutigste Sühne es vermöchte. L.



Es war im Anfang der fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts an einem funkelnden Sommermorgen, als der große Ocean-Steamer „Benjamin Franklin" seine gewaltigen Radschaufeln zum Stillstande brachte vor New-Orleans und die schweren Anker niederließ in die kaffeegelbe, gurgelnde Flut, die den Vater der Ströme, den riesigen Missisippi, hier, zwanzig Meilen oberhalb seiner Mündung, charakterisirt.

Der Dampfer kam von den westindischen Inseln; Früchte des Südens, Bananen, die in großen, zitronengelben oder auch schon vor Ueberreife braunrothen, fast schwarzen Büscheln an einer Stelle des Verdecks bei köstlichen Ananasäpfeln, zum sofortigen Ausladen bereits gerüstet, hoch aufgestapelt lagen, bewiesen dies hinlänglich. Aber diese Früchte waren bestimmt, ungegessen hier zu verfaulen, oder in den Strom geschüttet zu werden. Denn, als nun die Verbindung mit dem Ufer hergestellt worden und mit sichtlich verstörten Mienen die Angestellten der Hafenpolizei an Bord kamen, verbreitete sich alsbald die schreckliche Nachricht, am Lande halte der Tod eine seiner ergiebigsten Ernten. Das gelbe

Fieber war — erst seit wenigen Tagen — in der so oft von diesem Würgengel heimgesuchten unglücklichen Stadt aufgetreten, und zwar schon in der ersten Woche mit unerhörter Heftigkeit. So kehrte sich diesmal das Verhältniß um, in das sonst die aus der Havanna oder aus Südamerika anlangenden Schiffe zu den Hafenstädten der Union treten. Man brauchte sich nicht nach dem Gesundheitszustande auf dem Schiffe zu erkundigen, man hatte die Passagiere keiner Quarantäne zu unterwerfen, damit sie nicht etwa den Keim der Ansteckung ans Land schleppen möchten. Sie durften, wenn sie Lust hatten, dem Tod in die Arme zu laufen, sich immerhin ausschiffen. Aber man warnte sie, dies zu thun; man zeigte ihnen die schwarze Flagge, die vom Dache des Zollamtes am Hafen wehte, ein trauriges Symbol der Landescalamität, und man rieth dem Kapitän, die Fahrt nach dem nördlichen Hafen ungesäumt fortzusetzen. Die Passagiere vernahmen diese Nachrichten mit schreckenbleichen Gesichtern, und die meisten unterdrückten ihre Sehnsucht, wieder festes Land unter die Füße zu bekommen, und sprachen dem Kapitän, der sich verdrießlich im Haare kratzte, eifrig zu, er möchte alsobald die unglückdrohende Stadt hinter sich lassen und die Fahrt nach Boston, dem Endziel der meisten Reisenden, ungesäumt antreten. Da er nun aber einmal mit dem vergifteten Lande in Berührung gekommen war und demgemäß unter allen Umständen in jenem nördlichen Hafen einer Maßregelung der Gesundheitspolizei sich unterwerfen mußte, schlug er den Mittelweg ein, am Abend des nächsten Tages die Anker lichten zu wollen; inzwischen konnten die Geschäfte, die ihn überhaupt bestimmt hatten, New-Orleans anzulaufen, erledigt und die Waaren ausgeladen werden, letzteres mit Ausnahme jener bereits erwähnten Früchte, die unter Aufsicht der Polizei dem Strom übergeben wurden mit einem gewissen blinden Eifer, der froh

zu sein schien, an einem faßbaren Objecte eine Art von Racheact ausüben zu können, da doch der wirkliche Gegner ein ungreifbares Schemen' war.

Es gab natürlich unter den Reisenden einige, die trotz den schlimmen Nachrichten hier das Schiff verließen, da sie entweder in New-Orleans zu Hause oder durch ein wichtiges Geschäft gezwungen waren, selbst auf Gefahr ihres Lebens sich ans Land zu wagen. Wer aber einen derartig zwingenden Beweggrund nicht hatte, blieb auf dem Schiffe und vermied sogar das Verdeck; die meisten Passagiere setzten sich in den geräumigen Salon des bequem eingerichteten Dampfers und bestellten sich vom besten Bordeaux, den der Steward zu beschaffen im Stande war; denn man hielt das bedächtige langsame Schlürfen guten Rothweins für das einzige wirksame Schutzmittel gegen die schreckliche Fieberluft.

Nur ein junger Mann machte in dieser Beziehung eine Ausnahme. Er hatte am Lande durchaus nichts zu thun, da er überhaupt zu seinem Vergnügen reis'te. Gleichwohl war er einer der ersten, die das Schiff verließen. Kopfschüttelnd sah ihm der Kapitän nach, und die wenigen Damen, die an Bord waren, hätten viel darum gegeben, wenn sie „mütterlich" oder je nach Umständen „schwesterlich" den Leichtsinnigen hätten zurückhalten können, da es ihren Worten und mehr noch ihren Blicken nach nicht leicht um Jemand so Schade gewesen wäre, wie um diesen jungen Mann, wenn ihm ein Unglück zustoßen sollte.

Der Tollkühne, der nicht ahnte, wie sehr er ein Gegenstand sympathischer Sorge geworden, hieß Ulysses Staunton und war auf der Heimkehr begriffen von einer großen Reise, die man fast eine Weltumsegelung nennen durfte. Er hatte diese Reise unternommen nach dem Tode seines Vaters, eines reichen Bürgers von Boston, der in seinen jungen Jahren, als Boston noch waldreiches Hinterland besaß, durch

Holzhandel ungeheure Summen erworben und später durch Bankunternehmungen diese Kapitalien mittelst geschickter Speculation verdoppelt und verdreifacht hatte. Der Sohn hatte eine gute Erziehung genossen, aber keinen bestimmten Lebensberuf ergriffen, da er als einziger Erbe eines so großen Vermögens vorläufig das Dasein zu schön fand, um sich an irgend ein Geschäft zu binden. Ulysses Staunton war jedoch keineswegs in die Reihe jener verschwenderischen, nur dem Vergnügen fröhnenden Söhne zu stellen, die das Geld, das ein strebsamer Vater in einem arbeitsvollen Leben zusammengescharrt hat, in Saus und Braus durchbringen. Vielleicht hatte er von seiner verstorbenen Mutter, einer eingewanderten Deutschen, jene Anlage geerbt, die ihn leitete, das Lebensglück auf die feineren Regungen des Gefühls zu bauen, auf jene edlern Freuden, an denen die Seele innigen Antheil nimmt. Das Vergnügen, das bloß die Sinne befriedigt, war ihm zu roh. Ulysses Staunton war bei allem praktischen Scharfblick, den er als Sohn seines amerikanischen Vaters für die äußerlichen Angelegenheiten des Lebens besaß, im Grunde ein Gemüthsmensch, wie sie im Lande der Yankees immer seltener zu finden sind. Auch daß er an Poesie Gefallen fand, zeichnete ihn vor Tausenden seiner Mitbürger aus; freilich beschränkte er sein Wohlgefallen auf zwei Dichter, bewies aber in dieser Wahl auch wieder den besten Geschmack. Shakespeare war dem jungen Staunton die unerschöpfliche Quelle von Lebensweisheit und ein Zauberschrein, der für alle Dinge, die auf Erden geschehen können, die ewigen Typen zu enthalten schien; Lord Byron aber, Staunton's zweiter Lieblingsdichter war ihm wie ein voranschreitender Fackelträger auf der Lebensreise oder eher noch wie ein Freund, der ihm winkte und zuflüsterte: So geh durch die Welt! So stolz, so muthig, so ungebunden, so voll Vertrauen zu **dir** selbst und d e i n e n Gesetzen nur

unterthan. Doch fügte Staunton für sich hinzu: Etwas weniger mißvergnügt als der tolle Lord.

Dieser innerlich gut beschaffene, immerhin von einer gefährlichen Selbstgefälligkeit leider nicht freie Mensch war in seinem Aeußern eine der gewinnendsten Erscheinungen, die man sich vorstellen mag. Groß gewachsen, schlank und dabei breit genug über die Brust, um den Eindruck der Kraft zu machen, schritt er hochgehobenen Hauptes durchs Leben, wie Einer, dem die stolze Devise: Cedo nulli (ich weiche Keinem) an der Stirn geschrieben stünde. Seine blitzenden blauen Augen, auch ein Erbteil der germanischen Mutter, die dunkel gelockten Haare, die breite weiße Stirn, seine jetzt von der Sonne der Tropen und vom fortwährenden Aufenthalt in der frischen Luft gebräunten Wangen und unter dem schwarzen Schnurrbart ein Mund, dem ein liebenswürdiges Lächeln eine wunderbare Gewalt verlieh, — das waren Ausstattungsstücke männlicher Schönheit, die ihrem Eigenthümer schon manchen heimlichen Blick aus schönen Augen, auch manche keineswegs verstohlene zärtliche Aufmunterung eingetragen hatte.

Der junge Mann blieb, nachdem er die Landungsbrücke überschritten hatte, einen Augenblick auf dem aus schweren Balken und Dielen gezimmerten Parkett stehen, das als ein ungeheures, wohl fünfzig Schritt breites, fest verankertes Floß die Verbindung zwischen den Schiffen und dem weiten ungepflasterten Platze vermittelte, auf den heutzutage über hundertundfünfzig Straßen der Stadt ausmünden. Damals waren es ihrer nicht so viele; aber die breite schöne Canal-Street war schon damals die Lebensader der Stadt. Ulysses Staunton zögerte daher nicht lange, seinen absichtslosen Spaziergang in diese palastreiche Straße zu richten; elastischen Schrittes, den leichten Palmstock mehr zum Spiel als zur Stütze gebrauchend, eilte er über das dröhnende Holz-

gerüste weg, und bald verschwand den vom Schiffe aus ihm Nachblickenden der kurze schwarze Sammetrock des jungen Mannes und der weiße Panamahut, den Staunton persönlich dort eingekauft hatte, wo diese Hüte Landesproducte sind.

Pah, murmelte er im Gehen vor sich hin, pah! diesen yellow Jack, wie sie das gelbe Gespenst nennen, den sollte ein Bursche meinesgleichen fürchten, der in den Sumpfwildnissen des Orinoco vierzehn Tage lang gejagt hat, ohne eine einzige Chininpille zu verschlucken? Und dort ist er zu Hause; ich habe ihm meine Visitenkarte so zu sagen persönlich abgegeben. Hier macht er nur einen übel aufgenommenen Besuch.

Man denkt so, wenn man jung ist und das Gefühl in sich trägt, als hätte man nicht über ein Leben, nein! über hundert zu verfügen. Es ist ja nicht möglich, daß die Welt, die scheinbar nur auf uns gewartet hat, damit ein recht fröhliches Lebensspiel beginne, uns wegescamotirt werde auf so heimtückische Weise. Wenn Tausend fallen zu deiner Rechten und Hunderttausend zu deiner Linken, so wird es doch dich nicht treffen. Diese Psalmworte sind der rechte Ausdruck des Jugendmuthes, der sich unüberwindlich vorkommt.

Aber etwas stutzig wurde Staunton doch, als er in den Straßen über dem Häusergewirr die schwarzen Rauchwolken gewahrte, die aus Tag und Nacht brennenden ungeheuren Theerfässern zum Himmel emporqualmten; ihr Luftzug sollte die Miasmen hinaufnehmen, that jedoch seine Schuldigkeit nicht. Dem jungen Manne begegneten Schaaren von Leuten, die eben dorthin eilten, von woher er kam; sie hatten ihr Geld zusammengerafft und gedachten zu verreisen, sei es mit einem Stromdampfer aufwärts ins Innere des Landes, sei es über Meer, gleichgültig wohin, nur fort! Ulysses Staunton sah sich die eilenden Leute, die blassen Gesichter, die ver-

störten Mienen an; dann langte er bedächtig aus seinem Rock eine ungewöhnlich große, fast schwarze Havanna-Zigarre hervor und brachte dieselbe in Brand. Es kann doch nicht schaden, sich vorzusehen, murmelte er. Jeder Schritt weiter überzeugte ihn bald, daß er allerdings unter diesen Verhältnissen von der Stadt nicht viel Genuß haben werde. Die meisten Magazine waren geschlossen, fast nur die Apotheken standen offen; vor vielen Häusern brannten Lämpchen, ein Zeichen, daß der Tod hier eingekehrt. Oft waren deren mehrere in einem Hause, und aus den Fenstern hingen schwarze Tücher, jammervolles Schreien drang aus dem Innern solcher Wohnungen auf die Straße. Der junge Mann warf bei diesen Tönen die eben erst angesteckte Zigarre weg und sah sich um, wie Einer, der ein Schwert oder eine andere Waffe sucht, mit der er auf den Feind eindringen, dem erbarmungslosen Mörder armer Hilfloser zu Leibe gehen könnte. Denn neben dem Leichtsinn ist gutartigen jungen Leuten bei jedem Unheil, das sie sehen, die Regung eigenthümlich, sie möchten Hand anlegen, um zu helfen, und es ist natürlich, daß der physisch Starke die Faust ballt und die Muskeln des Armes unwillkürlich spannt. Aber der Mörder, der mit so entsetzlicher Schnelligkeit dem blühendsten Leben ein Ende zu bereiten wußte, war ein unfaßbares Schemen, ein Schatten, der die sonnenbeschienenen weißen Häuserreihen entlang glitt und seine Wehethat ungehindert ausübte, an wem er wollte.

Bald begegnete Staunton einigen Sargträgern. In dieser drangvollen Zeit, wo so Viele nur auf Rettung ihres Lebens bedacht waren, gab es doch edle opferwillige Männer, die sich der schrecklichen Arbeit unterzogen, die Todten hinauszutragen aufs Leichenfeld; sie brauchten nicht alle in den Häusern zu holen, auch auf den öffentlichen Plätzen, in den Markthallen erblickte man Personen, die plötzlich erkrankt

zusammenbrachen und nach wenigen Stunden gräßlichen Deliriums den Geist aufgaben. Ulysses Staunton zog seinen Hut tief ab, wenn ein Sarg an ihm vorübergetragen wurde; er grüßte in seinem Herzen mit Bewunderung die Helden, die dieser schweren Pflicht sich unterzogen. Und da er gegen sich selbst ehrlich war, gestand er sich, daß er, wenn auch den Muth, so doch nicht die Opferfreudigkeit hätte, einem solchen Dienste sich zu weihen.

Aber was wollte er nun hier am Lande beginnen? Einen Augenblick fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, ganze Wendung zu machen und aufs Schiff zurück zu kehren. Dagegen bäumte sich jedoch sein Stolz. Vielleicht, sagte er sich, übernachte ich auf dem Steamer, wahrscheinlich thu' ich's; aber vor dem Abend kehre ich nicht dorthin zurück.

Er kam an einen Gasthof; Charlie's Hôtel stand mit goldenen Riesenlettern an der Front des stattlichen Gebäudes geschrieben; an den Fenstern des Erdgeschosses versicherten Inschriften in allen Sprachen, daß man hier zu jeder Stunde nach der Karte speisen könne. Staunton trat in den zu ebener Erde gelegenen Speisesaal ein, der dunkel und kühl war. Kein geschäftiger Kellner kam ihm entgegen. Aber von einem Rohrsessel, der in der dunkelsten Ecke des Zimmers stand, erhob sich ein Mann von fünfzig Jahren, offenbar der Wirth des Hauses, und rieb sich die Augen aus, wie ein aus einem Märchentraum Erwachender; er schien noch nicht recht zu begreifen, daß ein Fremder vor ihm stehe, der in dieser bösen Zeit bei ihm einkehren wolle.

Meine Leute sind alle fort, sagte er entschuldigend, als der junge Fremde fragte, ob er hier speisen könne. Der Niggerkoch ist zwar noch da und sein Weib auch; ich kann Ihnen zu essen geben. Aber die Bedienung wird zu wünschen übrig lassen. Alle Kellner und die Hausmädchen sind vor=

gestern desertirt nach San Louis hinauf und weiter; denn das Fieber soll auch dort oben grassieren. Die lange Einsamkeit hatte den sonst schweigsamen Mann gesprächig gemacht. Staunton wollte nach dieser Erklärung gehen; aber der Wirth schien aufzuleben in der Gegenwart eines Fremden, der augenscheinlich um die schreckliche Krankheit sich gar nicht bekümmerte; er bat Staunton, bei ihm vorlieb zu nehmen, und eilte fort, dem schwarzen Koch Aufträge zu ertheilen und persönlich aus dem Keller zwei bestäubte Flaschen Château Lafitte heraufzuholen.

Es war Mittagszeit. Staunton wußte die Kühle des Saales zu schätzen; er lud den einsamen Wirth ein, an der Mahlzeit theilzunehmen, die das Negerweib servierte. Natürlich fiel das Gespräch immer wieder auf die herrschende Epidemie, wie sehr sich auch Staunton Mühe gab, fröhlichere Themata festzuhalten. Der Geist des Hotelwirths taumelte alle Augenblicke zurück in den Abgrund, einem unglücklichen Käfer gleich, der aus einem Erdloche sich befreien möchte, aber, am Rande angelangt, in die Tiefe wieder zurückkollert. Dazu waren seine Mittheilungen für einen Fremden fast interesselos, da der Wirth bei Aufzählung der hervorragendsten Todten eine Menge Namen vorbrachte, die in New-Orleans wohl allgemein bekannt, aber für einen Ausländer inhaltsleere Worte waren. Darum horchte Staunton nur halb auf die Gespräche des geschwätzigen Wirthes, der bald von der wohlthätigen „Howard-association“ erzählte, die sich zur Aufgabe gemacht habe, die allgemeine Noth zu lindern, bald von Fällen, wie der der letzten Nacht, durch den eine im französischen Stadttheile wohnende vornehme junge Kreolin den Vater und beide Brüder innert weniger Stunden verloren habe. Ulysses Staunton schlürfte zu diesen Geschichten den schwarzen Kaffee, der die Mahlzeit schloß, und lehnte sich zurück in einen Stuhl, in dem er

schließlich einschlummerte, wie man einschläft beim Murmeln eines geschwätzigen Baches.

Als er erwachte, zeigte die Uhr auf eine späte Nachmittagsstunde. Der junge Mann zahlte seine Rechnung und bedachte die schwarze Bedienung mit splendidem Trinkgeld, worauf er sich lächelnd von dem Wirthe verabschiedete, der eine Weile dem kühnen Fremdling wie einem Boten aus einer bessern Welt nachstarrte, um hierauf wieder in sein apathisches Wesen zu versinken.

Es war jetzt etwas erträglicher in den Straßen, obschon nur ein leises Lüftchen wehte. Staunton schlenderte auf Gerathewohl durch die Stadt und studierte zu seiner Unterhaltung an den Kreuzungen die wunderbaren Namen der Straßen. Da gab es eine Austerlitz-, eine Marengostraße, einen Glücksweg, eine Magnolienstraße; andere Gassen hießen nach den Musen, nach Halbgöttern; auch die Tugenden prangten an den Ecken; er las Namen wie Weisheits-, Wohlthätigkeits-, Kraft- und Geniusstraße. Zuletzt kam er in eine weite, mit den herrlichsten Gärten und herrschaftlichen Villen besetzte Avenue. Glänzende Gitterthore, hinter denen schattige Magnolien und graziöse Palmengruppen, Blumenbeete wechselnd mit wohlgepflegtem Rasenteppich sichtbar wurden, bewiesen ihm, daß er in ein Quartier gerathen, wo Reichthum und Wohlstand zu Hause seien. Schon wollte er sich hier dem angenehmen Gefühl überlassen, das durch den Anblick des Glückes in Menschen hervorgerufen wird, denen selbst nichts abgeht, als plötzlich aus einem dieser Paläste ein trauriger Zug sich herausbewegte; drei Särge wurden von zwölf Männern auf die Straße hinaus getragen. Kein trauerndes Geleite schloß sich den Sargträgern an, die raschen Schrittes mit ihrer Last davongingen. Aber im hochummauerten Hofe des stattlichen Hauses auf einer Freitreppe, die ins Hauptgebäude führte, stand in weißem Kleide

eine Frauengestalt, deren schlanker Leib von krankhaftem Schluchzen erschüttert wurde. Sie hatte ein Tuch vor die Augen gedrückt und lehnte sich fassungslos an eine alte Mulattin, die ihr zuzureden schien und sich Mühe gab, die Herrin ins Haus zurückzugeleiten.

Der junge Amerikaner stand am Portal wie angewurzelt und blickte auf die Erscheinung im schattigen Hofe. Niemand nahm von ihm Notiz. Auf das Zureden der Dienerin ließ sich die junge Dame ins Haus zurückführen, ohne daß sie das Tuch von den Augen entfernt hätte. So hatte Staunton ihr Antlitz nicht gesehen; aber ihre Gestalt hatte einen tiefen Eindruck auf seine Phantasie gemacht, einen jener Eindrücke, wie sie von bloßen Verstandesmenschen, die dergleichen niemals erfahren haben, nicht begriffen werden, während es so natürlich ist, daß da, wo Jugend, Phantasie und Gemüth lebenskräftig zusammenspielen, eine plötzliche Erscheinung oft überwältigend wirkt. Wo nur hatte er diese Gestalt schon gesehen? Er dachte nach. Nicht in Boston, nicht auf der Reise, weder in Rio noch in der Havanna, noch sonst irgendwo. Aber jetzt tauchte es in ihm auf, das Urbild! Miranda war es, jene Miranda in Shakespeare's Sturm, das süße, holde Geschöpf, auf der Geisterinsel einsam wohnend mit dem Vater, dem König der Elfen und Kobolde. Auf keiner Bühne hatte er jemals dieses Stück spielen sehen. Aber auf der Bühne seiner Gedanken hatte Miranda diesen Wuchs, diese Anmuth der jugendlichen Formen, diesen Zauber in jeder Bewegung.

Ohne sich Rechenschaft zu geben von dem, was er wollte, trat er in den Hof, der ganz verlassen war. In einer offenen Remise standen glänzende Equipagen. Nebenan in der Stallung stampften Pferde. Er öffnete die Stallthür und sah vier edle Thiere, die nach dem Eintretenden die Köpfe hoben. Er näherte sich den Krippen; keine Spur

von Futter war darin. Die Thiere wurden vernachlässigt, weil der Herr des Hauses gestorben war. Indem Staunton dies bedachte, fuhr ihm durch den Kopf, was der Wirth erzählt hatte von einer vornehmen jungen Kreolin, die den Vater und die beiden Brüder innert weniger Stunden verloren habe. Die drei Särge! Kein Zweifel. Er war in diesem Hause.

Er trat aus dem Stalle, und nun dünkte es ihn, in der Remise hinter den Karrossen rege sich etwas. Noch immer mehr unter dem Impulse eines unklaren Gefühls als eines bewußten Gedankens handelnd trat er in den Raum ein und gewahrte einen Diener von irgend einer Mischrasse, wie man sie in Louisiana antrifft, der in eine eigenthümliche Beschäftigung ganz vertieft war, so daß er den eintretenden Fremden anfangs nicht gewahrte. Der gelbliche Schuft schnitt mit einem mittelgroßen Messer aus dem an Pflöcken hängenden Ledergeschirr der Pferde die massiven silbernen Buckeln und sonstige Zierrath heraus, offenbar in der Absicht, da nun im Hause doch Alles drunter und drüber gehe, sich mit diesen in seinem Bereich befindlichen Werthgegenständen aus dem Staube zu machen. Ulysses Staunton nahm den Burschen ohne weitere Umstände am Ohr, schlug ihm das Messer aus der Hand und führte ihn, ohne ein Wort zu sprechen, hinüber in den Stall, wo er ihm in französischer Sprache befahl, den Pferden Futter zu geben. Der ertappte Dieb ließ sich mit jener Unterwürfigkeit, die feigen Naturen eigenthümlich ist, Alles gefallen, ohne auch von fern nach dem Rechte zu fragen, mit dem der unwillkommene Fremde hier wie der Herr des Hauses auftrat. War es doch ein Weißer, also ein höheres Wesen und dazu ein Mann, der auch die physische Kraft besaß, nöthigenfalls seinen Befehlen noch mehr Gewicht zu geben. Der Diener gab unter den Augen Staunton's den Pferden

ihr Futter. Als dies geschehen war, nahm ihn Staunton am Kragen, führte ihn durch das noch offen stehende Portal auf die Straße hinaus und applizirte dem Erstaunten einen echten Yankeetritt, der ihn fast auf das gegenüberliegende Trottoir schleuderte. Hierauf kehrte Staunton in den Hof zurück und schloß hinter dem ungetreuen Diener das Gitterthor.

Zwischen dem Hauptgebäude und den Stallungen war ein Durchgang, der in einen großen, hinter dem Hause liegenden Garten führte. Mechanisch schlug der junge Amerikaner diesen Weg ein und befand sich alsobald auf den wohlgepflegten Kieswegen einer parkähnlichen Anlage, auf die ein über Stufen erhöhter offener Gartensalon hinausging. Die Abendsonne schien schräg durch die Wipfel großer Cypressen, die in diesem Lande die Höhe und den Umfang der Pappeln erreichen; auch Bäume aus dem Geschlecht der Pinie und andere hohe, schattenspendende Waldesriesen schlossen den Garten ein; Rasenplätze wechselten mit Springbrunnen, Teichen und Blumenbeeten; aber kein lebendiger Strahl plätscherte in den Springfontänen. Der junge Mann sah sich um. Was suchte er hier? Er gestand sich zum ersten Male, daß er sich in eine seltsame Lage versetzt hatte. Er trat in einer fremden Besitzung auf, als wäre sie sein Eigenthum; den ungetreuen Knecht hatte er vor die Thür gesetzt. Hierüber wenigstens war er der Besitzerin dieses Hauses Rechenschaft schuldig.

Der Besitzerin! Ihr Bild stand vor seiner Seele und beherrschte seinen Willen; er fühlte, daß er die Handlungen der letzten zehn Minuten um ihretwillen ausgeführt hatte. Und war es nicht recht, was er sich erlaubt hatte? War sie nicht eine schutzlose Waise? Machte sich nicht schon im ersten Augenblick, nachdem man die Herren des Hauses hinausgetragen hatte, das Fehlen einer männlichen Leitung bemerk-

bar? Gebot ihm nicht Ritterpflicht, gegen Damen so zu handeln, wie er es gethan?

Von solchen Gedanken erfüllt, stieg er die Marmortreppe empor, die aus dem Garten in den großen, luftigen Salon führte, den die letzten Strahlen der Sonne vergoldeten. Hier ward dem jungen Manne ein ergreifendes Bild. In der Mitte des Saales erhob sich ein Trauergerüst, auf dem augenscheinlich vorhin die Särge noch mochten gestanden haben. Zu Häupten des Gerüstes brannten auf großen Leuchtern, wie man sie sonst nur in Kirchen sieht, riesige orangegelbe Wachskerzen mit qualmiger Flamme. Ihnen gegenüber stand im weißen Gewande, die Hände ergebungsvoll gefaltet, das blasse Antlitz sanft zur Brust geneigt, die edle, verwais'te Jungfrau, himmlisch schön in ihrem Schmerze. Ihre schwarzen Augen sah er nicht, denn sie hielt sie gesenkt, so daß die langen Wimpern fast die zarten Wangen streiften, über deren liebliches Oval einzelne perlende Tropfen heiliger Thränen hinabrollten. Aber auch ohne den Sonnenstrahl der Augen gewährte dieses Antlitz in seiner klassischen Schönheit einen überwältigenden Anblick.

Die Dienerin, die alte Mulattin, kauerte im Hintergrunde des Gemachs; nur sie sah den Eintretenden; die Herrin, in ihren Schmerz versenkt, schien nicht zu bemerken, was um sie vorgehe. Den Hut in der Hand haltend stand der junge Mann wie angewurzelt am Eingange des Gartensaales. Da erhob sich die Mulattin und näherte sich der Trauernden, berührte leise ihren Arm und flüsterte ihr einige Worte zu. Die junge Dame erhob ihr von schwarzen Locken umwalltes Haupt und drehte das Antlitz dem Fremdlinge zu, die großen Augen fragend auf ihn heftend. Staunton trat einige Schritte näher, indem er in seine Haltung Ehrerbietung und in seine Gesichtszüge den Ausdruck der tiefen Theilnahme legte, von der sein Herz voll war. Aber er

brachte kein Wort hervor, so daß die junge Dame zu der Frage ihrer Augen die ihrer wohllautenden tiefen Stimme gesellen mußte.

Was wünschen Sie, mein Herr? fragte sie in französischer Sprache.

Ulysses Staunton suchte einen Augenblick nach der Antwort; daß er in diesem Moment nicht mit der banalen Mittheilung sich einführen durfte, er habe eigenmächtiger Weise einen Bedienten des Hauses am Kragen genommen, war ihm einleuchtend. Er trat noch einen Schritt näher und sprach mit einer Stimme, die von innerer Bewegung zitterte, die Worte: Das Leben hat auch sein Recht!

In jeder andern Situation würde eine derartige abstracte Sentenz, mit der ein fremder junger Mann bei einer ihm unbekannten jungen Dame sich einführen wollte, dem Fluche des Lächerlichen unterliegen. Hier war die Wirkung nur ein erstaunter Blick aus den schönen Augen des Mädchens, und dieser Blick fiel auf ein Zutrauen erweckendes, männliches Angesicht, auf dem herzliche Sympathie und der aufrichtige Wunsch, hilfreich zu sein, deutlich zu lesen waren. Die Trauernde senkte ihre Blicke, und ihren Lippen entschwebte ein einziges, leise gehauchtes Wort des Befremdens: . . . aber.

Der junge Amerikaner fing das Wort auf und sprach mit schon größerer Zuversicht: Aber Sie wissen nicht, wie ich dazu komme, hier zu stehen und zu Ihnen zu sprechen. Die Dame nickte fast unmerklich. Nun! . . . ich weiß es auch nicht, Gott mag es wissen, warum ich hier stehe.

Diese seltsamen Worte veranlaßten das Mädchen, abermals einen Blick auf den Sprechenden zu richten, und wieder war der gewonnene Eindruck ein dem Fremden günstiger, viel günstiger, als was seine Lippen vorbrachten; denn seine Worte hatten dem Mädchen einen Augenblick die Furcht ein=

gejagt, ob sie am Ende es mit einem des Verstandes Beraubten zu thun habe.

Sie sagte ruhig: Sind Sie ein mir unbekannter Freund eines meiner armen Brüder oder gar ein ferner Verwandter unsres Hauses, von dem mein guter Vater mir zu sprechen vergessen hätte?

Ich bin weder das eine noch das andere, antwortete Staunton, aber Sie dürfen mir trauen, als ob Ihre nun in einer andern Welt weilenden Lieben mich zu Ihnen gesendet hätten. Ein Ungefähr, ein Zufall hat mich vor wenigen Minuten in dieses Haus geführt; doch ich kann es fortan nicht Ungefähr, nicht Zufall nennen.

Die Trauernde war kaum über siebzehn Jahre alt und hatte bis gestern niemals nöthig gehabt, irgend eine Handlung zu überlegen, die in ihren Wirkungen über den Kreis der Familie hinausging; denn ein sorgfältiger Vater und ältere Brüder hatten ihre Schritte geleitet und behütet. Sie befand sich diesem neuesten, ungewöhnlichen Ereignisse gegenüber fassungslos, und zugleich war ihre Lage zu ernst, als daß die gewöhnlichen Hilfsmittel weiblicher Schüchternheit gegenüber männlicher Keckheit hier am Platze gewesen wären. Sie schwieg.

Der junge Mann nahm abermals das Wort: Treten Sie mir für eine Stunde die Herrschaft in Ihrem Hause ab, sagte er. Ich mußte bereits draußen im Hofe einen ihrer Leute zurechtweisen. Es ist nothwendig, daß die Lilie, deren Kelch von den Wassern der Trübsal übervoll und zur Erde gebeugt ist, den stützenden Stab sich gefallen lasse.

Ohne eine Antwort des edeln jungen Mädchens abzuwarten, wandt e er sich an die Mulattin mit dem seltsamen, aber bestimmt gegebenen Befehle: Rüste deiner Gebieterin ein Mahl.

Ich könnte keinen Bissen essen, sagte die wie aus einem magnetischen Schlafe auffahrende Dame und machte der Dienerin ein abwehrendes Zeichen.

Sie müssen sich zwingen, sagte der junge Mann mit einer Unerschütterlichkeit, die beleidigend gewesen wäre ohne das Wohlwollen, das im Klang der Worte lag. Und er machte der Dienerin eine gebieterische Geberde, nach seinem Willen zu handeln; so bestimmt war diese Geberde, und die Mulattin so gewohnt ans Gehorchen, daß sie augenblicklich mit tiefer Verbeugung den Saal verließ.

Nun geben Sie mir den Arm, sprach Staunton zu der Herrin des Hauses. Eben ist die Sonne untergegangen. Gestatten Sie mir, daß ich Sie aus diesem heiligen, aber auch traurigen Raume hinuntergeleite auf jene Gartenbank; dort will ich Ihnen Alles erklären. Erlauben Sie mir den Arm.

Willenlos, wie betäubt von ihrem Unglück und von dem Wunderbaren, das im Auftreten dieses plötzlich wie vom Himmel gefallenen Fremdlings lag, ließ sich die Waise in den Garten führen.

Staunton behielt den Hut in der Linken, während an seinem rechten Arme die holde Gestalt hing, die lautlos neben ihm die Stufen nach dem Garten niederschwebte. Die eiserne Bank war bald erreicht, der junge Mann setzte sich dem Mädchen gegenüber und begann ohne Umschweife also:

Nur das ursprünglich Absichtslose und zugleich Wunderbare meines plötzlichen Erscheinens entschuldigt die großen Freiheiten, die — ich fühle es — ich mir herausgenommen habe. Sie müssen, mein Fräulein, darum Alles wissen, wie ich diesen Morgen erst in Ihrer Stadt angelangt bin und wie zufällige Schritte mich hierher geleitet haben. Und mit wenigen, aber charakteristischen Worten erzählte er, wie sich Alles gefügt hatte.

Das arme Mädchen hörte ihm schweigend zu. Als er geendet, antwortete sie mit einem Thränenstrom, während sie ihr schönes Antlitz mit dem Tuche bedeckte. Dann sich plötzlich zusammennehmend, sprach sie, indem sie das Schluchzen gewaltsam bemeisterte: Diese Thränen, mein Herr, sind die ersten, die nicht meinem lieben Vater und den Brüdern gelten, sondern mir selbst, da Ihre Rede mich die Größe meines Unglücks ermessen läßt. Wie hilflos muß ich sein, da ... sie wollte sagen, der nächste Beste von der Straße, aber sie hielt inne und sagte: da ein mir gänzlich Unbekannter sich berufen fühlt, bei mir einzutreten, um mir beizustehen.

Ulysses Staunton fühlte den Vorwurf, der in den Worten des Mädchens lag. Aber er spürte auch die geistige Ueberlegenheit in sich, ihn zu pariren.

Gestatten Sie mir, sprach er, daß ich Ihnen suchen helfe nach Freunden, die ein besseres älteres Recht haben als ich, zu Ihrem Schutze herbeizueilen. Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort, als wollte er ein Register von natürlichen Freunden des Mädchens eröffnen: Ihre Mutter ist wohl nicht mehr?

Eine Bewegung des schwarzen Lockenhauptes vor ihm schien sagen zu wollen, sie sei längst nicht mehr am Leben. Staunton fuhr fort: Ihr Vater, ein offenbar vornehmer und reicher Mann, muß viel Freunde haben, wo sind sie?

Das Mädchen hatte das Tuch vom Angesicht entfernt; sie sah den so ruhig Sprechenden mit trübem Auge an und sagte: Sie sind alle fort! in den ersten Stunden, als die Seuche ausbrach, sind sie geflohen, dahin und dorthin.

Und ist Keiner zurückgeblieben, der Ihnen nahe stände? forschte Staunton weiter.

Es gab noch gestern Einen, der mich nicht verlassen hätte, sagte die junge Kreolin. Abbé Videaux würde auch

nicht zugegeben haben, daß meine Lieben ohne priesterliche Einsegnung in die letzte Ruhestätte gesenkt wurden, hätte die Krankheit nicht in dieser Nacht auch ihn ergriffen. Heute Morgen erfuhr ich seinen Tod. Ach! es ist Alles Schlag auf Schlag gekommen, so plötzlich! Ich habe, so schloß sie, und war mit dieser Schlußwendung ganz Weib, ich habe nicht einmal daran denken können, ein Trauergewand anzulegen, wie Sie sehen.

Wohlan! sagte der junge Mann, indem er sich erhob, wenn dies Alles sich so verhält, dann sehen Sie selbst ein, daß etwas geschehen muß, Sie dieser unerträglichen Lage zu entreißen. Vor allen Dingen müssen Sie in Sicherheit gebracht werden, fort aus dieser unglücklichen, verpesteten Stadt! Er wollte noch etwas beifügen. Doch da kam die Dienerin und meldete, das Abendessen sei aufgetragen. Sie war nicht durch den Trauersaal gekommen; vermuthlich hätte sie sich gefürchtet, durch den düstern Raum zu gehen; denn es war nun plötzlich dunkel geworden. Staunton gab der jungen Dame seinen Arm und hieß die Dienerin ihnen vorangehen auf demselben Wege, auf dem sie selbst gekommen war. Auch er fürchtete das Todtenzimmer, aber aus einem andern Grunde.

Sie erreichten nach einer kurzen Wanderung durch einen bedeckten Gang und eine nicht hohe Treppe empor den geräumigen Speisesaal des Hauses. Eine Tafel mit zwei Gedecken stand in der Nähe der mit schweren Vorhängen verhüllten Fenster; in zwei dreiarmigen silbernen Leuchtern brannten Wachskerzen, die den großen Raum nicht ganz zu erhellen vermochten. Als das Paar eintrat, drängten sich einige Diener und Dienerinnen, meist Neger oder Mulatten, die sich hier wartend aufgestellt hatten, ihrer jungen Herrin entgegen, warfen sich vor ihr nieder oder suchten ihre Hände und den Saum ihres Kleides zu küssen. Es war ein un=

erwarteter Ausbruch natürlicher Liebe der Dienenden zu der Gebieterin. Dieser rührende Auftritt that dem Herzen der jungen Waise unaussprechlich wohl und dies nicht nur, weil dieser Beweis guter Gesinnung, den die Dienerschaft hier ablegte, an und für sich etwas Erfreuliches, Mutherweckendes war, sondern fast noch mehr, weil der räthselhafte junge Mann, der in der letzten Viertelstunde ihr auf einmal so nahe getreten war, nun doch sehen mußte, daß sie nicht ganz verlassen sei. Staunton hätte die Scene aus eben diesem Grunde eher als eine Störung seines Planes empfinden müssen; aber er war zu gutherzig, um bei einem solchen Auftritte zu calculieren; auch hatte er seinen Plan noch nicht deutlich auszudenken gewagt. Gott sei Dank, sagte er daher zu dem Mädchen, indem er sie an den Tisch führte, Gott sei Dank! Diese Ihre Leute gleichen nicht dem schurkischen Gesellen, dem ich den Laufpaß geben mußte. Sie sollten, wenn Sie verreisen, diese wackern Diener alle mitnehmen. Mit diesen Worten setzten sie sich an den Tisch, während die Dienerschaft im dunkeln Hintergrunde des Saales schweigend verharrte.

Das Abendessen nahm einen eigenthümlichen Verlauf. Anfänglich wollte die schöne Trauernde keinen Bissen berühren. Aber mit einer Hartnäckigkeit, die einmal sogar um den Mund des Fräuleins in allem Schmerz etwas wie ein Lächeln spielen ließ, drang der Amerikaner in sie, daß sie esse. Und sie fügte sich und that schließlich, einem tiefen Bedürfnisse ihrer erschöpften Natur gehorchend, aus eigenem Antriebe, was ihr Gegenüber anfangs nur durch Bitten erreicht hatte. Auch trank sie einen halben Becher Weins; auch Staunton schenkte sich ein Glas voll ein, das er jedoch kaum berührte; wie er auch mit dem Essen nur zum Schein sich zu thun machte, damit die junge Dame um so eher zulangen möchte, wenn sie ihn essen sähe.

Als die Mahlzeit beendet war, streckte plötzlich der junge Mann treuherzig seine rechte Hand über den Tisch hinüber, blickte das erröthende Mädchen mit ehrlichen Augen an und sagte: Legen Sie Ihre Hand in die eines Freundes, der Ihnen eine gute Nacht wünscht. Sie sind müde von Schlaflosigkeit und Thränen. Ich gehe jetzt. Aber darf der Freund, der es gut meint, morgen Sie wieder besuchen?

Das war so einfach gesprochen, und es lag so viel Herzlichkeit in Ton und Geberde, daß die junge Kreolin nach kurzem Zögern ihre schmale, feine Hand in die dargebotene Rechte des Amerikaners legte, während ein noch stärkeres Roth einen Augenblick über ihre zarten Wangen glitt.

Der Amerikaner zog die Hand an seine Lippen, ließ sie dann los und erhob sich rasch; auch das Fräulein stand auf, und nun wollte er nach einer ehrerbietigen Verbeugung gehen. Da bestimmte ihn ein halblautes, zaghaftes: Mein Herr! sich umzuwenden. Das schöne Mädchen, die natürliche Befangenheit bemeisternd, sah dem schnell zum Freunde Gewordenen mit besorgten Blicken ins Antlitz und sagte: Darf ich fragen, wohin Sie gehen allein in dieser fremden Stadt zur Nachtzeit und jetzt, da das öffentliche Unglück, wie man vernimmt, von Verbrechern ausgebeutet wird?

Ueberrascht und gerührt von der Theilnahme, die die Jungfrau ihm schenkte, antwortete Staunton: Ich will die Nacht in dem Gasthofe zubringen, dessen Wirth ich bereits kenne; morgen, da Sie es gestatten, bin ich wieder hier! Aber Eins noch! Wissen Sie, daß wir bei so manchem wichtigen Worte, das wir gewechselt, unsere Namen einander noch nicht gesagt haben. Ich weile in diesem Hause und weiß nicht, bei wem ich zu sein die Ehre habe. Mein Name ist Ulysses Staunton aus Boston.

Die junge Dame winkte zwei Diener herbei. Ihr begleitet mit Windlichtern, sprach sie, diesen Herrn. Und was

Sie betrifft, Herr Ulysses Staunton, sprach sie weiter, indem sie ihre Blicke freundlich auf dem Scheidenden ruhen ließ, so werden Sie, wenn Sie morgen nach Georgine St. V*** fragen — sie nannte einen schon im französischen Mutterlande mit Auszeichnung genannten Namen —, nun so werden Sie die finden, die Ihnen jetzt Lebewohl sagt.

Er verbeugte sich noch einmal tief und drückte seine Hand ans Herz. Dann schritt er hinaus in die Nacht, begleitet von den Dienern.

Ein unbeschreibliches Glücksbewußtsein machte seinen Gang elastisch und zwang ihn, zu den leuchtenden Sternen am nächtlichen Himmel oft entzückt emporzusehen, wenn ihm die nächste Umgebung zu klein schien, sein Glück zu fassen. Sie ist dein! jubelte es in ihm. Er fühlte, daß es so kommen müsse, obschon noch kein Wort von Liebe zwischen ihnen gefallen war. Morgen sollte es geschehen, und ein Tag sollte das erste Geständniß, Verlobung, Brautstand und Ehe umschließen. So stand es fest in diesem erobernden Mannesgemüthe. Und stolze, selbst eitle Gedanken begannen Theil zu nehmen an dem Tumult froher Gefühle, der im Herzen des glücklichen jungen Mannes sich erhob. Woher doch kamen ihm diese Verse immer wieder in den Sinn:

> Ward je in solcher Laun' ein Weib gefreit?
> Ward je in solcher Laun' ein Weib gewonnen?

Ha! spricht dies nicht ein Shakespeare'scher König, der am Sarge des Vaters die Tochter gefreit? Und noch eine andere Gestalt des britischen Dichters schwebte dem durch solche Einbildungen sein Selbstgefühl steigernden jungen Manne vor — jener kühne, rücksichtslose Petruchio, der kurzweg bei der Brautwerbung erklärt:

> . . . Mein Geschäft hat Eil',
> Ich kann nicht alle Tag' als Freier kommen.

Dann aber wandten sich von solchen eiteln Gedanken der Selbstbespiegelung die Sinne des jungen Mannes wieder ganz dem holden Mädchen zu, mit dem er so rasch Bekanntschaft geschlossen, fast wie Romeo mit Julie. Georgine hieß sie. Warum nicht Miranda, da sie unter diesem Namen seiner Phantasie zuerst vorgeschwebt hatte? Und ihr Familienname? Nun, ein stattlicher, stolzer Name. Aber der mußte morgen anders lauten. War's möglich? Es mußte möglich werden.

Unter solchen Gedanken war Ulysses Staunton, ohne nur zu wissen wie, vor seinem Hotel angelangt, wo er die Diener entließ, nachdem er jedem ein Goldstück in die Hand gedrückt.

Es war noch nicht spät in der Nacht; der Wirth erschien auf das erste Pochen und begrüßte seinen Gast von heute Mittag, sobald er ihn beim Lichte der Laterne erkannt hatte, mit unverstellter Herzlichkeit. Dieses Entgegenkommen schloß Staunton's Gemüth auf, so daß er, als sie drin im Saale saßen, nach wenig Umschweifen dem Wirth sich entdeckte, indem er den erstaunten Mann gleichzeitig nach einem zuverlässigen Notar oder einer andern Vertrauensperson fragte, der man die Verwaltung und eventuell den Verkauf der Besitzungen des Fräuleins St. V*** übergeben könnte.

Es wundert mich, sagte der Wirth, daß Fräulein St. V*** nicht an den alten Mr. Taylor gedacht hat, einen der angesehensten Bürger unserer Stadt. Er ist Advocat, Mitglied der Municipalität von New-Orleans und, wenn nicht ein Freund, so doch ein sehr guter Bekannter ihres verstorbenen Vaters, jedenfalls eine ganz zuverlässige Persönlichkeit.

Staunton bemerkte, daß der Waise in ihrem Schmerze eine solche Vergeßlichkeit wohl zu verzeihen sei; vielleicht aber wisse sie, daß auch er geflohen.

Nein, nein! versicherte der Wirth, ich sah ihn noch diesen Nachmittag, wie er von der Redaction der „Opinion" kam, einer tapfern Zeitung, beiläufig bemerkt, die alle Tage erscheint, wenn auch in stark reducirtem Format, da von den vier Redactoren nur noch einer auf dem Posten ist und von den Setzern und sonstigen Angestellten kaum ein Fünftel bei der Arbeit ausgehalten hat.

Gut, sagte der junge Amerikaner. An diesen Mann werde ich mich morgen wenden. Und nun weisen Sie mir ein Zimmer. Noch Eins nicht zu vergessen! Sie haben doch eine Equipage des Hotels?

Ja . . . aber . . .

Ich weiß, was Sie sagen wollen, ergänzte Staunton die stockende Rede des Wirthes. Ihre Leute fehlen, Kutscher, Stallbediente und so weiter. Wohlan! engagieren Sie, ohne das Geld zu sparen, ein paar anständige Burschen, die Sie wohl morgen in der frühesten Frühe, wenn nicht noch in dieser Nacht werden auftreiben können. Ich muß nicht später als um acht Uhr Morgens einen zweispännigen Wagen zur Disposition vorfinden; denn ich kann die Geschäfte, die morgen meiner warten, in kurzer Zeit nicht zu Fuße abthun.

Der Wirth versprach, sein Bestes zu thun und begleitete Staunton in ein luftiges, hohes Gemach, das so kühl war, als man's in dieser heißen Zeit unterm dreißigsten Breitegrad erwarten konnte.

Lange noch hörte der Wirth seinen Gast mit starken Schritten auf- und abgehen, während er selbst den Koch nach Leuten aussandte, die morgen die Equipage zurechtmachen und als Kutscher und Diener functioniren konnten. Endlich wurde es still im obern Zimmer, und auch der Wirth legte sich zur Ruhe, nachdem Alles für den andern Tag war angeordnet worden.

* * *

Es wird oft behauptet, daß die Dinge, wenn wir sie am Morgen ins Auge fassen, ein ganz anderes Gesicht haben, als sie uns am Abend vor dem Schlafengehen zeigten und daß schon mancher Nachts vor dem Einschlafen gefaßte Entschluß vor den hellen Strahlen der Morgensonne sich als ein dünnes, unhaltbares Gespinnst erwiesen habe. Das mag so sein im Allgemeinen. Bei Ulysses Staunton traf es diesmal nicht zu. Dieser junge Mann hatte einen zu starken Willen, als daß er nach dem Erwachen anders hätte fühlen und denken können, als am vorigen Abende. Wohlgemerkt! wir wünschen nicht, daß man den starken Willen, den wir als eine Eigenschaft Staunton's hervorheben, als eine Charaktereigenschaft dieses jungen Mannes ansehe; wir wollen hiermit nur eine Anlage seines Naturells bezeichnen. Der starke Wille, der eine Charaktereigenschaft geworden, zeigt sich eben so groß und mächtig im Entsagen wie im Begehren; er gleicht, wenn wir ein amerikanisches Gleichniß hier brauchen dürfen, einer Lokomotive, die eben so gut rückwärts wie vorwärts fährt, während der im Temperament liegende starke Wille nur im Impuls des Verlangens, des Anstrebens seine Kraft zeigt und eher einem Renner zu vergleichen wäre, den man zwar leicht vorwärts bringt, aber nur mühsam und unter stetem Aufbäumen zum Rückwärtshufen nöthigt. Ulysses Staunton hatte jenen Erobererwillen in sich, der dem Yankeethum eigenthümlich ist, einen Willen, der nicht rastet, bis sein Ziel erreicht ist. Es soll mir nichts entgehen, das mir ansteht, ist die Devise dieses Willens; aber es kann sich hinter dieser im Verlangen, im Gewinnen so erfolgreich thätigen Kraft unter Umständen selbst ein schwächlicher Charakter verbergen, ein Wille, der sich selbst Nichts zu verweigern im Stande ist.

Heute freilich traten nur die brillantesten Eigenschaften dieses ungebrochenen Willens des liebenswürdigen jungen

Mannes zu Tage. Beim Ankleiden entwarf er den vollständigen strategischen Plan für seine Unternehmungen; die Liebe, die er für das schöne Mädchen fühlte — und es war nicht etwa bloße Leidenschaft, es war jenes Gemisch von Verehrung, Bewunderung, Sympathie, Freundschaft und höchstem Wohlgefallen an dem Gegenstande unserer Neigung, das wir eben „Liebe“ nennen — nun, diese Liebe, wie echt sie war, verwirrte doch seinen Verstand nicht. Er fühlte weich wie seine deutsche Mutter und calculirte richtig wie sein amerikanischer Vater. Eines müssen wir jedoch hervorheben zur Vervollständigung des Bildes dieses Mannes: bei allem Berechnen, was er noch zu thun habe, kam doch der Gedanke an die möglichen Reichthümer, die seine künftige Gattin ihm zubrachte, nicht in seine Seele. Wenn er an ihre Besitzungen dachte, so geschah es nur in Verbindung mit dem Wunsche, bei bevorstehender Abreise das Eigenthum der jungen Waise ihr gesichert zu wissen unter guter Verwaltung; es war seine, wir möchten sagen, kaufmännische Racceneigenschaft der Ordnung und Säuberlichkeit in solchen Dingen, die ihn hiefür Maßregeln treffen ließ. Freilich war er selbst so begütert, daß er allerdings an Schätze nicht zu denken brauchte, die eine Frau ihm zubringen könnte.

Der Wirth erzählte ihm während dem Frühstück, was er alles für Schritte gethan, um den mit zwei stattlichen Rappen bespannten Landauer, der vor dem Hotel hielt, rechtzeitig dem Herrn zur Verfügung zu stellen. Staunton hörte zerstreut zu, dankte und stieg in den Wagen.

Zuerst fuhr er nach dem Landungsplatze, wo der Steamer „Benjamin Franklin“ angelegt hatte. Er traf den Kapitän auf dem bereits erwähnten ungeheuren schwimmenden Holzquai, der den Verkehr zwischen dem Lande und den Schiffen vermittelt. Staunton's erste Frage war, ob der Steamer wirklich heute noch abgehe. Heute Abend um sechs Uhr,

war die Antwort des Kapitäns. Ob eine elegante „Ladies' Cabin" noch frei sei, forschte der junge Mann weiter. Es gab eine solche, und der Kapitän hatte auch Platz für die Dienerschaft und erklärte sich bereit, die vier Pferde der Dame, wenn es so sein müßte, an Bord zu nehmen; denn von Allem dem sprach ihm Staunton, ohne im Uebrigen sich auf nähere Erklärungen einzulassen.

Um neun Uhr Morgens hielt Staunton's Wagen vor dem Hause des Advocaten Mr. Taylor, und droben im Empfangszimmer hatte der junge Amerikaner eine Unterredung mit dem ältlichen Herrn, der ernst, aber wohlwollend anhörte, was Staunton ihm mit vollständiger Offenherzigkeit erzählte. Diesem Herrn legte er auch seinen Paß vor, der die Identität seiner Person feststellte; auch traf es sich günstig, daß Mr. Taylor den Vater des jungen Mannes gekannt hatte und wußte, welchem anständigen und reichen Hause Boston's sein Gegenüber angehöre.

Mr. Taylor war bereit, den jungen Mann zu begleiten, als dieser ihn bat, zu Fräulein St. V*** mitzukommen. Es war über dem Gespräche zehn Uhr geworden, und man durfte — besonders unter so ungewöhnlichen Umständen — den Besuch bei der jungen Dame sich erlauben.

Die Pferde hielten vor dem Gitterthore, durch das gestern die drei Särge waren getragen worden; die schwarze Dienerschaft eilte herbei und bewies sich unterthänig und freundlich zugleich, indem sie mit vielen Bücklingen sich um die Aussteigenden zu schaffen machte; auch fuhr der Kutscher die Pferde in den Schatten einer Hofmauer und nahm ihnen das Geschirr ab.

Georgine St. V*** empfing die Herren in dem Gartensalon von gestern, wo aber das Trauergerüste war weggeräumt worden; nur die großen Leuchter standen noch in

einer Ecke des Zimmers. Die junge Herrin selbst trug ein schwarzes Kaschmirkleid.

Als sie Mr. Taylor's ansichtig wurde, eilte sie dem alten Herrn entgegen und faßte mit Wärme seine Hand. Man hatte mir gesagt, auch Sie seien verreis't, sprach sie. Welches Glück, daß Sie hier sind.

Mr. Taylor hielt die Hand des jungen Mädchens fest; Ulysses Staunton hatte sich auch genähert; er faßte die Linke der jungen Kreolin und führte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen. Ein freundlicher Blick war die Begrüßung, die ihm zu Theil wurde, da indessen Mr. Taylor begonnen hatte, sein Beileid zu äußern über den schweren Verlust, den Georgine erfahren, und zugleich seine Entschuldigung vorbrachte, daß er sich nicht früher eingefunden; sie lag in seiner Pflicht als Municipalbeamter, in diesen schweren Tagen dem Allgemeinen seine Kräfte zu weihen. Er war so ehrlich, zu gestehen, daß er auch heute vielleicht noch nicht gekommen wäre, wenn nicht „dieser junge Freund", der „Sohn eines vortrefflichen Vaters, den ich die Ehre hatte zu kennen", ihn herbeigerufen hätte.

Ein warmer Blick der Waise, der bei Erwähnung ihres Verlustes wieder die Thränen über die sanften Wangen perlten, war der Lohn für diesen Freundschaftsbeweis des nun nicht mehr fremden jungen Mannes. In der That hätte er die Ehrlichkeit seiner Absichten nicht besser beweisen können, als indem er einen Freund der Familie aufsuchte und herbeiholte. So handelte kein Abenteurer; dieser Zug gewann ihm das volle Vertrauen des Fräuleins, und nun hatte sie ja auch soeben erfahren, daß er von guter Herkunft sei; Herr Taylor hatte den Vater des jungen Bostoner Bürgers einen „vortrefflichen" Mann genannt.

Ulysses Staunton fühlte seinerseits, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, das entscheidende Wort zu sprechen. Was

er wollte — wenn er noch gestern daran hätte zweifeln können —, war ihm jetzt seit seinem Eintritte in den Saal geworden, als er die blühende Gestalt vor sich sah, deren Reize im Trauerkleide durch den Gegensatz schwellender Jugend nur noch gesteigert wurden.

Mit einer vor Aufregung zitternden, aber ausdrucksvollen Stimme begann er folgendermaßen zu sprechen: Mein Fräulein! Daß gestern ein Ungefähr mich hieher geführt hat, wissen wir alle Drei; aber mir ist es . . . ich weiß nicht, wie Sie und dieser ehrenwerthe Herr darüber denken . . . mir ist es kein Ungefähr mehr. Für mich war es der entscheidende Gang meines Lebens. Er wischte sich mit der Hand über die freie Stirn und rang einen Augenblick nach Athem. Das Fräulein und Mr. Taylor hatten sich gesetzt, und durch eine Handbewegung hatte das Fräulein auch Herrn Staunton eingeladen, sich auf einen Stuhl niederzulassen. Er that es mechanisch und fuhr fort:

Ich glaubte anfänglich, mein Fräulein, ich müsse Ihnen den Vorschlag machen, Sie möchten zu Ihrer Rettung diese Stadt und das Land verlassen. Ich thue diesen Vorschlag . . . aber . . . ich bin zu ehrlich, es zu leugnen, ich thue ihn nun eben so sehr um meinetwillen, als zu Ihrem Heile.

Georgine St. V*** wurde todtenblaß, und ihre schwarzen Augen schienen auf dem Boden etwas zu suchen. Der junge Amerikaner fuhr fort:

Sie fühlen, was ich sagen will; aber Sie müssen es auch hören. Sei es denn gesagt: Ich liebe Sie und beschwöre Sie, mein zu werden fürs Leben, einem Manne, der Sie anbetet, sich zu ergeben, einem Manne, der sein Glück darin finden wird, Ihnen zu ersetzen, so weit dies Menschen möglich ist, was der Tod Ihnen geraubt hat.

Bei den letzten Worten war er vom Stuhl niedergeglitten und hatte knieend die Hand Georginens erfaßt, die

einen Versuch machte, sie ihm zu entziehen, aber den Versuch aufgab in dem Augenblick, als sie eine heiße Thräne, die nicht aus ihrem Auge kam, auf ihrer Hand fühlte. Herr Taylor seinerseits hatte sich erhoben und war an die nach dem Garten führende Pforte getreten; obschon er nach Allem, was vorangegangen war, so etwas hatte ahnen müssen, hatte doch dieser plötzliche Ausbruch von Leidenschaft ihn überrascht.

Antworten Sie, Georgine, flehte Staunton.

Die Waise wollte antworten; ein Thränenstrom machte es ihr unmöglich; sie erhob sich rasch; im ersten Augenblick wollte sie sich in die Arme Mr. Taylor's flüchten; aber so vertraulich war eigentlich ihr Verhältniß zu dem Geschäftsfreunde ihres Vaters nicht, daß sie in einem solchen Augenblicke an seine Brust hätte ihr Köpfchen legen mögen. Das Gefühl der Verlassenheit überkam sie wieder. Und da ... vor ihr lag ein edeldenkender Mann, zu dem vom ersten Moment ihrer Bekanntschaft mit ihm ein sympathisches Gefühl sie hingezogen hatte. Sie stützte ihren linken Arm auf die Lehne des hohen, künstlich geschnitzten Ebenholzstuhles, von dem sie aufgestanden war, während Staunton ihre Rechte noch in seiner Hand hielt, ohne zu wagen, einen Kuß darauf zu drücken. Endlich sprach sie: Mein Herr! Bedenken Sie, daß Sie zur Tochter sprechen, die gestern den Vater, zur Schwester, die gestern die Brüder bestattet . . .

Staunton erhob sich und trat dicht an das Mädchen heran. Das eben habe ich bedacht, flüsterte er ihr zu, indem sich seine hohe Gestalt von der Seite über sie hinbeugte. Das habe ich bedacht. In keinem heiligeren Augenblicke konnten Sie den Bund zu einem neuen Leben schließen, als in dem Augenblicke, da neue Liebe mit der alten in Ein Gefühl verschmelzen will. Sind nicht eben die von Ihnen Beweinten es gewesen, die mir den Weg in dieses Haus ge-

wiesen haben? Es ist eine Vorsehung hierin, glauben Sie mir, Georgine, glauben Sie es.

Und seiner nicht mehr mächtig, schloß er das herrliche Geschöpf in seine Arme, zog sie an seine Brust, und sie ... sie fand die Kraft nicht, ihn zurückzustoßen, sie duldete die Umarmung, duldete den Kuß, den er erst auf ihre Stirn, dann den glühendern, den er auf ihre Lippen drückte, und endlich umschlang sie ihn selbst, da sie zu fallen glaubte, wenn sie es nicht that.

Es herrschte einen Augenblick eine tiefe Stille im Zimmer, nur durch leises Schluchzen unterbrochen; auch Mr. Taylor wischte sich die Augen.

Dann suchte Jedes Sammlung, und der junge Mann fand sie zuerst. Er führte das Fräulein vor den Freund des Hauses und sprach, ohne daß die Waise ihn verhindert hätte: Meine Braut, Mr. Taylor! Kommen Sie, fügen Sie unsere Hände zusammen im Namen der beiden Väter, die Sie gekannt haben und die nicht mehr sind. Hier stehen zwei verwais'te Menschen, die auf Erden Niemand haben, als jedes das andere, das aber ganz.

Diesen herzlichen Worten konnte Niemand widerstehen. Mr. Taylor fügte die schmale Hand des schönen Mädchens in die Rechte des jungen Mannes und sprach mit aufrichtiger Rührung: Es ist Gottes Wille. Wenn eure Eltern aus einer andern Welt auf euch niedersehen könnten, so müßten sie selbst, ich glaube es, diesen Bund segnen.

Eine Stunde später wußte das Gesinde des Hauses, daß sie noch heute alle auf dem Dampfer verreisen würden, daß man selbst die Pferde mitnehme, während dagegen das Haus mit dem Siegel der Behörde werde verschlossen werden. Mr. Taylor hatte es übernommen, einstweilen das Ganze zu verwalten und die Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen.

Es kostete allerdings einige Mühe, das Fräulein zu überreden, die Trauung der Verlobung auf dem Fuße folgen zu lassen. Aber da unter den obwaltenden Umständen dies das einzig Verständige war, willigte sie endlich ein. Sie konnte ja nicht ihren Verlobten der Gefahr der möderischen Krankheit länger aussetzen und fühlte, daß ihr, da er sie nicht verlassen würde, daher nichts anderes übrig bleibe, als mit ihm zu verreisen. Dieses Letztere war nicht wohl anders möglich, als wenn sie in der Eigenschaft seiner Gattin das Schiff betrat. Eine gewöhnliche, sich zierende Natur war Fräulein St. V*** nicht; auch hatte der Ernst dieser letzten Tage in ihr eine Stimmung zuwege gebracht, in der das Außerordentliche ihr nicht so außerordentlich mehr schien, wie es uns in ruhigen Zeiten erscheint. Es standen große Dinge auf dem Spiele; man mußte reellen Verhältnissen eine gewisse Realität des eigenen Innern gegenübersetzen. Und so willigte endlich Georgine ein, noch heute die Trauung vollziehen zu lassen. Es geschah vor dem Beamten, der in amerikanischen Städten für diese Angelegenheit vom Staate angestellt ist. Staunton's Paß war das genügende Legitimationspapier. Als Zeugen functionirten Mr. Taylor und der in Eile herbeigeholte Wirth vom Charlie's Hôtel. Georgine, im Trauerkleide vor dem Beamten stehend und die Hand vertrauensvoll in die Rechte des gestern ihr noch unbekannten Mannes legend, war ein rührendes Bild heiligen Zutrauens, unentweihten Glaubens an die Menschheit.

Es gab hierauf in Charlie's Hôtel ein kleines Mahl, nicht ein Hochzeitsessen, da die Umstände nicht darnach angethan waren, sich lautem Frohsinn zu überlassen. Unterdessen hatten die Diener im Hause Georginens Alles für die schleunige Abreise gerüstet; Mr. Taylor hatte die gerichtliche Versiegelung der Hinterlassenschaft noch vor der Trauung in seinem Beisein vollziehen lassen, so daß gegen 6 Uhr

Abends der rastlose Eifer Staunton's mit vollständigem Erfolge gekrönt war, denn um diese Stunde, als bereits die Dampfpfeife das vorletzte Signal zur Abfahrt gegeben hatte, rollte sein Wagen auf die Landungsbrücke. Wenige Augenblicke nachher betrat er das Verdeck des Schiffes, und an seinem Arme schwebte im Trauerkleide das herrlichste, süßeste Geschöpf der durch Frauenschönheit so berühmten ehemaligen Hauptstadt Louisiana's. Verwundert sahen die übrigen Passagiere, in welcher Begleitung der junge Mann, der gestern so leichtsinnig sich in die verpestete Stadt gewagt hatte, an Bord zurückkehrte. Die Männer sagten: Ja nun, da war es freilich zu begreifen! Die Damen aber, die ihn mit so großer Besorgniß hatten ans Land gehen sehen, empfanden nun, da er gesund zurückkehrte, gar keine so große Freude mehr an dieser Rückkehr, fanden ihn auch lange nicht mehr so interessant wie vorher, machten sich aber doch an die schwarze Dienerschaft, die mit den Pferden an Deck gekommen war, um zu erfahren, wer eigentlich das junge Paar sei, das alsobald in der „Ladies' Cabin" verschwand.

II.

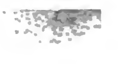
Wenn jemals Honigwochen und Honigmonate einem jungen Paare in reinstem Glücke vergingen, so war es gewiß hier der Fall. Denn selbst die Anfangs heftigen, dann allmählich sanftern Ausbrüche kindlichen und schwesterlichen Schmerzes wurden für Georgine jeweilen Augenblicke, in denen Wehmuth und Wonne zu einem unsäglich erhebenden und beglückenden Gefühle verschmolzen, indem in solchen Augenblicken die Zartheit der Tröstungen und der Liebesbeweise Staunton's den jungen Gatten im schönsten Lichte

zeigte. Er seinerseits wußte das Glück zu genießen, das ihm eben dieser hohe Wellenschlag abwechselnder Gefühle der an sein Herz gelegten lieblichen Gattin gewährte. Die innigste Vertraulichkeit erwuchs rasch aus solchen gewaltsamen Gemüthserschütterungen, und alle jene Freuden, die sonst im ehelichen Leben oft den Charakter des Gewöhnlichen annehmen, bewahrten hier den Zauber des ewig Neuen; denn von Gefühlen lebt die menschliche Seele, und ein Glück, das nicht aus diesem tiefsten Born Erfrischung zieht, ist ein bald verdorrendes.

Nun kam freilich hier all das Angenehme hinzu, das der Besitz äußerer Glücksgüter gewährt, die Freiheit namentlich, ohne enge Rücksichten oder gar Sorgen thun zu können, was man am liebsten mochte. Schon am ersten Tage ihrer Fahrt hatte Staunton seiner jungen Gattin vorgeschlagen, die nächsten Monate ganz auf der Reise durch alle großen Städte der Union zuzubringen, damit sie alsdann bleibende Wohnung nehmen könnten, wo es ihr am besten gefalle; denn er fühlte sich an Boston durchaus nicht gebunden, obschon daselbst sein vom Vater ererbtes Haus ganz zu ihrer Beiden Verfügung stehe. Wirklich gefiel es der jungen Frau daselbst nicht; ihrem an südliche Vegetation gewöhnten Auge that der nordische Charakter dieser großen Handelsstadt fast wehe. So reis'ten sie denn — aber diesmal zu Lande — wieder rückwärts nach New-York, nach dem freundlichen Philadelphia, besuchten auch das berühmte Baden-Baden der Vereinigten Staaten, Saratoga, und im Herbst, der schönsten Jahreszeit Nordamerika's, die emporblühenden Städte an den großen Seen, und zuletzt entschied sich Mrs. Staunton für New-York, das zwar auch genugsam nordischen Charakter bekundet, aber mit seinem prächtigen Broadway, mit den vielen großen und kleinen baumreichen Rasenplätzen mitten in der Stadt und mit all seinem welt-

städtischen Comfort für die junge Frau dieselbe Anziehung bewies, die es auf so viele reiche Süd- und Mittelamerikaner fortwährend ausübt. Hier also suchte Staunton einen am Broadway, aber nicht im lärmendsten Theile dieser Riesenstraße gelegenen, palastähnlichen eleganten Braunsteinbau aus, vor dessen hohen, hellen Fenstern ein Rasenplatz mit Bäumen und Springbrunnen das Auge erfreute. Das Haus hatte auch seinen Hof und einen Garten, der abgesehen von dem Charakter der Bäume — Ahorn, Linden, Silberpappeln und tiefästige Tannen — an den Garten zu New-Orleans im elterlichen Hause seiner Gattin erinnern konnte. Zu Winters Anfang zogen sie hierher und überließen sich, so lange der Zustand der jungen Frau dies erlaubte, den mannichfachen abwechselnden Unterhaltungen der großen Handelsmetropole der Union.

So schien nun Alles im besten Geleise, als ein Ereigniß, das sonst immer als ein durchaus freudiges betrachtet wird, eine gewisse Bewölkung des bis dahin hellstrahlenden Himmels ehelichen Glückes vorbereitete und herbeiführte. Die junge Frau genas zu Frühlings Anfang von einem stattlichen Knaben. Mehrere Wochen lang nach der Geburt schwebte die Mutter zwischen Tod und Leben; endlich erholte sie sich wieder, und ihre Schönheit war nach erfolgter Genesung eine feinere, geistigere als früher. Aber die Gesundheit der jungen Frau schien eine geheime, nachwirkende Erschütterung erfahren zu haben, und merkwürdiger Weise war auch in ihrem seelischen Zustande eine Veränderung eingetreten. Die volle Liebe und Zärtlichkeit der blassen jungen Frau concentrirte sich auf das Kind in einer Weise, die vielleicht einem Manne gewöhnlichen Schlages nicht aufgefallen und auch nicht unlieb gewesen wäre, aber der sensibeln Natur Staunton's alsobald bemerkbar und schmerzlich wurde. Er war geliebt, ohne Zweifel, aber er war von



jetzt an in zweite Linie gesetzt. Georgine war vor Allem Mutter und dann eine freundliche, aber nicht mehr in ihrem Manne ganz aufgehende Gattin. Man sagt, daß diese Erscheinung übrigens die ganz gewöhnliche sei, so daß Fälle, in denen sie nicht eintritt, zu den seltenen Ausnahmen gehören. Auch ist den meisten Männern, die ihrer Arbeit leben, ein derartiges Verhältniß das bequemere, da es ja häusliches Glück im gemeineren Sinne des Wortes nicht ausschließt und dazu die beruhigende Garantie gewährt, die Kinder seien vortrefflich besorgt. Ob nun auch bei Georgine der gewöhnliche Grund, den man einfach als mütterlichen Instinct bezeichnen dürfte und den besonders die Nationen germanischer Abstammung hoch preisen, die Ursache der Veränderung war, oder ob hier ein psychisches Motiv, das in den besondern Lebensverhältnissen Georginens seine Grundlage hatte, mitspielte, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Man könnte sich in letzterer Hinsicht die Sache etwa so vorstellen: Als Georgine dem jungen fremden Manne sich zur Gattin gab, war sie ganz verlassen von allen den Ihrigen; keine Verwandten ihres Blutes waren ihr geblieben. So hing sie mit ganzer Seele an dem einen Menschen, der sie mit Liebe und aller erdenklichen Sorgfalt umgab. Jetzt hatte sie aber aus diesem Bunde ein neues Wesen gewonnen, das, wie es an ihrem Busen lag, ihre eigene wie des Gatten Familie in seiner kleinen, weichen Existenz darzustellen schien; aus diesen schwarzen Augen traf sie der Blick des Vaters, und diese feinen Glieder, die sie küßte, waren bald ihre vertrautesten stillen Heiligthümer in dieser fremden Welt ihres Mannes. Und so geschah es denn, das das Dritte im Bunde, das gute unschuldige Knäblein, das bisher so innige Verhältniß seiner Eltern leise lös'te und, was ehedem leidenschaftliche Hingebung und Liebe war, in freundliches Wohlwollen und achtungsvolles Nebeneinanderleben verwandelte.

Wie in der Natur, wenn irgendwo eine Ritze ist, alsobald Allerlei hineindringt, Staub, Regenwasser und kleine geschäftige Thiere, so traten auch hier scheinbare Kleinigkeiten hinzu, die die Veränderung merklicher machten. Der confessionelle Unterschied der Gatten war bis dahin niemals zwischen ihnen zur Sprache gekommen. Jetzt, da es sich darum handelte, dem Knäblein einen Namen zu geben und es natürlich schien, dies durch den Taufact geschehen zu lassen, trat die Frage hervor, nach welchem Ritus der Kleine sollte getauft werden. Die Mutter bat, daß die Ceremonie vom katholischen Geistlichen vorgenommen werde, während Staunton lächelnd einwandte, wenn das nächste Kind ein Mädchen sei, so möge dasselbe der Mutter im Glauben folgen; bei Knaben sei es gebräuchlich, daß sie in der Confession des Vaters auferzogen würden. Zudem, setzte er ernster hinzu, sei die protestantische Confession diejenige, die sowohl dem Charakter des Mannes überhaupt, wie insbesondere dem Wesen des amerikanischen Bürgers besser entspreche, als der katholische Glaube, der manche unmännliche Unterwerfung von den Gläubigen fordere und über den amerikanischen Staat hinaus noch eine Gewalt anerkenne, die im alternden Welttheil Europa ihren morschen Sitz habe.

Er brachte dergleichen vor ohne Leidenschaft; denn für seine Person war er kirchlich indifferent oder, wie er es lieber nannte, Freidenker, obschon er niemals sich die Mühe genommen hatte, diesen Dingen in philosophischer Weise gründlich nachzudenken. Ihm war eine solche Sinnesart, er wußte selbst nicht wie, gleichsam angeflogen, sie entsprach seinem persönlichen Unabhängigkeitsgefühle, seinem Selbstbewußtsein; dabei besaß er hinlänglich Phantasie, um gelegentlich für die Cultusformen der römischen Kirche zu schwärmen. Aber den erstgebornen Sohn dieser Kirche überliefern, das war doch etwas, wogegen sein praktischer Sinn sich sträubte.

Ihrerseits wurde Georgine von dieser Angelegenheit tief bewegt; sie brachte zur Begründung ihres Verlangens namentlich das Eine vor, daß nach der Glaubenslehre der katholischen Kirche in einem jenseitigen Leben das Kind für die Mutter verloren wäre, wenn es nicht gleich der Mutter dem Schooße der Gemeinschaft angehörte, die sich nicht umsonst die alleinseligmachende nenne. Die protestantische Kirche hingegen, sagte Georgine, lehre keine derartige Beschränkung, so daß es immerhin am sichersten sei, das Kind katholisch taufen zu lassen. Wie es zu geschehen pflegt, wo auf der einen Seite wirklicher Glaube, auf der andern Indifferenz einander bekämpfen, mußte die letztere der activen Kraft des erstern schließlich weichen, und der Kleine wurde nach dem Namen der Mutter — Georges — und von einem Priester der römischen Kirche getauft.

Von da an geschah es, daß Mrs. Staunton zuweilen den Besuch des Geistlichen erhielt, eines durchaus ehrbaren Mannes, der einfach die seelsorgerliche Pflicht zu erfüllen glaubte, wenn er die mit einem protestantischen Manne verheirathete Angehörige der römischen Kirche nicht vernachlässige. Trotz dem notorischen Reichthum seines Beichtkindes machte er niemals Versuche, Mrs. Staunton zu Spenden für die New-Yorker katholische Kirche oder zu anderweitigen Kirchenstiftungen zu veranlassen, nahm aber mit Dank die großen Geldgeschenke in Empfang, welche ihm die junge Frau unaufgefordert übermittelte zur Unterstützung der wirklich Nothleidenden. Dieser Verkehr mit dem ehrwürdigen Manne hatte also Nichts an sich, was dem Gatten ernstliche Bedenken einflößen konnte. Da war kein jesuitisches Sicheindrängen in die Familie, kein habsüchtiges Ausbeuten des frommen Glaubens; dennoch fühlte sich Staunton ärgerlich, um nicht zu sagen unglücklich, über diese nicht häufigen Besuche des frommen Geistlichen. Lag doch in den schönen

Augen seiner blassen Gattin von jetzt an zuweilen ein schwärmerischer Ausdruck, der in Staunton die peinliche Empfindung weckte: du bist nicht bloß in zweite, nein, in dritte Linie gestellt. Und so war er eifersüchtig auf sein Söhnchen und auf den Gott seiner jungen Frau.

Aber eine solche Eifersucht, bei der das eine Object das eigene liebe Kind, das andere eine imaginäre, unfaßbare Macht war, konnte bei einem Manne von Staunton's praktischer Art nicht von Dauer sein. Sie erlosch mit der leidenschaftlichen Zuneigung zu dieser Frau, die in ihrer Seele andere Götter aufgestellt hatte, als das Idol ihres Gatten. Georgine blieb ihm theuer; aber sie war nicht mehr seine Welt, die ihn bisher wie in einen Zauberkreis gebannt gehalten.

Natürlich ging diese Veränderung nicht in wenigen Wochen vor sich; aber ein Jahr nach der Geburt des Kleinen hatte sie sich vollzogen. Andere Kinder folgten nicht nach; um so inniger umschloß Georgine ihr holdes Knäbchen und wußte ihren Tag vollständig auszufüllen mit hundert kleinen Beschäftigungen, die nur ihrem Kinde galten. Beschäftigung! Das war nun auch das Ziel, auf das Ulysses Staunton seine Blicke richtete. Ich habe Nichts zu thun, gestand er sich selbst. Meine Frau hat unsern Jungen! Mir fehlt eine Arbeit, die mich erfüllt. Darum verfalle ich auf Grillen, weil ich an keiner Beschäftigung mit tieferm Interesse hafte. Als er diese Gedanken in Gegenwart seiner Gattin äußerte, gab sie ihm von Herzen Recht; denn er hatte sie manchmal fast kindisch gequält mit seiner Eifersucht. Nun dachte Staunton nach, um ausfindig zu machen, was er beginnen könnte. Und da war es denn natürlich, daß er auf den Holzhandel verfiel, dem einst in Boston sein Vater obgelegen hatte; aus diesem Handel stammte sein großes Vermögen, und dieser Handel war interessant, inso=

fern er den Anlaß gab, mit dem Innern des Landes in Verbindung zu treten, Reisen dorthin zu unternehmen, an Canalisationsprojecten sich zu betheiligen und überall wichtige commercielle Verbindungen anzuknüpfen.

So überraschte denn Ulysses Staunton seine Gattin eines Tages mit dem bestimmt ausgesprochenen Entschlusse, sofort eine Reise an die großen Seen zu unternehmen, wo er sich die Wälder ansehen und durch eigene Anschauung die besten Communicationswege kennen lernen wollte. Es war eine Reise auf mehrere Monate berechnet und die erste Trennung der jungen Ehegatten. Einen Augenblick sah es aus, als ob diese Reise nicht zu Stande kommen würde, indem Georgine bei der plötzlichen Mittheilung ihrem Gatten eine so tiefe Bewegung der Seele zeigte, daß auch in ihm die stürmische Leidenschaftlichkeit der ersten Liebeszeit wieder erwachte und über dem Abschiednehmen wirklich der Eisenbahnzug versäumt wurde, der schon in den fünfziger Jahren den Hudson entlang den raschesten Verkehr mit dem Becken des Ontario vermittelte. Aber nachdem das erste Erstaunen vorüber war, legte sich nach dem Austausche einiger Zärtlichkeitsbeweise die Aufregung in Beider Herzen, und Georgine sprach mit Fassung und Ruhe von all den häuslichen Angelegenheiten, mit denen sie in Abwesenheit des Gatten ihre Zeit auszufüllen gedachte, und wie sie besonders hoffe, daß der kleine Georges bei der Rückkehr des Vaters schon werde gehen können und vielleicht auch einige Worte sprechen. Dann bat sie ihren Gatten, in dem noch halbwilden Lande sich keiner unnöthigen Gefahr auszusetzen, gesund zu bleiben und wohlbehalten zu ihr zurückzukehren. Das Alles wurde im Ton verständiger Freundlichkeit vorgebracht, hie und da mit einer dazwischen gestreuten kleinen Liebkosung oder einem Scherzworte, das sich wie das Zwitschern eines Vögelchens ausnahm.

Am andern Tag wäre längeres Abschiednehmen schon wie eine Komödie gewesen. Eine kurze Umarmung, ein herzlicher Kuß — und Ulysses Staunton eilte, in seinen Wagen zu kommen, der ihn nach dem Bahnhof brachte. Als er zum letzten Male zu den Fenstern seines Hauses empor schaute, sah er Georgine an einem derselben stehen; sie hielt das Knäblein in beiden Armen, so daß sich hinter der kleinen Gestalt ihr eigenes Haupt verbarg; den letzten Gruß der winkenden Hand ihres Gatten konnte sie weder sehen noch erwiedern.

Bald darauf saß Staunton im sausenden Eisenbahnzuge, der haarscharf am Rande der Hudson hingeht, so daß die Reisenden den Lauf dieses gewaltigen, von majestätischen Seeschiffen belebten Stromes und sein schönes Thal nie aus den Augen verlieren. Das rege Treiben, das in den Waggons dieser Bahnlinie herrscht, riß auch Staunton aus seinen Träumereien. Zuerst hatte er sich der kleinen Buben zu erwehren, die als fahrende Kleinhändler mit Aepfeln, Pfirsichen und Zuckerwerk von Wagen zu Wagen laufen. Dann kamen die News' boys, die Zeitungsbursche mit ihren Vorräthen politischer, commercieller, ernster und humoristischer Literatur. Diese schlauen Gesellen bieten den Passagieren nichts an im Moment des Einsteigens; denn da denkt doch jeder Reisende hauptsächlich nur darauf, einen guten Platz zu gewinnen. Dann aber, wenn die Leute alle ihre gesicherten Plätze haben und nach der ersten Emotion der wirklich begonnenen Abreise eine gewisse Abspannung oder Langweile sich einstellt, dann brechen die News' boys mit ihrer Waare hervor. Ulysses Staunton versah sich mit einem bedeutenden Vorrath von Lectüre, da ihm Niemand im Zuge so viel Interesse abgewann, daß er sich mit mündlicher Unterhaltung hätte die Zeit vertreiben mögen. Es waren hier in einer Wagenklasse vereinigt Reisende, die in Europa auf

drei bis vier Klassen sich vertheilen würden, reiche englische Familien aus dem Mutterlande, die zu ihrem Vergnügen reis'ten, Offiziere in Scharlachröcken, die auf Urlaub aus Kanada herübergekommen und vermuthlich auf der Rückreise begriffen waren, behäbige, vierschrötige Farmer aus der Umgegend, die auf den einzelnen Stationen ausstiegen, um gewöhnlich durch ihresgleichen rasch ersetzt zu werden; aber auch echte Hinterwäldler mit Kugelbüchse und Holzaxt saßen da und dort in einer Ecke und — als die schüchternsten und unansehnlichsten aller dieser Passagiere, aber zahlreich genug — Auswandererfamilien aus dem alten Europa, Iren und Deutsche besonders.

Ulysses Staunton ließ sich Zeit zu seiner Reise; er stieg da und dort aus, um sich die Gegenden zu besehen, mehr mit dem Auge des Malers, als dem des Holzhändlers; namentlich die freundlichen Landschaften des durchweg gebirgigen Vermonter Ländchens fesselten ihn mehrere Tage, die er auf Ausflügen zu Pferde angenehm zubrachte. Dann ging es wieder weiter mit der Bahn, bis er endlich Kingston am Ontariosee erreichte, von wo Staunton seine Reise auf einem der prächtigen hohen Dampfer fortsetzte, die diesen gewaltigen See befahren.

Es war an einem frischen Sommermorgen vor Tagesanbruch, als Staunton auf einem Schiffe, das wohl werth gewesen wäre, die Königin Kleopatra auf einer ihrer luxuriösen Lustfahrten zu tragen, in das weite, breite Wasserfeld hinausdampfte, das unter dem Nebeldufte hinweg noch aus großer Ferne mit tausend flimmernden Wellen glitzerte. Schon röthete sich der östliche Himmel, die Nebel flohen und ließen plötzlich das waldreiche Ufer und die Vorgebirge hervortreten, die da und dort in den See sich erstrecken. Es war ein herrlicher Tag, und Lebenslust durchdrang alle auf dem Deck des Schiffes Befindlichen, selbst die armen, dürftig

gekleideten Auswanderer, die ihre Reisemühsale zu vergessen und wie verschmachtende Pflanzen, die man ins Wasser setzt, neu aufzublühen schienen.

Unter der bunten Menge, die sich des Schauspiels der aufgehenden Sonne freute, befand sich auch ein schönes junges Mädchen, das manchen Blick der an Bord befindlichen Männer vom aufgehenden Feuerball ablenkte und so ganz eigentlich als eine Nebenbuhlerin der Sonne erschien. Nur daß die Sonne, wie sie nun ihre Strahlen auf das dahinschwebende herrliche Schiff verschwenderisch ausgoß, ihrer Rivalin selbst noch neue Reize verlieh. Es gab nichts Lieblicheres zu sehen, als das unter einem kleinen Hütchen sich hervorstehlende blonde Kraushaar, das in freien seidenen Spiralen um die Stirn und die Schläfe des jungen Mädchens flatterte und nun hell glänzte im Morgensonnenschein. Und nun in diesem Glorienschein der blonden, im Winde spielenden Löckchen ein allerliebstes frisches Gesichtchen, aus dem zwei dunkelblaue große Augensterne so fragend, so fast furchtsam und dann auch wieder so lebensfroh und immer mit bezauberndem innigen Ausdruck hervorleuchteten! Von welchem Gewerbe, Stande, Range, aus welcher Klasse der Gesellschaft das schöne Mädchen war, das konnte man der schlanken Figur nicht ansehen, die nett, nach der Mode, aber nicht luxuriös gekleidet war. In Amerika sieht man überhaupt den Leuten nicht so leicht an, was Jeder ist, während im alten Europa Jeder mehr oder weniger öffentlich gezeichnet ist. Vielleicht war sie eine Farmerstochter, was wir also ein Bauernmädchen nennen würden. Aber sie konnte ebenso gut eines Professors oder eines Generals Kind sein. Ein zierlicher Kranz Pariser Kunstblumen rahmte ihr seidenes Hütchen und ihr kindlich unschuldiges Gesichtchen auf eine recht geschmackvolle Weise ein, und sie war überhaupt von Kopf bis zu Fuß in solche rosige und lebhafte Farben

gekleidet, wie sie den jungen Bürgerinnen der vereinigten Staaten behagen.

Zum bloßen Vergnügen reis'te die junge Schönheit nicht; das konnte Staunton, der sich von ihrer Erscheinung wie gebannt fühlte, alsobald bemerken, wie großes Vergnügen ihr auch diese Fahrt zu gewähren schien. Sie war gewisser Einkäufe wegen nach Kingston gekommen; eine Menge Schachteln, Körbe und Kistchen stand und lag um sie herum und war auf dem Boden und auf der längs der Brüstung laufenden Bank so von ihr geordnet worden, daß dieses Reisegepäck, ohne den andern Passagieren geradezu beschwerlich zu fallen, doch eine Art kleiner Festung bildete gegen allzu intime Annäherungsversuche fremder Herren. Ein solches Bollwerk war nicht überflüssig; denn alle männlichen Personen des Schiffes, vom schwarzen Schiffskoch aufwärts bis zum etwas fetten, ältlichen Käpitän, huldigten durch mehr oder weniger zudringliche Blicke den frischen Reizen dieser Gestalt, die wie eine Personification des Frühlings sich ausnahm.

Aber Staunton lief Allen den Rang ab. Denn, als die Frühstücksstunde kam und das junge Mädchen mit unbefangener Heiterkeit aus einem Reisetäschchen ein weißes Brod herauszog, das sie als einzigen Morgenimbiß mit ihren weißen Zähnen zu knuspern begann, während die meisten Passagiere sich im Salon gütlich thaten an den Delicatessen des anglo-amerikanischen Breakfast, da näherte sich Staunton mit weltmännischer Höflichkeit dem jungen Mädchen und fragte in jenem ihm eigenen Tone, der Achtung und Herzlichkeit zu gleicher Zeit ausdrückte, ob das Fräulein ihm den Gefallen thun möchte, mit ihm hier auf Deck gemeinschaftlich zu frühstücken.

Der Leser muß bedenken, daß diese Frage, die auf den Boulevards von Paris eine höchst indiscrete gewesen wäre,

hier auf dem Verdeck eines Ontario-Dampfers bei weitem diesen verfänglichen Charakter nicht hatte. Auch ist bei amerikanischen Damen das Bewußtsein ihrer Würde und ihrer Unantastbarkeit ein so großes, daß sie eher wagen, auf derartige Anerbietungen mit Ja zu antworten, vorausgesetzt der Fragende habe das Wesen eines Gentleman und gefalle ihnen überhaupt.

Die junge Miß erröthete flüchtig; dann sagte sie, während ein reizendes Lächeln ihre Wangen überhauchte: Sie sehen, mein Herr, daß ich mein Frühstück bereits begonnen habe, während Sie noch über nichts verfügen, das Sie mir anbieten könnten.

Das war fast mit Muthwillen vorgebracht und weder eine Zusage noch eine Ablehnung. Sofort winkte Staunton einem vorübereilenden Kellner und bestellte für zwei Personen Chocolade mit Semmeln; noch mehr zu bieten, hielt er für unklug; er wollte nicht durch splendide Bewirthung der jungen Dame verdächtig werden. Seine Berechnung erwies sich als richtig. Das Fräulein würde ein reichliches Frühstück abgelehnt haben, während sie eine Tasse warmer Chocolade bei der frischen morgendlichen Brise, die über den weiten See strich, gerne annahm.

Und nun saßen sie beisammen, und als nach einer halben Stunde die andern Passagiere wieder aus dem Salon auf das oberste Verdeck stiegen, da bemerkten die Männer mit Neid, wie die junge Schönheit ihren Cavalier bereits gefunden habe. Es war natürlich, daß Staunton seinen Posten nicht mehr aufgab. Ohne sich aufdringlich zu beweisen, unterhielt er das junge Mädchen mit fröhlichem Geplauder, wie eben ein Wort das andere gab, und war beglückt von der Naivität ihrer Antworten. Bald wußte er ihre ganze Geschichte. Sie war die Tochter eines Arztes von englischer Abstammung; die Mutter war seit zwei Jahren todt. Früher

hatten sie in Quebec gelebt. Aber dem Vater, der in Quebec eine Apotheke gehalten, war ein Unglück widerfahren; er hatte — eigentlich war es die Schuld eines Lehrjungen — statt eines unschädlichen Schlafpulvers ein tödliches Gift verabreicht und dadurch den Tod einer Offiziersfrau veranlaßt. Dieses trübselige Ereigniß, das den Vater in einen Proceß verwickelte, der allerdings mit seiner Freisprechung endigte, hatte so niederschlagend auf den Vater gewirkt, daß derselbe Quebec zu verlassen für gut fand. Mußte er doch zuweilen bittere Anspielungen über jenen Vorfall aus dem Munde der dortigen Bevölkerung hören. Er war in die Einsamkeit gezogen; zwei Stunden hinter Toronto, der großen Endstation des Ontariosees, lag sein Blockhaus im Ahornwalde. Dort lebte der schon alternde und in seinem Gemüthe angegriffene Mann seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Sammeln naturhistorisch interessanter Pflanzen und Kerbthiere. Er verkaufte diese Gegenstände nicht in dem nahen Toronto, sondern in Kingston, wo er seinen Hauptabnehmer hatte, der mit diesen Naturalien die werdenden Museen des amerikanischen Continents versorgte und einzelne sogar nach Europa schickte. Die Tochter fuhr zuweilen nach Kingston, da der Vater immer mehr sich bestärkte in seinem Abscheu, unter die Menschen zu gehen; sie brachte die gebrechlichen Waaren des Alten, Pappschachteln voll aufgespießter Schmetterlinge und Käfer, getrocknete Pflanzen und andere derartige Raritäten persönlich dem Abnehmer ins Haus und besorgte bei diesem Anlasse zugleich die nöthigen Einkäufe für ihr einsiedlerisches häusliches Leben im Walde. Sie wohnte dann bei einer entfernten Verwandten des Vaters in Kingston und brachte daselbst gewöhnlich einige Tage zu, bis sie dann wieder — wie eben jetzt — die Rückkehr zum einsamen Vaterhause antrat, das sie vor einbrechender Nacht erreichen

konnte, wenn das Dampfschiff sich nicht verspätete; sonst mußte sie die Nacht in Toronto zubringen.

Das Alles plauderte Grace, so hieß die junge Miß, im Laufe des langen Tages unbefangen heraus, während ihre lieblichen Gesichtszüge, je nachdem sie eben einen traurigen oder einen fröhlichen Umstand erzählte, sich wie der Himmel an einem stürmischen Apriltage abwechselnd verdüsterten und sonnig erhellten. Natürlich mußte auch Staunton erzählen, was ihn in diese Gegend führte. Es zeigte sich, daß ihn gerade die unermeßlichen Waldungen, die hinter Toronto sich ausdehnen, interessirten. Aber so weit ging seine Offenheit nicht, daß er es über sich gebracht hätte, von seiner Verheirathung zu sprechen und von seinen sonstigen Familienverhältnissen. Auch seinen Namen hatte er einstweilen verschwiegen.

Das Schiff lief in Toronto zu einer Abendstunde ein, die der jungen Miß allenfalls noch gestattete, vor völliger Dunkelheit ihr väterliches Haus zu erreichen; aber sie mußte sich beeilen. Hier bewies sich nun Staunton als ein ihrem Dienst sich weihender Cavalier, dessen Hülfe das, wie schon gesagt, mit Handgepäck allzu reichlich belastete Mädchen gern annahm. Aber Staunton's freundliche Sorgfalt erstreckte sich nicht bloß auf die Hülfe beim Aussteigen aus dem Dampfer, sondern er wollte alsobald für die Miß einen kleinen Wagen miethen, der sie zu ihrer Behausung führen sollte. Da lachte das Mädchen fröhlich und erklärte ihrem Beschützer, ein Wagen, und wäre es das leichteste Cabriolet, könne an einer gewissen Stelle des Waldes nicht durchkommen, da eine eigentliche Straße, ja auch nur ein breiter Fußweg nach der einsamen Ansiedelung noch nicht bestehe. Aber reiten werde man doch können? fragte Staunton. Und als Grace dies bejahte, bat Staunton die junge Waldnymphe,

die an der Höflichkeit ihres Cavaliers immer größeres Gefallen fand, hier einen Augenblick seiner zu harren; er werde für zwei Pferde sorgen. Denn, daß sie bei einbrechender Dunkelheit den einsamen Pfad in die Wildniß nicht allein zurücklegen dürfe, das stehe ihm fest, und sie müsse ihm schon gestatten, ihr Begleiter zu sein. Er eilte, ohne eine Antwort abzuwarten, in den Gasthof beim Landungsplatze. Der Wirth zauderte nicht, einem Gaste, der in Banknoten fast das Dreifache des Werthes der beiden Pferde zum Pfande hinterlegte, zwei Reitthiere, das eine mit Damensattel, anzuvertrauen, so daß sich Grace nach einer halben Stunde auf dem Rücken einer sanft schreitenden Schimmelstute befand, während Staunton einen hohen bräunlichen Gaul bestiegen hatte, dem der Hausknecht des Hotels das mannichfache Gepäck des Fräuleins nicht ohne Mühe aufschnallte. Zehn Minuten später ritten sie schon nach jenem terrassenförmigen, hohen, waldbedeckten Plateau hinan, das der Stadt Toronto einen so wirkungsvollen Hintergrund verleiht.

Wie wird der Vater erstaunt sein, sagte Grace zu ihrem Begleiter, während die Pferde langsam Schritt vor Schritt stiegen, wenn ich diesmal mit einem Beschützer komme. Ich habe schon einige Male den Weg ganz allein zurückgelegt, selbst in späterer Stunde als jetzt.

Aber fürchten Sie denn keine Gefahren in dieser Einsamkeit? Wir sind hier an der Grenze des unermeßlichen Waldlandes, entgegnete Staunton.

Es ist mir nie eingefallen, mich zu fürchten, antwortete das Mädchen. Nur bei dunkler Nacht kann ich den Weg nicht zurücklegen, weil ich mich dann verirren möchte oder doch stolpern über Wurzeln.

Sind denn in dieser Gegend nicht noch von den Ureinwohnern einzelne häufig zu treffen? fragte Staunton.

O! sagte lachend das Mädchen. Man sieht, mein Herr,

daß Sie aus den großen Städten an der Küste kommen, wo man glaubt, bei uns gehe es noch zu wie zu Zeiten des seligen Lederstrumpf. Wir haben hier allerdings in der Nähe sogenannte Wilde, ja selbst ganze Indianerdörfer, wie z. B. Mara, wo Leute vom alten Stamme der Chippewayer leben. Aber das sind die besten Menschen, die es giebt. Methodisten-Missionäre haben sie zum Christenthum bekehrt und aus den ehemaligen verwegenen Kriegern ein friedliches Volk von Ackerbauern gemacht, die höchstens zur Jagd die Flinte in die Hand nehmen und den Speer zum Lachsfang. Sie und ihre Frauen und Kinder besuchen uns oft und bringen dem Vater seltene Pflanzen; auch einer der Körbe, der an Ihrer Satteltasche dort hängt, ist indianische Arbeit. Der ist auf der Schlangeninsel geflochten worden, die in einem stillen Waldsee nicht fern von unserer Behausung liegt. Jener ganze See und die Insel gehört nach einem neuerdings bestätigten Vertrage für ewige Zeiten den Resten der indianischen Nation dieser Gegend. Und gerade deshalb, weil man die guten Leute hier duldet und in ihren Rechten schont, sind sie unsere besten Nachbarn.

Das junge Mädchen erzählte dies und Aehnliches mit um so größerer Redefertigkeit, als ihr, je mehr sie in die Tiefe der Wälder kamen, die Schweigsamkeit ihres vorher so beredten Begleiters aufzufallen und beinahe Angst zu machen begann. Erst jetzt bedachte sie, wie sie eigentlich einem gänzlich Unbekannten dadurch, daß sie sich in seinen Schutz begeben, ein kaum zu rechtfertigendes Vertrauen geschenkt habe.

Staunton's Schweigsamkeit aber rührte von einem in seiner Brust sich erhebenden Sturme widerstrebender Gefühle her. Immer wieder fragte er sich: Aber was hast du im Sinn, daß du dieses Mädchen in ihr Haus begleitest? Ist dies nur ein Ritterdienst, wie er Frauen gegenüber uns

wohl ansteht? Oder was sonst treibt dich und verfügt über dich als wärest du nicht mehr Herr deiner Handlungen? Dann wurde der Nachdenkliche plötzlich inne, daß sein Schweigen oder seine zerstreuten Antworten seiner reizenden Begleiterin unbehaglich sein mußten, und so riß er sich gewaltsam aus seinem Brüten auf, schüttelte alle inneren Mahnungen ab mit dem Vorsatze, unbedenklich der Gegenwart leben zu wollen, und knüpfte wieder ein eifriges Gespräch mit dem jungen Mädchen an.

Plötzlich bäumte sich Staunton's Pferd, da bei einer Biegung des Waldpfades eine in der Dunkelheit kaum sichtbare Gestalt wie aus der Erde gewachsen ihre Umrisse zeigte und gleichzeitig eine tiefe Stimme fragte: Wer reitet hier?

Im nächsten Augenblicke drängte Grace ihr Pferd neben das ihres Begleiters und rief mit heller Stimme: Bist du es, Vater? Bist deiner Grace entgegengegangen? Sie sprach die letzten Worte mit zärtlichem Ausdrucke.

Aber wer ist bei dir, und wie kommst du zu Pferde? fragte der sich rasch nähernde Alte.

Dieser Herr hier, sagte Grace, wollte nicht, daß ich den Weg allein zurücklege, ich stelle dir ihn vor, Vater! Dies ist Herr ... Sie hielt inne und besann sich, daß sie den Namen ihres Begleiters noch nicht von ihm gehört hatte.

Vernon, ließ sich ergänzend die Stimme Staunton's in der Dunkelheit vernehmen; aber sie klang fast heiser bei dem falschen Namen, der den Lippen entschwebte, und gut war für Staunton, daß die Finsterniß sein Erröthen bedeckte. Er wußte selbst nicht, wie es ihm auf einmal so gekommen war, seinen wahren Namen hier zu verschweigen, aber er fühlte, daß diese Lüge den entscheidenden Wendepunkt seines Lebens bedeute.

Mr. Vernon, sagte Grace zu ihrem Vater; Mr. Vernon ist sehr freundlich gegen mich gewesen; ohne ihn könnte ich noch nicht hier eingetroffen sein; unsere Wohnung kann nicht mehr weit sein.

Staunton bemerkte hiezu, sein Verdienst sei durchaus kein so großes, da ihn seine Geschäfte als Großhändler für Holz ohnehin in diese Gegend würden geführt haben. Der alte Mann dankte mit Worten, die einen höflichen Sinn, aber einen etwas mürrischen Klang hatten. Dann schritt er voran, und von ihm geführt erreichte die kleine Gesellschaft in zehn Minuten das Blockhaus.

Es war eine kleine Behausung, die jedoch im Innern mehr Bequemlichkeit bot, als man an einem solchen Orte zu finden erwarten konnte. Freilich gab es nur zwei Gemächer, die noch dazu bloß durch eine Bretterwand geschieden waren; das eine war das Schlafzimmer des Mädchens, während im äußern, das zugleich als Eßzimmer und Küche dienen mußte, der Alte sein Bett hatte. Aber da stand auch ein gepolsteter Divan, den hier in der Waldeinsamkeit Niemand gesucht hätte; er sollte Staunton's Lagerstatt bilden. An der Wand hingen neben einigen ausgestopften Vögeln mehrere gute Kupferstiche, die freilich bei dem flackernden Lichte des Herdfeuers nur undeutlich konnten wahrgenommen werden, aber immerhin hier in der Wildniß einen besonders erfreulichen Eindruck machten.

Ihr könnt die abscheulichen Thiere in den Holzschuppen nebenan führen, sagte der alte Medicinmann zu Staunton, als Letzterer fragte, wo die Thiere sich unterbringen ließen, die mit gesenkten Köpfen am offenen Eingang des Blockhauses standen und schnaufend an der Schwelle der Hütte nach Futter suchten.

Weshalb nennt Ihr sie abscheuliche Thiere? entgegnete

erstaunt der junge Mann. Es sind keine Prachtexemplare ihrer Gattung, aber immerhin recht wackere Gäule.

Grace, die sich bereits am Herdfeuer zu thun machte, um rasch den Abendthee zu rüsten, winkte ihrem Begleiter heimlich, er solle keine Antwort erwarten; demgemäß führte Staunton die Pferde nach dem Holzschuppen, der wenige Schritte seitwärts von der Hütte lag. Auf einmal sah er Grace neben sich, die hinausgeschlüpft war, um ihm behülflich zu sein. Sie wisperte ihm zu: Sie müssen mit dem Vater Nachsicht haben, Herr Vernon! Er ist ein seelenguter Mann, aber hat seine Eigenthümlichkeiten. Zu diesen gehört auch, daß er seit seinem Unglück in Quebec glaubt, das Schicksal verfolge nicht bloß ihn selbst, sondern auch alle Wesen, an denen er freundliches Interesse nimmt. So hat mein Vater, wie man zu sagen pflegt, ein Thierherz, das heißt er liebt alle Thiere. Aber er bildet sich ein, wenn er an einem Hunde Gefallen gefunden habe, so sei dieses sein Wohlgefallen gleichsam das Signal für böse Mächte, das Thier zu verderben. Wirklich wurde vor zwei Jahren einmal ein Hund, den er besonders gern mochte, von der Eisenbahn überfahren; Wildtauben, die dicht bei unserer Hütte auf einer Eiche nisteten, und über die der Vater seine Freude bezeugt hatte, zerriß der Sperber vor seinen Augen; unser gezähmtes Reh fing sich in einer Grube, die von Jägern aus Toronto für Wölfe war gegraben worden, und kam auf jämmerliche Weise durch Hunger und Frost um, da furchtbare Schneestürme die Jäger verhinderten, nach der Grube zu sehen. So ist es ihm mit vielen Thieren gegangen. Ich bin überzeugt, daß er Ihre Pferde nur deshalb abscheulich genannt hat, damit ihnen nicht etwa in dieser Nacht etwas zustoße. Sein Aberglaube erstreckt sich auch auf mich; er brummt mich mürrisch an, und doch weiß ich, daß sein Herz mich liebt, wie je ein treues Vaterherz für sein Kind schlug.

So flüsterte das holde Mädchen, während Staunton den Thieren das Sattelzeug abnahm.

Diese Vertraulichkeit in stiller nächtlicher Stunde hatte für ihn etwas süß Bethörendes; sein Herz pochte gewaltig, und in den Tiefen seiner Seele pulsirte die vielbedeutende Frage: Wär's möglich?

Bald nachher saßen die Drei am einfachen Mahle, der alte Apotheker sprach nur wenig, blickte aber verstohlen nach dem Antlitz seines Gastes und schien dasselbe zu studiren, als wäre es eines der wissenschaftlichen Objecte, deren Geheimnisse zu ergründen er gewohnt war. Staunton gab sich Mühe, unbefangen zu plaudern, und Grace hatte in ihrem Wesen etwas Glückstrahlendes, das ihre natürliche Schönheit noch erhöhte. Dann legten sich Alle zur Ruhe. Aber nur der alte Mann fand den Schlaf. Grace in ihrer Kammer vermochte ebenso wenig zu schlummern als Staunton, in dessen Seele jetzt in der Stille der Nacht der Tumult ausbrach, der schon in den Nachmittags- und Abendstunden sich vorbereitet hatte.

Was hast du vor? fragte er sich. Du liebst dieses Mädchen und du thust wohl daran. Denn eine Welt von Wonne und Glückseligkeit bringt sie als Morgengabe dem Glücklichen, der sie gewinnt. Aber du thust übel daran; denn, wenn vertrauensvoll sie die Deine würde, so könnte dies durch doppelten Betrug allein geschehen; an zwei Wesen würdest du freveln! Doch ist dem wirklich also? Vermählt sich nicht ein Wittwer nach dem Tode der Gattin ein zweites Mal? Gewiß! Nur daß diese Vermählungen in der Zeit einander folgen. In der Zeit! Was ist die Zeit in diesem Falle? Ein Trennendes, das abgrenzt, was zusammen nicht gehört. Ha! Wäre der Raum, der gleichfalls trennt und abgrenzt, hier nicht das Aequivalent der Zeit? Ob durch die Zeit oder durch einen Raum, der nicht kann überschritten

werden, die Beiden getrennt sind, sollte es nicht auf dasselbe hinauskommen? Wenn nur sie Beide nichts von einander wissen, wenn nur vor ihre Seelen nie der schmerzliche Gedanke tritt, sie seien getäuscht worden. Dann liegt die Schuld nur auf einer Seele, und diese Seele ist stark genug, solche Schuld zu tragen.

Dies ungefähr war der sophistische Gedankengang Staunton's in jener Nacht. Und er entsprach seinem Charakter, wie wir denselben bereits kennen. In diesem jungen Manne dominirte neben einer gefährlich regsamen Phantasie, die ihm das Ziel mit den glühendsten Farben ausstattete, ein Wille, der mit den Schwierigkeiten allfälligen Widerstandes wuchs, aber freilich niemals gegen das eigene Selbst sich richtete im Sinne der Entsagung. Es war im Gegentheil ein Wille, der nach allen Lebensgütern die Nerven spannte und sich nichts zu versagen wußte. Nur nicht zu kurz kommen am gedeckten Tisch dieser schönen Welt! Das war ein die Seele Staunton's beherrschendes Gefühl. Er wollte um keinen Preis sich für einen Narren des Schicksals halten lassen, für einen Geprellten; als ein solcher aber wäre er sich, gemäß seiner Art zu begehren, vorgekommen, wenn er sich irgend etwas versagt hätte, auf das einmal sein Anspruch gerichtet war.

Der tugendhafte Leser mag nun Staunton immerhin einen Schurken nennen, einen gemeinen Frevler, einen Verruchten. Es gleichen solche Titulaturen den Sträflingskleidern, die man den Verbrechern giebt, in die man aber Menschen von sehr verschiedenem Grade moralischer Verschuldung steckt. Vor einem Auge, das in alle verborgenen Heimlichkeiten des menschlichen Herzens blickt und die Verhältnisse der den Menschen beherrschenden Kräfte ganz anders abmißt, als dies der gewöhnliche Strafrichter zu thun vermag, erscheint oft die moralisch brave Haltung, auf die sich Mancher etwas

zu gute thut, nur als eine Folge allgemeiner Schwäche. Steriler Sandboden trägt allerdings kein Unkraut, das dagegen auf üppigem Lande neben fruchtbringenden Gewächsen feuerroth wuchert. Bei Staunton müßte ein Richter — nicht der bürgerliche, der sich einfach an die offenkundigen Thatsachen hält, — das Triumphgefühl mit in Anschlag bringen, das einer selbstbewußten, von Kraft überschäumenden Persönlichkeit eigen ist, wenn sie über menschliche Satzungen sich erhebt und sich vordemonstrirt, eigentlich in aller Stille einen berechtigten Kampf des Naturrechtes gegen die Ordnung der Gesellschaft zu führen. Denn auch dieser Umstand und die damit verbundene Gefahr hatte etwas Lockendes für Staunton. Aber natürlich war eben dieses Triumphgefühl im Grunde wieder ein Ausfluß persönlicher Eitelkeit, und so bewährte sich in diesem Falle, wie in allen ähnlichen, jener Ausspruch Kant's, daß der Mensch ebenso handelt wie er ist, daß es also, abgesehen von allen Handlungen, auf die ursprüngliche, innerste Beschaffenheit der Seele eines Menschen ankommt.

Vielleicht hätte Staunton ohne sein Zusammentreffen mit Grace vor der thatsächlichen Schuld sich bewahrt, in die er nun fallen sollte; aber er wäre gleichwohl kein Anderer gewesen, als der stark begehrende, innerlichst eitle und selbstbewußte Mann. Vielleicht auch wäre es ohne dieses Zusammentreffen schlimmer mit ihm gekommen. Statt an ein zweites weibliches Wesen mit dauernden Banden sich zu knüpfen, wäre er nach und nach in jene leichtsinnigen Vergnügungen hineingerathen, in denen an der ehelichen Treue tagtäglich gesündigt wird, die aber von der Gesellschaft und ihrer Gesetzgebung leicht verziehen werden, obschon der Stempel der Gemeinheit, der ihnen aufgedrückt ist, sie häßlicher erscheinen läßt, als die Art von Untreue, in die nun Staunton verfiel. Es war wenigstens nicht

ordinäre Genußsucht, es war eine neue Liebe, was ihn so mächtig bewegte, und er hoffte, da er gewohnt war, daß das Glück seinen Handlungen lächelte, ohne Kränkung für die erste Gattin in der zweiten den Himmel widerzufinden, den er im Verkehr mit Georgine nicht mehr besaß.

Trotz solchen Gedanken, die in der Nacht ihn bestürmten und erst gegen Morgen ihm einigen Schlummer gestatteten, erhob er sich keineswegs mit einem festen Entschlusse von seinem Lager. Aber, was zu diesem Entschlusse ihm fehlte, das brachte der Tag von selbst ihm entgegen.

Es giebt für ein schönes weibliches Wesen, das die natürlichen Vorzüge durch die kleinen Hülfsmittel modischer Eleganz zu heben weiß, keine wirkungsvollere Scenerie, keinen durch den Contrast effectreichern Hintergrund als Waldesdickicht, Felsen, Wasserfälle und ähnliche Reize der wilden freien Natur. Das wissen Eva's Töchter in allen Ländern gar gut. Darum sind sie auch so gern dabei, zur Sommerszeit so manches Fest im Grünen zu feiern. Wie wehen die leichten, hellen Kleider im Morgenwind. Wie kokett tritt der feinbeschuhte kleine Fuß auf die knorrige, am Waldboden sich hinstreckende Wurzel des alten Eichbaumes! Wie spielen durch die Blätter der Wipfel muthwillige Sonnenstrahlen, da und dort hingleitend, im blonden und braunen Haar und mit den flatternden Bändern des Sommerhutes! Und dann das silberne Lachen, das durch den stillen Forst tönt!

Hier nun wirkte dieser Zauber ganz besonders stark. Denn Staunton, bei aller Lust, die er an der freien Natur hatte, wußte anderseits die feinern Genüsse, die das civilisirte Leben dem Menschen bietet, wohl zu schätzen, und hier repräsentirte Grace in ihrer Person mitten im einsamen Walde diese ihm theure Civilisation durch ihre ganze elegante

Erscheinung und durch die Anmuth ihrer Bewegungen und ihrer Sprache.

Es war ein herrlicher Sommermorgen, als die Drei ihr Frühstück am Fuße eines mächtigen maple-tree (Ahorn) einnahmen. Schon deuteten im dichten Grün des Wipfels einige purpurrothe Blätter, die wie Rosen glühten, darauf hin, daß des Sommers Mitte überschritten sei; aber ihrer waren noch wenige, und ein warmer, nicht schwüler Luftzug strich über die am Holztische ihr Frühmahl verzehrenden Menschen hin.

Mit Bewunderung hing Staunton's Blick an dem Mädchen, das ihm heute, da es sich innerhalb des eigenen Besitzthums mit ruhiger Sicherheit bewegte, noch hundertmal liebwerther vorkam, als Tags zuvor. Sie selbst aber vermied es, seinen Blicken mit den ihrigen zu begegnen, damit der Fremde in ihren Augen das Gefühl nicht lesen sollte, das seine Gegenwart erregt hatte. Gleichwohl war sie heiter in ihren Worten, konnte aber zuweilen ein verrätherisches Roth, das über ihre Wangen flog, nicht verbergen. Der Alte schien heute bessern Humors als gestern. Er hatte schon frühe nach den Pferden gesehen und ihnen Futter und die Tränke gereicht. Jetzt begann er den Gast ohne unziemliche Neugier, aber mit menschlichem Antheil nach seinen Geschäften zu fragen, die ihn in diese Gegend geführt. Staunend nahm Grace diese Wandlung des Vaters wahr, und in ihrem Herzen sagte sie sich: Natürlich! Wer könnte diesem Manne widerstehen! — Das war die Nutzanwendung, die das Mädchen im Stillen machte, als ihr Vater dem Fremdling freundlicher begegnete wie sonst irgend einem andern.

Staunton seinerseits rückte auf diese Fragen mit einem Vorschlage heraus, der ihn, so hoffte er, seinem Ziele mächtig nähern sollte. Was meinen Sie, wenn ich diese Gegend

zum Hauptquartier machte für meine Ausflüge in die westlich liegenden ausgedehnten Waldungen? Nicht hier in dieser idyllischen Einsamkeit soll man die fällende Axt des lumberman (Holzhacker) hören. Aber ich bedarf eines Punktes, wo ich den von mir zu dingenden Arbeitern näher bin als in Toronto. Und da habe ich mir diese Nacht ausgemalt, daß Sie mir hier Quartier gewähren würden auf Ihrem Grund und Boden, wenn ich dafür statt dieser Hütte Ihnen ein bequemes Haus hier aufführen ließe, das, bemerken Sie wohl, nicht mein, sondern Ihr Eigenthum sein sollte.

Wenn Grace jetzt bis in den Nacken erröthete und doch nicht ins Haus fortzueilen vermochte, da sie die Antwort des Vaters zu hören gar zu begierig war, so kann ihr dies nicht verübelt werden. Denn aus der Rede des jungen Freundes ging seine Absicht — wenigstens für das Ohr eines liebenden Mädchens — deutlich genug hervor. Aber auch der Alte schien auf einmal zu begreifen, daß möglicherweise seine Tochter der Hauptanziehungspunkt sein dürfte für die Wahl dieses idyllischen Platzes zum Hauptquartier. Nun war der alte Naturforscher trotz seiner Menschenscheu und seiner sonstigen Grillen im Grunde seiner Seele ein guter Vater und ein hinlänglich verständiger Mann, der sich sagen mußte, daß ja allerdings eine Heirath der Tochter für ihn und sie das größte Glück wäre, vorausgesetzt, das Mädchen bleibe mit ihrem Gatten bei ihm wohnen bis zu seinem Tode. Oft schon hatte er mit Sorgen an den Zeitpunkt gedacht, da er aus der Welt gehen würde, ohne Grace hinlänglich versorgt zu wissen. Von derartigen Gedanken auch jetzt erfüllt, antwortete er daher dem jungen Manne einfach: Mr. Vernon! Was Sie da gesagt haben, das giebt zu denken. Machen wir es so: Bleiben Sie zunächst unser Gast auf ein paar Tage und reiten Sie die Gegend ab, damit Sie wissen, ob der Wald Ihnen taugt zu Ihrem

Zwecke. Und dann, na, wenn es Ihnen dann gefällt, dann sprechen wir weiter von dem „verdammten" neuen Hause. Mit diesen Worten erhob sich der Apotheker und schnitt weitere Erörterungen für einstweilen ab.

So unverbindlich der Zusatz „verdammt" klingen mochte, — Staunton freute sich doch gerade über dieses Wort am meisten. Denn nach der gestrigen Belehrung der Tochter über die Gemüthsbeschaffenheit des Vaters mußte sich Staunton sagen, dem Alten sei das Project offenbar bereits sehr lieb geworden, so lieb, daß er es durch affectirte Abneigung gleichsam zu assecuriren gedachte gegen den Neid des Schicksals.

Es folgten nun einige Tage, die Staunton in jenem Taumel zubrachte, in den neue Liebe das Herz des Menschen zu versetzen pflegt. Das Geheimniß, warum der Mann so leicht eine Mädchenseele bethört, liegt darin, daß seine eigene Seele bethört, berauscht, ja von der Leidenschaft um all ihr Selbstbewußtsein betrogen ist. An den Vormittagen, wo Grace durch Bereitung des Mittagsmahles sich ans Haus gefesselt sah, verließ Staunton selten die kleine Lichtung, immer war er in der Nähe des geliebten Mädchens und fühlte sich glücklich, selbst Hand anlegen zu dürfen bei ihren kleinen Verrichtungen. Aber in den Nachmittagsstunden war es dann Grace, die den jungen Mann auf jenen Ausflügen begleitete, die sie, einige Male zu Pferde, meistens aber zu Fuß unternahmen. Da schritten sie dann zuweilen durch eine paradiesische Wildniß, den Stammeltern des menschlichen Geschlechtes gleich, wenigstens was Einsamkeit ihrer Umgebung anbetrifft. Die Spottdrossel flatterte vor ihnen auf; neugierig blickte aus seiner hohen Zimmermannswerkstätte der fleißige Specht auf das wandelnde Paar hinab, und von schwankenden Tannen herab grüßten girrende Wildtauben die Liebenden.

In diesen verschwiegenen Büschen, die oft so enge zusammentraten, daß die hohen Gestalten, die Arm in Arm gingen, sich dicht an einander drängen mußten, falls sie einander nicht wollten fahren lassen — und sie wollten es nicht —, da geschah es, daß mit einem Male das schöne Mädchen an Staunton's Brust lag und daß seine Arme sie innig umschlangen; und als es das erste Mal geschehen war, da geschah es wieder und immer wieder, und von da an wohnte unter dem Laubgezelt des Waldes die Liebe in ihrer triumphirendsten Gestalt.

Wäre Staunton, dessen dunkle Charaktereigenschaften wir neben den besseren Seiten seines Wesens bereits öfter hervorgehoben haben, ein gewöhnlicher, dem bloßen flüchtigen Genusse huldigender Mensch gewesen, so würde es ihm unter solchen Umständen nicht schwer gefallen sein, das Mädchen, das mit aller Innigkeit einer ersten Leidenschaft sich ihm hingab, zu verführen und dann, wenn er des Spieles müde geworden, sie zu verlassen. Eine solche Handlungsweise wäre ihm jedoch unmöglich gewesen. Er liebte Grace wirklich, und in der Liebe liegt immer als ein wesentliches Element die Achtung. Darum war es für ihn ausgemacht, daß Grace sein angetrautes Weib werden müsse. Und er kam sich, indem er so handelte, als ein ganz wackerer Bursche vor. Himmel! sagte er sich. Ein Anderer würde die Blume pflücken und nachher achtlos liegen lassen. Ich lege sie an mein Herz als mein höchstes Gut und will sie hegen und pflegen, wie man ein heiliges Kleinod aufbewahrt. Wohl kann ich dies nur erreichen durch eine Handlung gegen die Gesetze. Aber erfülle ich so nicht ein heiligeres Gesetz, als jene Ordnung der Gesellschaft eines ist? Und am Ende! Was thue ich anderes, als was drüben in Europa die alte Welt sich gefallen läßt von ihren Fürsten und Kaisern? Hat nicht dieser und jener große und kleine Herrscher neben

seiner Ehe irgend eine Trauung an die linke Hand sich gestattet, eine morganatische Ehe vorgenommen bei Lebzeiten der ersten Gattin? Und ein freier amerikanischer Bürger soll nicht thun dürfen, was der nächste beste Duodezfürst der alten Welt sich herausnimmt? Ich thu's, ich wag's. Ja! wenn ich es nicht thäte, wenn ich diese süßen blauen Augen des arglosen Mädchens mit Thränen der Verzweiflung anfüllen würde, dann wäre ich ein Verbrecher! So aber handle ich zu unser Aller Glück.

Gegen solche Illusionen der Leidenschaft erhob sich allerdings eine innere Stimme, die dem Verblendeten deutlich sagte, er hätte es nie so weit sollen kommen lassen, und er habe durch den falschen Namen, den er angab, die Bahn der Rechtlichkeit verlassen und wandle auf Wegen des Betrugs. Aber das war nun einmal so, und Staunton pflegte, wie es Leuten seines Temperaments eigenthümlich ist, nicht gern zurückzublicken. Er lebte der berauschenden Gegenwart und schaute in die Zukunft mit dem Gefühle einer Persönlichkeit, die den Kampf mit allfälligen Schwierigkeiten nicht zu scheuen braucht.

So trat denn Staunton, oder wie er nun immer genannt wurde, Mr. Vernon, vor den alten Apotheker mit seiner Werbung und unterstützte dieselbe, indem er vor den Vater des geliebten Mädchens eine mit Banknoten gefüllte Tasche hinlegte, angeblich sein ganzes Vermögen; denn es schien ihm klug, sich nicht für einen sehr reichen, wohl aber für einen besitzenden, häbigen Mann auszugeben. Was hätte der Apotheker, der seine Tochter nur anzusehen brauchte, um auf den glückstrahlenden Zügen des zitternden Mädchens die hingebendste Liebe zu dem Gaste zu lesen, gegen diese Verbindung vorbringen wollen? Er gab seine Zustimmung mit einigen recht fürchterlich klingenden Redensarten, während sein runzliges Gesicht vor Rührung zuckte.

Vierzehn Tage später stand bereits das neue Haus einen Büchsenschuß entfernt von der bisherigen Hütte fertig da, und Staunton hatte für die innere bequeme Einrichtung der Gemächer Sorge getragen, indem er aus dem nicht allzu entfernten Toronto kommen ließ, was ihm zweckdienlich und angenehm schien.

Und nun, als eines Sonntags der die einzelnen im Walde zerstreuten Ansiedelungen besuchende Reiseprediger wieder bei Vernon-House, wie sie den Platz jetzt nannten, vorsprach, da fand er daselbst ein zur Einsegnung gerüstetes Brautpaar und zwei einfache Zimmerleute, die als Trauzeugen figurirten. Es war ein schon fast herbstlicher Tag, und durch den Wald glänzten die goldenen Farbenflammen der Ahornwipfel; als die Abendsonne ihre letzten Strahlen auf die Lichtung streute, sah sie den Einzug des glücklichen Paares in seine neue Behausung.

Sechs weitere Wochen ungetrübter stiller Freuden hielten ihren Einzug unterm Waldesdache. Dann aber kam eines Tages ein Augenblick, auf den Grace freilich längst vorbereitet war, der ihr aber dennoch die Fassung raubte: die Abreise ihres Gatten. Staunton hatte ihr von jeher gesagt, er werde jeweilen nur einen kleinen Theil des Jahres mit ihr verleben können, denn seine Geschäfte nöthigten ihn, wie er das unerfahrene Mädchen leicht konnte glauben machen, zu immerwährenden Reisen nach den großen Städten am atlantischen Ocean. Dort habe er für den Verkauf des Holzes zu sorgen, das in den Wäldern am Ontario für ihn geschlagen werde. Wirklich hatte Staunton eine Anzahl lumbermen gedungen, die auf Rechnung von Mr. Vernon arbeiteten. Aber von dem Umfange dieses mehr zum Schein betriebenen Holzhandels hatte Grace um so weniger eine Vorstellung, als die Plätze, wo Bäume gefällt wurden, sich in einer

mehrere Wegstunden von Vernon-House entfernten Waldgegend befanden.

Der Scheidende that sein Bestes, die Weinende zu beruhigen; er sprach von einer möglichen Wiederkehr schon auf Weihnacht, versprach häufige Briefe und Zusendungen und gab an, daß Briefe, welche poste restante einfach an Mr. Vernon nach New-York adressirt würden, von ihm daselbst würden in Empfang genommen werden, da seine Geschäfte ihn am häufigsten in diese Stadt führten. Diese kleinen Kniffe, deren sich Staunton jetzt bedienen mußte, trugen am meisten dazu bei, ihm das Unehrliche und Unrechtmäßige seiner Handlungsweise begreiflich zu machen, weil er im Grunde doch noch gut genug war, jede Lüge, die er aussprach, als eine Demüthigung und Schmach in seiner Seele brennen zu fühlen. Aber er kam darüber ebenso weg, wie er es vermocht hatte, während seines langen Aufenthaltes in den Wäldern heimlich von Toronto aus Briefe an Georgine gelangen zu lassen, die ihr die Versicherung gaben, er sei von wichtigen Geschäften hingehalten, werde aber mit Winters Anfang wieder in ihren Armen sein.

So drückte er denn dem alten Vater herzlich die Hand, belud sich mit einer Menge naturhistorischer Merkwürdigkeiten, die der Naturforscher dem Schwiegersohne in Commission übergab, ließ sich von seiner schönen, in Thränen schwimmenden jungen Frau ein Stündchen weit durch den Wald begleiten und riß sich endlich, selbst Thränen vergießend, nur mühsam von ihr los, nachdem er unter vielen Küssen, mit denen er das glühende Antlitz der Gattin bedeckte, alle Segnungen des Himmels auf ihr blondes Haupt herabgefleht hatte. Und dies war nicht Schauspielerei. Staunton fühlte Alles, was er sprach und that, lebhaft in seinem wogenden Gemüthe und in seiner heißen Phantasie.

Als er aus seiner Waldeinsamkeit wieder unter die Leute gerieth auf der Heimreise, überraschte ihn, was schon in Toronto als dunkles Gerücht aufgetaucht war, nun als bestimmte Thatsache: es gab Krieg, Krieg der Nordstaaten mit den Sclavenhaltern des Südens. Ueberall fand er große Aufregung der Einwohner, am meisten natürlich in den größeren Städten. Staunton theilte diese Aufregung nicht, obschon die Nachrichten ihn interessirten. Sein Inneres hatte seinen besonderen Krieg, der ihn genugsam in Anspruch nahm. Eins nur rechnete er sich — hierin wieder ganz der besonnene, praktische Yankee — mit annähernder Sicherheit heraus, daß nämlich dieser Krieg voraussichtlich ihm dienlich sein werde, sein Doppelleben unbeachteter, ungestörter fortzuführen. Wer sollte sich in einer solchen Zeit der entflammten politischen Leidenschaften um die Privatangelegenheiten eines Einzelnen stark kümmern? Und fand er im Kriege nicht gerade den besten Vorwand, wenigstens unerfahrenen Frauen gegenüber, unter allerlei Angaben, die sich auf die durch den Krieg hervorgerufenen Veränderungen der Geschäftspraxis bezogen, je nach der Neigung seines Herzens in die Waldeinsamkeit zu Grace zu eilen oder zu Georgine zurückzukehren? Besonders glücklich machte ihn auch der Gedanke, daß sich die Woge des Krieges jedenfalls nicht in die stille Wildniß hinter Toronto wälzen würde. So schien ihm dieses Ereigniß ein neuer Beweis, daß das Glück ihm hold sei. Denn so groß war nicht nur Staunton's Eitelkeit, sondern so groß ist die Eitelkeit der meisten Menschen, daß sie gerne glauben, die schrecklichsten weltgeschichtlichen Ereignisse mit tausendfachem Jammer, den sie über Andere bringen, seien eigens von der Vorsehung eingerichtet worden, damit dieser oder jener Einzelne desto zufriedener sein Schäfchen ins Trockene bringe. Die Fabeldichter mögen immerhin von der einfältigen Brummfliege

erzählen, die sich einbildet, der Postwagen, auf dem sie sitzt, fahre um ihretwillen auf der endlosen Chaussee die stundenlange Fahrt; die Menschen lesen dergleichen, lachen darüber und verfallen immer wieder in die Thorheit, sich im Mittelpunkt des Weltgetriebes stehend zu betrachten.

Ohne Unfall erreichte Staunton New-York und stand plötzlich vor seinem Weibe. Wer nun glauben sollte, er sei mit Befangenheit seiner rechtmäßigen Gemahlin entgegengetreten, würde beweisen, daß sich ihm das Wesen dieses eigenthümlichen Charakters noch nicht ganz erschlossen habe. Staunton war unbefangen und das bloß, weil die Zärtlichkeit, mit der er Georgine ans Herz zog, keine gespielte, gekünstelte war, sondern weil er augenblicklich so fühlte, wie er handelte. Wie schön sie ihm wieder vorkam! Ihre vornehme Gestalt, ihre edle Haltung, die feine, geistige Blässe ihres Antlitzes, die dunkelschwarzen Haare — das Alles nahm ihn aufs Neue gefangen, und dieses Wiedersehen erinnerte ihn an jenen Augenblick in New-Orleans, da er zum ersten Male sie gesehen. Wie sie ihm damals so rasch ihr Vertrauen geschenkt hatte, gewonnen von dem herzlichen Ton seiner Rede, das stand wieder vor ihm und weckte in seinem Herzen nicht etwa, wie man erwarten sollte, Reue über den neuesten Betrug, mit dem er jenes Vertrauen so schlecht vergolten, sondern einfach dankbare Erinnerung an Alles, was sie für ihn gethan, und darum Liebe, so echte Liebe, daß in diesem Moment Grace gar nicht mehr existirte.

Freilich blieb dies nicht so. Nachdem die erste Stunde des glücklichen Wiedersehens vorüber war und der kleine Georges, der bereits frei zu gehen im Stande war, seine kleinen Künste vor den Augen der entzückten Eltern producirt hatte, gab es sehr bald Augenblicke, in denen Staunton, an Georginens Seite weilend, mit seinen Gedanken die kleine Ansiedelung im Walde besuchte, auf die wohl jetzt die ersten

Schneeflocken fielen. Georgine war eine freundliche Lebensgefährtin, mußte er sich sagen, aber jene überwallende Glückseligkeit, die er bei Grace genossen, fand er hier nicht mehr. Ja selbst ihre Freundlichkeit wurde zeitenweise, wie die Sonne von vorbeihuschenden Wolken, leicht verdunkelt, einmal durch immer wiederkehrende Symptome von Kränklichkeit, dann aber auch durch den Reflex, den die leidenschaftliche Stimmung der New-Yorker Bevölkerung auf Georgine ausübte, die sich nun, da der Krieg ausgebrochen war, auf einmal als Tochter des Südens hier in der großen Handelsstadt des Nordens isolirt erkannte. Sie nahm zwar, wie es natürlich ist, an der Politik keinen unmittelbaren Antheil und dachte namentlich in der Sclavenfrage freier als ihre Landsleute. Aber nervös, wie sie es schon war, durch häufiges Unwohlsein, wurde sie gereizt durch den rücksichtslosen Fanatismus, den selbst Besucher ihres Hauses nicht immer vor ihr verbargen. Und ihr Gatte, der bei allen diesen politischen Wirren sich auffallend apathisch bewies, also im Grund ihrem Nationalgefühl niemals entgegentrat, schien immerhin die Telegramme, welche zu Gunsten der nordischen Staaten sprachen, mit einiger Genugthuung vor ihr zu lesen oder zu besprechen. Das irritirte sie und machte, daß sie zuweilen trübsinnige Augenblicke hatte, wo dann nur das heitere Lachen ihres Söhnchens sie dem dunkeln Dahinbrüten entreißen konnte.

Dann geschah es wohl, daß Staunton sich in die Stille seines Arbeitszimmers zurückzog und, nachdem er die Thür vorsichtig geschlossen, aus einem geheimen Fache des Schreibtisches einen Brief hervorzog, der den Poststempel Toronto trug. Er drückte ihn an die Lippen, und beinahe ohne daß er wußte, wie ihm geschah, fand er sich plötzlich die Feder in der Hand vor einem weißen Blatte, das über den Ontario fliegen sollte, zu ihr! Und doch war wieder in all dem

Taumel seiner Leidenschaft seine Vorsicht so groß, daß er an Grace nie anders schrieb, als mit der linken Hand in langsam gemalten Zügen, auf daß niemals die Handschrift zur Verrätherin werden könne.

Das Christfest und den Jahreswechsel feierte er doch noch in New-York, schon dem Knaben zu Liebe. Dann aber, so gab er vor, zwangen ihn Berichte von den Seen, dorthin zu reisen, wo viel für ihn auf dem Spiele stehe. Nur für drei oder vier Wochen werde er diesmal abwesend bleiben, so tröstete er Georgine und reis'te ab.

Der Empfang, den ihm Grace bereitete, überschüttete seine Seele mit einer wahren Sturmfluth glücklichster Gefühle. Durch Schnee, der so hoch lag, daß er dem Rosse fast bis an den Bauch reichte, mußte er sich zu dem stattlichen Hause durcharbeiten, das er seiner Liebsten und ihrem Vater gebaut hatte und wo sie den Winter bequem zubrachten, da sie mit Vorräthen aller Art reichlich versehen waren und seit einiger Zeit auch eine Magd zur Bedienung hielten. Am späten Nachmittag langte er an, als eben die Sonne noch einen letzten röthlichen Strahl auf die Lichtung sandte.

Jauchzend warf sich Grace an die Brust des Gatten. Er ist da! Er ist gekommen! rief sie ins Haus hinein, und droben hörte man die Schritte des eilfertig von irgend einer Arbeit sich erhebenden alten Vaters. Dann barg sie an Staunton's Brust das lockige Köpfchen und schluchzte wie ein Kind, das nach langer Trennung endlich wieder zur Mutter zurückkehren durfte und erst jetzt, im Gefühl des glücklichen Besitzes, die Größe der bisherigen Entbehrung ermißt. Und ganz leise flüsterte sie dem Gatten zu: Stelle dir vor! Es gab böse Menschen, die mich fragten, ob es denn gewiß sei, daß du überhaupt jemals wiederkommen würdest. Ich weiß, daß sie mich bloß necken wollten. Aber man soll mit heiligen Dingen kein Spiel treiben. Und fester drückte sie den

geliebten Mann an sich, und wie sie ihn dem Vater zuführte, schwebenden Ganges, mit leuchtenden Blicken, während noch die Thränentropfen an ihren sanften Wangen hinperlten, da glich sie einem Engel der Glückseligkeit, und aufs Neue schwor sich Staunton zu, diesen Schatz zu hüten wie seinen Augapfel und Alles daran zu wenden, Leid von diesem unschuldigen Herzen ewig fern zu halten. Und wenn er dann bedachte, daß letzteres nicht völlig in seiner Macht stehe, daß schrecklicherweise dereinst ein Zufall Grace einen Blick eröffnen könnte in den Abgrund seines Betruges, dann ballte er ingrimmig die Faust wider die Vorsehung und sprach in seiner trotzigen Seele: Das darfst du nicht thun, waltender Gott. Wenn sie es jemals erfährt, so bist du es, der eine reine Seele trübt, ein ruhiges Herz zertrümmert; ich wollte sie nur glücklich machen, und ich will gewiß meine Schuldigkeit thun, so daß sie niemals ahnt, auf welchem schwanken Äste unsere Liebe ihr Nest gebaut hat.

Merkwürdigerweise fühlte sich Staunton durch ein süßes Geheimniß, daß ihm Grace noch am selben Abend zuflüsterte, durchaus nicht gestört in seinem Glück, obschon er doch bei Georgine die Erfahrung gemacht hatte, daß die Geburt eines Kindes ihm einen Theil ihrer Liebe entzogen. Wenn Grace nur die bange Stunde gut übersteht! das war sein einziger Kummer. Im Uebrigen gestand er sich, daß es für Grace ein großes Glück sei, Kinder zu bekommen. Denn hier in der Einsamkeit des Waldes, wenn er wieder fern von ihr weilte, wer konnte da natürlicher seine Stelle ausfüllen, als eben ein Kind, das sie ihm gebar? Ja, er ahnte und sollte sich in dieser Ahnung auch nicht täuschen, daß ihm hier im Hause der Wildniß das Familienleben im schönsten Sinne erblühen werde, das er in New-York nicht fand oder nicht zu würdigen wußte.

Der Abschied war diesmal, nachdem Grace nun bestimmt

wußte, daß der Gatte bald wiederkehren würde, ein ruhigerer von ihrer Seite, während im Gegentheil Staunton's Stirn tiefer bewölkt war als sonst. Er ging ungern. Sein Herz hatte entschieden zu Gunsten der zweiten Gattin, und diesmal, so fühlte er, würde er genöthigt sein, bei Georgine Zärtlichkeit zu heucheln. Dies bedrückte ihn. Doch kam er wieder ins Gleichgewicht, als Georgine ihn nicht stürmisch bewillkommte, sondern ihrerseits mit ruhiger einfacher Freundlichkeit ihm entgegentrat und nur von Georges zu erzählen hatte, was der Knabe schon wieder in den wenigen Wochen für Fortschritte gemacht habe. So wurde Staunton nicht mehr entgegenbracht, als was er, ohne zu lügen, erwidern konnte.

Es versteht sich von selbst, daß Staunton im Mai seine Reise nach den Arbeiterniederlassungen am Ontario wieder antrat und schon von Toronto aus an Georgine berichtete, er werde vermuthlich den ganzen Sommer über in den Wäldern bleiben. Zwei Wochen nach seiner Ankunft genas Grace eines Mädchens, das vom Reiseprediger auf den Namen Alice getauft wurde. Die junge Mutter erholte sich rasch, und nun begann ein seliges Leben zu Vernon-House; es schien, als ob die Sonne selbst hier ihren glückverheißenden Strahlenthron aufgeschlagen habe, so daß zuletzt sogar der alte Mann, der anfangs die kleine Kreatur mit geheuchelter Mißachtung behandelt hatte, sein Vorurtheil aufgab und ihr statt „Wurm", „kleine Kröte" und anderen geringschätzigen Bezeichnungen insgeheim die zärtlichsten Kosenamen in die rosenfarbenen Ohrmüschelchen flüsterte.

III.

Wir überspringen nun in dieser bedenklich sich fortspinnenden Familiengeschichte einen großen Zeitraum, einen

Zeitraum von achtzehn bis neunzehn Jahren, da wir glauben, die ins Einzelne gehende Schilderung des Doppellebens, welches Ulysses Staunton-Vernon führte, dürfte den Leser eben so sehr ermüden, als sie auch vielleicht sein Gefühl für die Institutionen der menschlichen Gesellschaft verletzen könnte. Es hat gewiß nichts Stärkendes für tugendhafte Grundsätze, wenn man mitansehen muß, wie Jemand achtzehn Jahre hindurch seinen egoistischen Willen mit Glück durchsetzt gegenüber den Einrichtungen, die eine Basis unseres Culturlebens bilden. Man liebt sonst, die Nemesis rascher schreiten zu sehen. Auch müßten wir fürchten, in die unheimliche Sphäre der Criminalnovelle zu gerathen, wenn wir erzählen wollten, mit welchen oft außerordentlich, schlau ersonnenen Mitteln Staunton so lange Zeit hindurch jede Entdeckung seines doppelten Verhältnisses zu verhindern wußte: es ist nicht einmal rathsam, solche Kniffe zu verrathen in einer Zeit, wo ohnehin häufig genug Schuldige mit den Hütern der öffentlichen Ordnung Versteckens spielen. Wir eilen daher zu dem Zeitpunkte, der die eigentliche Katastrophe einleitet, und geben über die Zwischenzeit nur diejenigen Mittheilungen, die nothwendig sind, damit der Leser alles Folgende in dieser wahrhaften Begebenheit begreife.

Daß Staunton mit mannichfachen Gefahren der Entdeckung zu kämpfen hatte, ist nicht zu bezweifeln. Die Neugierde beider Frauen bereitete ihm Verlegenheiten genug. Georgine wünschte öfters, die Wälder am Ontario wiederzusehen — auf der Hochzeitsreise war sie flüchtig in jene Gegenden gekommen —; sie ließ sich jedoch leichter beruhigen, als Grace, die durchaus einmal mit ihrem Gatten die große Welt besuchen wollte. Staunton wagte es; er führte sie zwar nicht nach New-York, aber nach Boston und dann zu Schiff nach Philadelphia und weiter nach Süden, nach Washing-

ton. Dem Kühnen hilft Gott! wagte er bei dieser Tour zu denken und wirklich kam er glücklich, d. h. unentdeckt mit Grace nach Vernon-House zurück, wo die jubelnden Kinder die heimgekehrten Eltern umringten. Drei Kinder hatte Grace geboren; außer Alice, der aufblühenden Aeltesten, noch einen Knaben und ein Mädchen, während Georges das einzige Kind der Kreolin blieb.

Der alte Apotheker war im fünften Jahr der Ehe seiner Tochter mit Mr. Vernon sanft gestorben. Man hatte ihn im Walde bestattet gemäß seinem letzten Wunsche, und oft besuchte Grace mit ihren Kindern Großvaters Grab.

Aber nach und nach schwand die Wildniß um Vernon-House. Nur durch große Ländereienkäufe vermochte Staunton seinem Lieblingsasyle noch einigermaßen den Charakter zu geben, den etwa ein im Walde liegendes deutsches Försterhaus hat. Ringsum blühten Dörfer und Städte empor, und jene friedlichen indianischen Stämme, die noch in den fünfziger Jahren in der Nähe von Vernon-House ihre Wohnsitze inne gehabt, hatten nun, da man siebzig und darüber schrieb, in neue „garantirte" Wohnsitze, sogenannte Reservationen, wandern müssen. Ungern sah Staunton die Riesenfortschritte, die in jenen Gegenden die Civilisation machte. Indessen kam ihm zu Gute, daß die dort sich ansiedelnde Bevölkerung von ihrem eigenen Interesse zu stark in Anspruch genommen war, um sich um andere Personen zu kümmern.

Eine Garantie hatte Staunton übrigens für unumgänglich nothwendig erachtet: Georges, sein nun zwanzigjähriger Sohn, sollte niemals eingeweiht werden in den Holzhandel. Dieser Jüngling, der die Eigenschaften seiner kreolischen Mutter mit den besseren Seiten im Charakter des Vaters verband, hatte frühzeitig großes Talent zur Malerei gezeigt. Dieses Talent beförderte der Vater auf

jede Weise und freute sich der durchaus idealistischen Richtung, die der junge Künstler einschlug.

Selbstverständlicherweise hatte Staunton's Verhältniß zu beiden Frauen nach einem so großen Zeitraume eine gewisse Veränderung erfahren. In beiden Familien lebte er, wie bisher, regelmäßig abwechselnd, nun aber als ruhig seines Daseins sich freuendes Familienoberhaupt, leidenschaftslos; daß die Familie am See die bevorzugte sein mußte, leuchtet schon insofern ein, als sie als die zahlreichere den Begriff Familie im altamerikanischen Sinne besser zu erfüllen schien. Hier waltete neben ihm, immer noch jugendlich schön, obschon nun wohl vierzig Jahre zählend, Grace, die sich nicht besinnen konnte, jemals krank gewesen zu sein. So fröhlich sah es in New-York nicht aus, wo Georgine in der letzten Zeit an einem trockenen Husten litt, an den man sich zwar gewöhnt hatte, weil er auch schon in früheren Jahren Monate lang aufgetreten war, ohne das Leben der sehr mager gewordenen blassen Frau ernstlich zu bedrohen, der aber in dem Zeitpunkte, wo wir den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen, doch schwere Bedenken erregen mußte.

* * *

Es war im Herbst, um die Zeit also, wo auch auf den schönsten, sommerlichsten Nachmittag kein langer Abend, sondern rasch das Dunkel der Nacht folgt. Da kehrte bei bereits stark vorgeschrittener Dämmerung Staunton, der den Tag in den Wäldern zugebracht hatte, nach Vernon-House zurück. Er war, wie gewöhnlich bei großen Ausflügen, beritten und wollte soeben auf seinem Traber den Parkweg einschlagen, der ihn vor die Thür seiner idyllischen Wohnung bringen sollte, als ihn ein Lichtschimmer, welcher aus dem Besuchszimmer der mit allem Comfort ausgerüsteten ländlichen Wohnung fiel, stutzig machte. Die Familie — Grace mit

Alice und den jüngern Kindern — war am Abend sonst niemals in diesem etwas großen und um diese Jahreszeit schon fröstelig kühlen Raume. Es mußte ein Gast da sein, dem zu Ehren man im Salon sich versammelt hatte. Dieser Gedanke beunruhigte Staunton in hohem Grade, da seine Familie außer mit einigen Damen der nächsten Landhäuser kaum irgend welchen Verkehr mit der Außenwelt unterhielt. Und schwerlich war um diese späte Stunde — es war Abendessenszeit — noch Jemand aus der Nachbarschaft hier zu Besuch. Jedenfalls schien Vorsicht geboten. Staunton stieg vom Pferde und band dasselbe an einen Baum des Parks — die Waldwildniß um Vernon-House hatte längst die Art eines gepflegten Waldes angenommen; dann schlich er sich an seine Wohnung heran und entschloß sich, obschon er bei zunehmendem Alter etwas bequem und schwerfällig geworden war, einen der Ahornbäume zu erklettern, dessen obere Aeste dem Besuchszimmer gerade gegenüber lagen. Es war eine mißliche Situation, innerlich und äußerlich genommen, in die sich Staunton versetzt fand, als er am Baume emporzuklimmen sich anschickte. Sein Herz pochte nicht nur von der für einen Fünfziger höchst mühevollen Anstrengung des Kletterns, sondern noch mehr von Aufregung über die Thatsache, daß allem Anschein nach ein Fremder in seine Familie eingedrungen sei. Konnte doch der arglosefte Fremdling zum augenblicklichen Verräther, zum Zerstörer seines Glückes werden! Mit den bangsten Ahnungen erklomm der bisher in allen seinen Unternehmungen so kühne und vom Glücke so begünstigte Mann die hohen Aeste, von denen aus er den Einblick in das hellerleuchtete Zimmer hatte. Aber diese bangen Ahnungen wurden von der Wirklichkeit des Anblicks, der nun Staunton zu Theil ward, bei weitem übertroffen. Es war ein Glück, daß seine Hände den knorrigen Ast fest umklammert hielten, sonst wäre der erschrockene

Mann wohl im ersten Entsetzen vom Baume herabgefallen. Denn dort am Tische saß, so daß das volle Licht der Lampe sein Gesicht beleuchtete, kein anderer als Staunton's eigener Sohn Georges.

Das war ein furchtbarer, ein vernichtender Schlag für den Mann, der nun das jähe Ende seiner Doppelexistenz vor sich sah. In diesem einen Augenblick erlitt Staunton gleichsam die Todesstrafe für seinen jahrelang geübten Betrug; wie ein Schwert drang es ihm ins innerste Mark: Du bist verloren! Alles ist entdeckt! dein Glück ist zerstört und nicht nur dein Glück, das Glück aller der lieben Wesen, die an dir vertrauensvoll hingen, die dich zärtlich liebten, die auf dich stolz waren. Du stirbst deinen eigenen Tod nicht nur in deinem Herzen, sondern in den Herzen aller derer, die sich mit Verachtung und maßlosem Schmerze über die unerhörte Täuschung von dir abkehren müssen!

Man weiß, daß ein Mensch in der Todesnoth, wie kurz der schreckliche Augenblick auch sei, eine wilde Jagd von marternden Gedanken durch sein Inneres toben fühlt. Dies war nun Staunton's Loos. Was aber dem schuldbeladenen Manne in unsern Augen wieder zu Gute kommen muß, ist die Thatsache, daß ihn nicht der Untergang seines eigenen persönlichen Glückes am meisten schmerzte, sondern das schreckliche Leid, das nun über die Seinen kommen mußte. Wie gern stürbe ich, wenn ich jetzt nicht sechsfach in den bisher arglosen Seelen dieser guten Menschen sterben müßte, in meine eigene Schmach ihr Lebensglück hinabziehend wie ein Strudel des Meeres, der Alles verschlingt, was in seine gefährlichen Kreise kommt! So jammerte es in seinem Herzen, während er Mühe hatte, eine die Augen umnachtende Ohnmacht abzuwehren.

Aber dieser Mann war aus dem starken Stoffe bereitet, der auch in Augenblicken schrecklichster Noth aushält. Und

was hauptsächlich dem Anfangs Betäubten die Besinnung und die Thatkraft wiedergab, war die seinem Herzen Ehre machende Sorge für die Seinen. Er mußte ergründen, ob die Entdeckung schon stattgefunden habe und wie Alles zusammenhing, allenfalls auch, ob vielleicht noch Hoffnung da sei, das Schreckliche zu verhindern.

Der nächste, schärfere Blick auf die um den Tisch Sitzenden zeigte ihm, daß eine Erklärung noch nicht könne stattgefunden haben. Auf den Gesichtern seines Weibes, der immer noch anmuthigen Grace, und der neben Georges sitzenden, blühenden, jugendschönen Alice lag der Ausdruck heiterer Freude, wie sie das Gespräch mit einem angenehmen Gaste hervorruft. Auch die Anwesenheit der jüngeren Kinder im Salon bewies, daß es sich hier um keine tragische Scene handeln könne. Wohl lagerte auf dem Antlitze des von New-York herbeigeeilten erwachsenen Sohnes eine Wolke, als ob irgend eine geheime Sorge den guten Jungen bedrückte. Aber auch dieses Antlitz hatte nichts von dem tiefen Schrecken, der sich auf demselben hätte kundgeben müssen, wenn Georges in das gorgonenhafte Grauen des Familiengeheimnisses bereits geblickt hätte.

Im Stillen segnete Staunton seine Vorsicht, die ihn immer den Bitten seiner Frauen und Kinder hatte widerstehen lassen, wenn sie von ihm ein Bild forderten, eine Photographie oder ein Gemälde seiner Person. Der Wunsch war ein so natürlicher bei denen, die er oft auf Monate verließ. Aber er hatte niemals darein gewilligt, und in diesem Augenblick erntete er den Dank seiner starrköpfigen Klugheit. Sie wissen also nichts! sagte er mit einem tiefen Seufzer, sie ahnen nichts; ein Zufall hat den Knaben hiehergeführt. Aber so viel war gewiß, daß nur augenblickliche Flucht einer Entdeckung vorbeugen konnte. Georges durfte in dieser Umgebung den Vater nicht sehen. Wohl

konnte sich Staunton beinahe nicht trennen von dem Anblicke, der für ihn so verhängnißvolle Folgen hatte. Sein Verstand jedoch sagte ihm, daß ein bloßes Wiehern des Pferdes, das den nahen Stall begrüßte, in jedem nächsten Augenblick zum Verräther werden konnte. Dann sprangen die Kinder auf und riefen: Der Vater kommt!

Dann eilten sie ihm vors Haus entgegen, dann zogen sie ihn hinein in den Saal, und dort — stand er vor dem Sohne Georginens!

Eilends ließ sich Staunton vom Stamme des Baumes hinabgleiten und rannte mit vorsichtigen, aber raschen Sprüngen zu seinem Pferde, machte es los, schwang sich in den Sattel und ritt in die Nacht hinein.

Jetzt überkam ihn ein tiefer Jammer, als er so durch die Nacht ritt, ziellos, einsam, angstgefoltert. Thränen stürzten aus seinen Augen, und die Brust arbeitete gewaltig, während er einzelne stöhnende Worte hervorkeuchte. Alles ist aus! rief er. Ich muß verschwinden! untertauchen! Nur so begrabe ich meine Schmach und entgehe ich der Entdeckung!

Aber dieser Gedanke hielt nicht lange an. Zwar einen Augenblick, als Staunton aus der Ferne den Wellenschlag des Ontario zu vernehmen glaubte, schien ihm das Beste, all dem Elend ein Ende zu machen durch einen raschen Tod im Wassergrabe. Ich will meine Taschen mit schweren Steinen füllen, damit die verrätherische Welle den Leichnam nicht etwa aus der Tiefe emporhebe und mein verfluchtes Antlitz doch noch den Betrug enthülle. So etwas schoß ihm durch den Kopf. Dagegen aber sagte ihm der Verstand: Um der Deinen willen sollst du die Hand nicht zu früh vom Steuer thun, nachdem du durch manche kleine Gefahren das Fahrzeug bis dahin mit Glück geführt hast. Ein Schuß durch den Kopf bleibt dir immer noch übrig, und verschwinden

kannst du in New-York besser als hier. Aber warum verschwinden, wenn vielleicht deine Gegenwart, deine Klugheit noch Alles wieder ins Geleise zu bringen vermag? Und er begann reiflich nachzudenken, weshalb wohl Georges hier so plötzlich möchte erschienen sein. Etwas in New-York ist nicht richtig, sagte er sich. Der Junge hat mich aufgesucht, nachdem vermuthlich Briefe mich nicht erreicht haben. Sollte Georginen ein Unfall zugestoßen sein? Sobald Staunton's Gedanken diese Richtung genommen hatten, erwachte in ihm der feste Entschluß, da er doch jetzt nicht in der Nähe von Vernon-House weilen durfte, rasch nach New-York zu reisen, um dort womöglich zu retten, was zu retten sei. Vielleicht werde ich wieder Herr der Situation! sagte er sich und drückte seinem Rosse die Sporen in die Weichen.

Er langte gegen Mitternacht in Toronto an und stellte sein Pferd im Gasthofe ein. Ein Kellner berichtete ihm, man habe heute einen jungen Herrn aus New-York, der nach einem Mr. Staunton, senior, geforscht habe, nach Vernon-House hinaufgesendet, da man vermuthet habe, Mr. Vernon dürfte diesen Mr. Staunton kennen; denn Mr. Staunton solle ebenfalls in den westlichen Wäldern laut Aussage des jungen Mannes den Holzhandel betreiben. Bei dieser Mittheilung verwünschte Staunton im Stillen, daß er jemals den Seinigen die Umgegend von Toronto genannt als das Centrum seiner Thätigkeit. Er hatte sich hierher sogar postlagernde Briefe schreiben lassen, die vom Postangestellten in ein besonderes Kästchen gelegt wurden. Zu diesem Kästchen hatte Mr. Vernon, denn nur unter diesem Namen war Staunton in Toronto bekannt, den Schlüssel, und es war ein für alle Mal ausgemacht, daß Mr. Vernon zuweilen kam, das Kästchen öffnete und die für den wahrscheinlich im Innern der Wälder lebenden Mr. Staunton vorhandenen Briefe abholte. Die amerikanische Post ist

auch Nachts dem Publikum zugänglich. Staunton eilte dorthin, öffnete das Fach und fand in der That zwei Briefe seines Sohnes vor, die er, sobald er auf dem einsamen Zimmer im Gasthofe sich befand, eiligst erbrach und las. Beide Briefe riefen ihn nach New-York, da die Mutter schwer erkrankt sei. Die Briefe waren schon sechs Tage alt; so lange war Staunton nicht mehr nach der Stadt gekommen. Gewiß lagerten auch auf dem Telegraphenamt unbestellbare Depeschen an seinen wahren Namen; aber er wagte nicht dorthin zu gehen, sie zu holen. Ihm brannte der Boden unter den Füßen. Die Todesangst eines Verbrechers, der jeden Augenblick die Entdeckung fürchten muß und sich nur wundert, daß sein im Grunde so morscher Bau, sein so zerbrechliches Lügengerüste ihn überhaupt so lange getragen habe, kam über ihn. Mit dem um drei Uhr Morgens von Toronto abgehenden Eisenbahnzuge — denn längst bestand neben der Schiffahrt diese schnellere Verbindung — verließ er Toronto; doch hatte er an Grace vorher rasch ein Briefchen gerichtet, in dem er ihr sagte, eine plötzliche Nachricht, die für seinen Handel von größter Bedeutung sei, habe ihn gezwungen, eine Fahrt nach den östlichen Häfen anzutreten, von der er nicht wisse, wie lange sie ihn von Hause fern halten werde. Es handle sich, fügte er bei, um einen ungetreuen Buchhalter, den man eilends verfolgen müsse, und so habe er zu einem Abschiede nicht Zeit gefunden.

Er kam sich jetzt als ein recht jämmerlicher Mensch vor, dieser ehedem so stolze, glückliche Mann, als er im Eisenbahnwagen New-York zurollte. Tausend kummervolle Fragen legte er sich vor, auf die er keine Antwort fand. Hatte Georges sich wohl auf dem Postamte in Toronto nach dem Schicksale seiner an den Vater gerichteten Briefe erkundigt und dort erfahren, daß derselbe Mr. Vernon, den man ihm schon im Gasthof bezeichnet hatte, die an Mr. Staunton ge-

richteten Briefe abzuholen pflegte? Dann mußte er dem Sohne gestehen, falls dieser wieder nach New-York zurückkehrte, er kenne Mr. Vernon. Und wenn Georges diese Geschichte von dem Abholen der Briefe in Vernon-House erzählte? Ob dann wohl in Grace ein Verdacht aufsteigen mochte? Aber vielleicht hatte der idealistische Träumer, als den Staunton seinen Sohn kannte, nicht daran gedacht, auf der Post nach den Briefen zu fragen. Vielleicht hatte der Wirth des Gasthofes sofort durch den Hinweis, Mr. Vernon in Vernon-House kenne jedenfalls Mr. Staunton, den jungen Mann völlig befriedigt. Der Umstand, daß die Briefe sich noch in dem Kästchen befunden hatten, sprach für letztere Annahme; der Postangestellte hätte dieselben von innen her leicht herausholen können; nur nach außen war das Briefkästchen verschlossen, wie man diese Einrichtung ja auch auf europäischen Postbureaux nun fast überall sieht.

Zitternd betrat Staunton in später Nachtstunde seine Wohnung am Broadway. Eine Dienerin verständigte ihn sofort, daß Georgine einen starken Blutsturz gehabt habe; zugleich fragte sie mit Erstaunen, weshalb der junge Herr Georges nicht mit dem Vater zurückkehre? Staunton spielte den Verwunderten, als höre er jetzt erst, man habe den Sohn nach ihm ausgesandt. Er komme von selbst nach Hause, habe keine Briefe erhalten; seine Rückkehr sei ein glücklicher Zufall. Und so eilte er ins Gemach seiner kranken Gemahlin, die, keinen Schlaf findend, mit feinem Ohre bereits die Rückkehr des Hausherrn gehört hatte und ihre Wärterin ihm entgegensandte, mit der Bitte, er möge ohne Verzug eintreten.

Einen Augenblick schwanden alle andern Besorgnisse Staunton's, als er an das Bett der Kranken trat und die Patientin ihm ihre heiße Hand entgegenstreckte, während ein dunkles Roth flüchtig das blasse Gesicht erglühen machte.

Aufrichtiger Schmerz um Georgine erfaßte den erschütterten Staunton, der wohl erkannte, daß sich die Leidende von diesem Anfalle nie mehr erholen würde. Er sank an ihrem Bette nieder, er küßte die schmale weiße Hand, und Thränen umflorten seinen Blick, als er mit einem Gefühle tiefer Zerknirschung in die großen dunkeln Augen des von ihm getäuschten Weibes sah. Du wenigstens wirst es nicht mehr wissen, sagte er sich allerdings in demselben Athemzuge, mit dem er seinem gepreßten Herzen Luft machte. Denn es gehörte zu der eigenthümlichen Anlage dieses Mannes, sich mitten in Drangsal, Reue und Leid die tröstliche Seite eines Unglückes, das ihn traf, zu vergegenwärtigen, und eben dieses Talent, wenn man es so nennen will, bewirkte dann nur zu häufig eine Erleichterung des Gemüthes, die der Wirkung wahrer, tiefer Reue hinderlich war. Sie wird sterben, sagte sich Staunton, und ein inneres Weh krampfte sein Herz zusammen; aber sie wird die Schmach nicht erfahren, die ich ihr angethan habe; ich werde in ihrer Seele nicht sterben. Dies setzte er hinzu und fand in diesem Gedanken eine elastische Kraft, die ihn aufrecht erhielt.

Bald aber beunruhigte ihn der Gedanke, daß Georges dort oben am Ontario verweile und daß jede Stunde, die er dort zubringe, ihm vielleicht das Geheimniß enthüllen würde. Aus dieser Unruhe wurde er am dritten Tage nach seiner Heimkehr durch Georges selbst gerissen, der, nachdem sein Forschen nach dem Vater vergeblich gewesen, zur Mutter zurückeilte und hier zu seiner Verwunderung den Vater antraf. Auf den ersten Blick schon erkannte Staunton, daß Georges nichts entdeckt habe. Freilich fragte er mit Befremden, wie es doch komme, daß man dort oben an den Seen, wo der Vater so häufig und so lange weile, von ihm so gar nichts wisse. Aber da Georges nicht gewohnt war, bei Fragen rein praktischer Natur mit Aufmerksamkeit zu verweilen,

ließ er sich abfinden mit der Antwort, daß eben die Holzfällerniederlassungen Staunton's schon längst viel weiter nordwestlich verlegt worden seien, und daß zudem Staunton einige seiner Geschäfte in dortiger Gegend aus rein mercantilen Gründen im Namen verschiedener Handelsfirmen betreibe. Der junge Künstler gab sich mit dieser Ausflucht um so eher zufrieden, als ihn, wie wir bald sehen werden, ein neues Gefühl bewegte, das sein ganzes Innere erfüllte und beherrschte. Und dann war der Zustand der Mutter ein so beängstigender, daß Vater und Sohn, die von nun an hauptsächlich am Krankenbette einander trafen, über geschäftliche Dinge aus begreiflichen Gründen so wenig als möglich sprachen.

Es kamen einige stille Tage, in denen jedoch Georgine ihrer Auflösung immer mehr sich näherte. Eines Abends, als Georges nicht im Zimmer anwesend war, umschlang Georgine ihren bekümmerten Gatten mit dem rechten Arm und bat ihn, sein Antlitz dem ihrigen zu nähern, da sie ihm noch etwas zu sagen habe, bevor sie sterbe. Es betreffe Georges. Der Sohn habe der Mutter ein Geheimniß anvertraut. Staunton schauderte unwillkürlich. Ein süßes Geheimniß, setzte Georgine mit mattem Lächeln hinzu. Er hat dort oben, wo du gewöhnlich weilst, in einem Hause im Walde, das sehr schön liegen muß, ein Mädchen gefunden, das er liebt.

Staunton erblaßte und zuckte zusammen. In neuer Gestalt stand der Racheengel für sein Vergehen vor ihm.

Georgine fuhr fort: Er sah das Mädchen in einer von der Herbstsonne beschienenen Waldeslichtung vor dem einsamen Hause sitzen; du weißt, er ist ein Künstler, der Alles anders sieht als gewöhnliche Sterbliche. Ihm schien ein Glorienschein das blonde Haupt zu verklären. Das Mädchen

dürfte den Namen eines Erzengels tragen; doch heißt sie mit irdischem Namen — Alice Vernon.

Staunton stöhnte auf in der Marter, die jedes dieser unschuldigen Worte der Gattin ihm anthat.

Die Kranke bemerkte es nicht und fuhr fort: Nicht wahr! du versprichst mir, dich nach den Leuten zu erkundigen, wenn ich todt bin? Und wenn es rechtschaffene Leute sind, und wären sie auch niedern Standes und nicht mit großen Glücksgütern gesegnet, so laß unsern Sohn der frühen ersten Neigung seines Herzens folgen. Das ist doch das einzige Glück, das diese Welt gewährt.

So sprach Georgine, und Staunton drückte ihr stumm die Hand, was sie als ein Zeichen aufnahm, daß er so handeln wolle, wie sie es verlangt. Dann versank sie, mit dem Lächeln einer selig Verklärten auf den Lippen, in einen tiefen Schlummer und träumte vielleicht von der glücklichen Zukunft des Sohnes, die sie nicht mehr erleben sollte.

Noch einige Tage und Nächte nach dieser Unterredung der Gatten glomm der schwache Lebensfunke in der Kranken weiter. Es waren Tage und Nächte schrecklichster Seelenleiden für Staunton, der jetzt endlich seine Schuld auf die empfindlichste Weise büßen sollte.

Was soll ich beginnen? ächzte er, indem er sich schlaflos auf seinem Lager wälzte. Georgine stirbt, aber der Fluch meines Doppellebens weicht mit ihrem Tode nicht von mir. Georges liebt Alice! Nach dem natürlichen Gesetze, das in jugendlichen Herzen waltet, haben sich diese Beiden gefunden, Kinder zweier Mütter, die nichts Gemeinsames haben als — den Gatten! Wie soll ich die Verbindung, auf die sie hoffen, verhindern? Soll ich mich nach dem Tode Georginens dem Sohne entdecken? Aber das heißt ihm beide Eltern rauben und mehr als das, seine erste Liebe zerstören. Und wodurch sie zerstört würde? Durch die Schuld des Vaters, durch

einen verjährten Frevel dessen, dem mein Sohn nur Gutes zu danken sich gewöhnt hatte! Und das Glück Alicens untergrabe ich zugleich. Denn ihr darf er den Grund nicht gestehen, weshalb er sich plötzlich zurückzieht, nachdem er bereits von Liebe gesprochen zu dem holden Geschöpfe. Und ich? ich sollte dann wohl fortan als Vernon bei den armen Betrogenen dort oben am See wohnen und den Jammer mit ansehen, den ich angerichtet? Und bei alledem wäre der arme Georges ausgeschlossen von der Familie, in die ich mich zurückzöge! Ich Elender! Wo bleibt nun jenes Kraftgefühl, das mich einst trotzen ließ allen Schwierigkeiten und wachsen mit den Gefahren?

Es ist nicht zu verwundern, daß der Gedanke, durch einen Schuß von all dem Elend sich zu befreien, in solchen Nächten bei Staunton wiederholt sich einstellte. Was ist der Schmerz? so fragte er und gab sich die Antwort: Nichts ist er, sofern er nicht im Bewußtsein wurzelt. Wohlan! So ersticke ich dieses Bewußtsein, lösche es aus mit dem Druck eines Fingers an der Waffe ... und ich bin geheilt. Aller Schmerz ist vorbei. Aber dann wieder erinnerte er sich, daß er mit dem Pistolenschusse wohl sein eigenes Bewußtsein auszutilgen vermöge, nicht jedoch gleichzeitig das der Anderen. Die Ueberlebenden, jammerte er, die dann erst recht in schwere Anfechtung gerathen werden! Soll ich Feigling mich fortstehlen und die Anderen tragen lassen, was von Rechts wegen meine Bürde wäre?

So verwarf Staunton auch diesen Gedanken und begann aufs Neue, seinen Geist anzustrengen, um einen Ausweg zu finden aus all dieser Drangsal. Zuletzt entdeckte er etwas, das ihm Rettung schien für Alle, obschon er sich nicht verhehlen konnte, das Mittel bleibe ein immerhin gefährliches wie ein zweischneidiges Schwert, das nicht nur den Gegner verwundet, sondern auch den verletzen kann, der

es schwingt. Er beschloß, wenn erst seine arme Frau den letzten Athemzug würde gethan haben, zwar nicht zu sterben, aber in ein fernes Land außerhalb der vereinigten Staaten zu fliehen. Seinem Sohne Georges wollte er einen Brief hinterlassen, worin er ihm zu sagen gedachte, der Schmerz um die Gattin treibe ihn fort in fremde Länder. Ebenso gedachte er an Grace zu schreiben, irgend ein dringender geschäftlicher Grund, er wußte noch nicht, ob er die Verfolgung des betrügerischen Agenten vorschützen oder eine andere Lüge ersinnen wollte, zwinge ihn, Amerika auf einige Zeit zu verlassen. Wohl beraubte er sich auf diese Weise der Seinigen, die er liebte. Aber eben diese Liebe zwang ihn, zu ihrem Besten so zu handeln. War er nur in weiter Ferne, so blieb die Entdeckung wenigstens aufgeschoben, und dann — nun die Zukunft mochte ihm dann weitere Hülfsmittel bieten, dies Doppelleben bis ans Ende durchzuführen ohne Verrath an dem Geheimnisse, das so vielen Lieben ihr Theuerstes bedrohte.

Aber Georges und Alice? Was sollte aus diesen Beiden werden? Staunton schloß dieser Frage gegenüber Ohren und Augen. Möge da geschehen, was geschehen muß, murmelte er mit fatalistischer Ergebung. Sie sind ja Beide gut, unschuldig, da Schuld nur da besteht, wo Einsicht in die Sünde ist, Bewußtsein von der Verkehrtheit einer Handlung. Wenn niemals ein grausames Geschick ihnen enthüllt, wer sie sind, so werden sie glücklich sein.

Wohl hätte Staunton sich sagen müssen, wie er eben an sich selber das erfuhr, was er Grausamkeit des Schicksals, Rücksichtslosigkeit der das Leben lenkenden höhern Mächte nannte. Er hätte sich zurufen müssen: Es ist genug an deinem Frevel. Soll denn die Sünde fortwuchern von Geschlecht zu Geschlecht? Und wird nicht, wenn später dereinst eine Enthüllung stattfinden sollte, dieselbe alsdann viel

furchtbarere Folgen haben, als sie jetzt haben könnte? Aber Staunton hätte in diesem Falle dem Sohne sich entdecken müssen, hätte das, was er tief im Innersten der eigenen Brust als verschlossenes Geheimniß bewahrte, einem Zweiten auf die Seele wälzen müssen. So lange Niemand von diesen Dingen weiß außer mir, so lange sind sie nicht, sagte der verblendete Mann und fand in dem Augenblick, wo er dies sich zurief, neue Energie, um Alles so vorzukehren, daß eine Entdeckung unmöglich würde. Er verschrieb in einem Testamente, das er in den für Georges bestimmten Brief legte, sein Haus und den größten Theil seiner Reichthümer diesem seinem Sohne, doch behielt er eine hinlänglich große Summe, um fernerhin nicht nur sich selbst zu erhalten, sondern auch den Seinen im Vernon-House bedeutende Unterstützungen aus der Ferne zufließen zu lassen. Alles richtete er so ein, daß Niemand zweifeln konnte, tiefe Melancholie, eine an Geistesstörung grenzende Schwermuth über den Tod der Gattin habe ihn in die Ferne getrieben. Und als diese Vorbereitungen eben beendigt waren, trat das längst erwartete Trauerereigniß ein; Georgine starb sanft in den Armen ihres Sohnes und ihres erschütterten Gatten.

Am Tage nach der großartigen Leichenfeier, die nach römischem Ritus abgehalten wurde, war Staunton verschwunden und Georges im Besitze des Briefes des Vaters und seines Erbtheiles. Er schrieb im großen Schmerze über den Tod der Mutter und die plötzliche heimliche Abreise des Vaters an Alice über alle diese Ereignisse. Wenige Tage darauf reis'te er dorthin, wohin sein Herz ihn trieb, und es ereignete sich, wie einst bei seiner Mutter, als sie um ihre Todten weinte, daß der Genius mit der gesenkten Fackel sich plötzlich als der mit der emporgehaltenen Flamme des Lebens offenbarte, so daß auch bei ihm die Stunden

des Leides in Stunden der Liebe sich auflös'ten, einer reinen edeln Liebe, die den trauernden Ernst und heilige Wehmuth nicht ausschließt.

Aber welche Verwunderung ergriff die nun Verlobten und mit ihnen Alicens Mutter, Grace, als eines Tages ein Brief eintraf aus Rio Janeiro, ein Brief „Vernon“ gezeichnet, einer jener linkshändigen Briefe des Vaters, worin zu lesen stand: Das Geschäft mit dem ungetreuen Buchhalter, der mich in die Ferne trieb, wäre befriedigend beendigt, indem ich den Flüchtling hier ereilt und den Behörden übergeben habe. Aber gleichwohl kehre ich nicht zurück. Ich habe hier einen Herrn aus New-York getroffen, einen Mr. Staunton, der in tiefer Schwermuth nicht weit davon war, seinem Leben ein Ende zu machen; ich habe ihn auf einer einsamen Wanderung am Strande in einer Situation getroffen, die einen derartigen Entschluß stark anzudeuten schien. Ich kann nicht sagen, wie es gekommen ist: wir sind Freunde geworden; mein Einfluß auf ihn ist ein sichtlich heilsamer. Aber Mr. Staunton will um keinen Preis in diesem Jahre nach Amerika zurückkehren, wo er seine geliebte Gattin begraben hat. So habe ich ihm denn versprochen, ihn auf einer Weltreise zu begleiten, die ihn erheitern soll und mir, da sie auf seine Kosten gemacht wird, Gelegenheit giebt, ohne Auslagen meinerseits die Welt zu sehen. Adressirt eure Antwort postlagernd nach Melbourne in Australien.

Unsere Väter vereint! jubelten die erfreuten ahnungslosen Kinder, und man kann glauben, wie rasch sie sich hinsetzten, ausführlich an die beiden Männer zu schreiben, die sie sich als Freunde dachten. Auch wird man nicht zweifeln, daß außer der dringenden Bitte, die Väter möchten nach Vernon-House zurückkehren, die weitere Bitte um den Segen zu dem Ehebunde ihrer Kinder in den Briefen ausgesprochen

war, die an die Adresse Mr. Vernon nach Melbourne abgingen.

Ulysses Staunton hatte seine ganz besonderen Ziele, indem er in seinem verschlagenen Geiste dieses Project aussann. Er mußte die „beiden Väter" zusammenbringen, damit der eine der beiden, der nicht mehr brauchbar war, aufhören konnte, zu existiren. Staunton sollte in der Vorstellung seines Sohnes sterben. Aber dieser Tod brachte nur Vortheil, wenn er dem Sohne auf sichere Weise bekannt gegeben würde und zugleich dem keineswegs Verstorbenen die Möglichkeit lieferte, auch ferner mit den Seinigen allen wenigstens in brieflichem Verkehr zu bleiben und auf diese Weise ein Mitgenosse ihres ungetrübten Glückes zu werden. Darum mußten die Väter sich gefunden haben; in Vernon's Armen sollte Staunton ausathmen, nachdem er vorher noch seine Einwilligung zur Verbindung seines Sohnes gegeben hätte. Georges würde den Verlust seines Vaters, so calculirte Staunton, zu keiner Zeit leichter ertragen, als jetzt, wo ihm in Alice und deren Verwandten ein neues, schöneres Familienglück aufblühte. Immerhin sollte dieser Tod Staunton's nicht zu früh ausgespielt werden, da anderseits mit dem Tode Staunton's der Grund wegfiel, der Vernon von seiner Familie trennte.

Man sieht, daß Staunton, nachdem er anfänglich nach der Abfahrt aus New-York nur den Gedanken der Trauer und der Reue über den Tod der armen, von ihm betrogenen Georgine nachgehangen hatte, verhältnißmäßig bald die Energie seiner widerstandsfähigen Seele gefunden hatte und seinem berühmten Namenspatron aus den Dichtungen Homer's in Kühnheit der Erfindung, in Reichthum der Mittel und in Gewissenlosigkeit ihrer Auswahl nicht Unehre machte. Bei alledem war er aber, wie er nun in fernen Welttheilen sich umhertrieb, mindestens so unglücklich und seiner Ver-

einsamung überdrüssig wie Ithaka's heimathloser König. Aber er mußte diese Vereinsamung im Alter hinnehmen als verhältnißmäßig leichte Strafe für seinen vielfachen Betrug.

In der Komödie des menschlichen Lebens liegt oft dicht neben der Tragik das grotesk Spaßhafte, und auch der zwischen Lächeln und Weinen schwebende Humor hat seinen Antheil an gar manchen Lebenslagen. So war es hier der Fall. Staunton las die Briefe, die an die beiden vermeintlichen Väter gerichtet waren, die Briefe von Grace, Alice und den jüngern Kindern an Vernon, den Brief von Georges und seiner Braut an „Papa Staunton“ mit einer Mischung von Gefühlen tiefster Wehmuth, bitterer Reue, aber auch aufrichtiger Freude über das Wohlbefinden der Seinigen und — er konnte nicht anders — mit einem alle diese Gefühle durchblitzenden Triumph über das Gelingen seines listigen Auskunftsmittels. Ja, es gab sogar Augenblicke — die Augenblicke, in denen Staunton, um sich zu betäuben, geistigen Getränken zugesprochen —, in denen er, einsam in irgend einem Busche bei der Flasche sitzend, laut jubelte und sang oder ein halb in der Kehle stecken bleibendes Lachen hören ließ, das von schlauem Augenzwinkern begleitet war und sagen wollte: Das alles ist ungeheuer lustig. Ich bin Einer und bin doch Zwei! Und eigentlich bin ich Keiner! Juhe!

Am Tage nach einer solchen Ausschweifung trat dann neben dem physischen Unbehagen auch die Erkenntniß seiner im Grunde doch jammervollen Existenz wieder in den Vordergrund, und er bereute die Momente, in denen von jenen wahnsinnigen Triumphgefühlen sein besseres Ich bemeistert wurde. Er nannte sich selbst ein stumpfsinniges Thier und verschwor sich, solche Anwandlungen fern zu halten. Dann aber trat die schreckliche Reflexion ein: Wie? Welche Würde willst denn du aufrecht erhalten? Etwa die Würde eines

Verbrechers? Denn der bist du doch. Dir bleibt nichts besseres, als in Betäubung deiner Sinne Vergessenheit zu suchen und die Illusion, Alles sei gut, während es in Wirklichkeit schlecht genug ist.

Die besten Augenblicke Staunton's waren diejenigen, in denen er an die Beantwortung seiner Briefe ging. Er bereitete sich hierauf ordentlich vor, mied tagelang die Flasche gänzlich und schrieb mit großer Besonnenheit rechts- und linkshändig als Staunton und als Vernon an alle die Seinen. Wer ihn gesehen hätte, wie bei aller Klugheit, die er an die Abfassung dieser mehrmals copirten Briefe wendete, doch auch Thränen echter Liebe auf das vor ihm liegende Blatt flossen, der hätte dem alternden Manne ein gewisses Mitgefühl nicht versagen können. Hie und da lächelte er, besonders wenn er schließlich die Briefe der beiden Väter verglich und sorglich nachsah, ob auch wirklich der mit Vernon gezeichnete Brief mehr im Charakter des schlichteren, einfacheren Mannes gehalten sei, während Staunton's Brief schon einen etwas höheren Schwung nehmen durfte. Manche Stellen in beiden Briefen waren von ihm mit besonderer Emotion niedergeschrieben worden, z. B. wenn er als Staunton an seine eigene Tochter Alice in der Rolle des künftigen Schwiegervaters schrieb und sich ein Bild von ihr ausbat, damit er wisse, wie die aussähe, die seinen Sohn so glücklich zu machen bestimmt sei.

Es war ihm nicht von fern in den Sinn gekommen, einen Schritt zu thun, der diese bedenkliche Heirath hätte verhindern können. Allerdings hätte ihm wohl auch kein anderes Mittel zu Gebote gestanden, als Georges gegenüber das offene Bekenntniß, wer Alice sei. Und den Gedanken an dieses Bekenntniß warf er weit von sich, unabläßig wie an einem Glaubenssatze festhaltend an dem Worte: Sünde ist nicht Sünde, sofern sie nicht in unserm Bewußtsein be-

steht. Demgemäß segnete er den Bund seiner Kinder und sprach nur sein Bedauern aus, daß Mr. Staunton's Gesundheitszustand eine Reise der beiden Väter zur Hochzeit unmöglich mache. So schrieb Vernon. Staunton dagegen in seinem Briefe an Georges beruhigte diesen über seine Gesundheit. Er sei zwar etwas leidend, könne daher allerdings nicht wohl reisen, aber die Krankheit sei nicht so schlimm u. s. w.

Dieser Beruhigungsbrief an Georges entsprang dem doppelten Wunsche, erstlich dem Sohne die schönen Tage des neuen Glückes nicht mit einer Sorge zu verbittern, zweitens aber, ihm jeden Vorwand zu einer Reise zu entziehen, die etwa die plötzliche Ueberraschung des kranken Vaters zum Ziele hätte. Denn allerdings bedachte Staunton, daß Bürger des amerikanischen Continents eine Reise auch nach Australien leicht genug nehmen, obschon anderseits zu hoffen war, der junge Gatte werde weder von seiner Gemahlin sich so bald trennen, noch diese selbst den Beschwerden und Gefahren einer so langen Seefahrt aussetzen wollen.

So wurde denn droben an der Grenze Kanada's die Hochzeit des jungen Paares gehalten, während der Vater der jungen Brautleute fern in Melbourne die Vorbereitungen traf, Staunton in Vernon's Armen sterben zu lassen. Es war das so zu sagen sein Geschäft für das nächste halbe Jahr. Er ließ in diesem theilweise frevelhaften, theilweise der Absicht nach gutartigen Possenspiele sein zweites, oder richtiger, sein erstes Ich verschiedene Stadien ernster Erkrankung, plötzlicher auffallender Besserung, neuen Rückfalles und nochmaliger Scheingenesung durchmachen — Alles dies in möglichst schonenden Briefen nach Vernon-House —, bis er dann auf einmal den schwarzgesiegelten Brief absandte, der Staunton's Tod anzeigte.

Dieser Brief kreuzte sich mit einem Schreiben von Grace,

die ihrem Manne berichtete, die Kinder — Georges und Alice, das junge Paar, waren gemeint — hätten zusammen die Reise nach Europa angetreten, die große Tour; ihr hauptsächliches Ziel seien die Kunstschätze Italiens, nach denen besonders das Herz des jungen Künstlers sich sehne. Da ja der junge Staunton so reich sei, würden sie wohl über ein Jahr in Europa bleiben, um Alles recht gründlich zu studieren; sie selbst sei nun mit den jüngeren Kindern etwas einsam in Vernon-House und ob denn Mr. Staunton wirklich nicht im Stande wäre, die Reise nach den Vereinigten Staaten zu überstehen; hier in den Ahornwäldern von Vernon-House müßte er gewiß gesund werden.

Dieses Schreiben stürzte den einsamen Mann in eine grenzenlose Aufregung. Er hatte bereits in seinem Herzen der Hoffnung entsagt, sein geliebtes Weib Grace und seine jüngeren Kinder jemals wieder zu umarmen. Jetzt — er zitterte, wenn er daran dachte — bot sich ihm die Gelegenheit, die einzige, letzte dar, die Seinen wiederzusehen. Georges war ja fort in Europa, blieb über ein Jahr fort. Dieses Jahr ist dir vom Himmel geschenkt! sagte sich Staunton. Es ist der Finger des Engels, getaucht in kühles Wasser, um dem in der Hölle Schmachtenden die Lippen zu kühlen! Eine brennende Sehnsucht ergriff sein Herz. Draußen im Hafen lag eine amerikanische Brigg, die morgen nach San Francisco abging; lustig flatterte das Stern- und Streifenbanner an ihrem Hauptmaste. Staunton konnte nicht widerstehen. Noch einmal den Labetrunk des Glückes trinken und dann sterben! Das war sein Gedanke, und so schiffte er sich ein.

Grace ihrerseits, als sie die Nachricht vom Tode Staunton's erhielt, die sie dem jungen Paare als traurigen Willkommgruß nach Europa nachsandte, konnte nicht umhin, einen Brief voll ausbrechender Glückseligkeit an ihren Gatten zu

schreiben, worin sie ihm sagte, daß sie nun natürlich seiner Heimkehr jeden Tag gewärtig sei, da ihn keine Pflicht mehr zurückhalte in fremdem Lande. Diesen Brief erhielt Staunton nicht mehr, denn schon war er, wie gesagt, unterwegs, um das zu erfüllen, was Grace in ihrem Briefe erbat.

Staunton hatte in seiner Vereinsamung, wie wir erwähnen mußten, der Flasche häufig stark zugesprochen. Diese üble Gewohnheit in Verbindung mit allen den Sorgen und Aufregungen der letzten Jahre hatten seiner Gesundheit geschadet und den kräftigen Mann rasch altern gemacht. Jetzt auf der Heimfahrt jedoch gewann es Staunton über sich, der Flasche ganz zu entsagen. Er wollte, wenn auch gebrochen in seiner Kraft, wenigstens nicht in unwürdiger Gestalt vor den Seinen sich zeigen, und die innige Freude, die jetzt sein ganzes Wesen durchdrang, gab ihm so viel Festigkeit, seinem Vorsatze treu zu bleiben selbst während der langwierigen Seereise. Aber auch an ihm ereignete sich, was in solchen Fällen gewöhnlich sein soll, daß nämlich das plötzliche Entziehen eines derartigen Reizmittels den an solche Stimulation schon gewöhnten Körper rasch zusammenfallen läßt. Staunton glich, als ihn die Pacificbahn fast bis an die Thür seiner Wohnung bei Toronto trug, so wenig mehr dem Staunton, der von hier vor wenigen Jahren geflohen war, daß er es getrost hätte wagen dürfen, in New-York sich Leuten zu zeigen, die ihn ehemals oberflächlich gekannt hatten; sie würden kaum darauf gekommen sein, wer dieser alternde, gebrechliche Mann sei.

Freilich — das Auge der Liebe sieht schärfer. Als er in Vernon-House eintrat, erbleichte zwar Grace bei seinem Anblicke und konnte die Thränen innigsten Mitleides nicht zurückhalten; aber daß sie ihn im ersten Augenblick erkannt hatte, das bewies die Art, wie sie, aufspringend, ihn in ihre Arme schloß. Und nun kamen die Kinder! Wie groß,

wie schön sie geworden waren! Auch sie verzogen die seelenvollen Gesichter zum Weinen, als sie den langentbehrten Vater so sichtlich leidend vor sich erblickten. Aber zutraulich hingen sie sich an seinen Hals, küßten ihm die welken Wangen, streichelten seine grauen Haare und riefen: Nun darfst du aber nie mehr, nie mehr fort!

Dieses kindliche Wort war ein bitterer Tropfen in den Kelch der Freude für den Heimgekehrten. Aber noch immer haftete seinem Geiste etwas an von dem Leichtsinne der Jugend, und so beschloß Staunton, für jetzt wieder dem Glücke der Gegenwart zu leben.

Dieses Glück wäre ein so vollkommenes gewesen, wie immer ein von seinem Gewissen nicht unbehelligter Mann eines solchen genießen kann, hätten nicht die Briefe aus Europa, die Monat für Monat eintrafen, hie und da das Wort der Heimkehr enthalten. Wenn Grace mit strahlendem Lächeln zu ihrem Manne dann etwa sagte: Nun dauert es nur noch vier, nun nur noch drei Monate, so kommen unsere Kinder heim, und du wirst den braven, jungen Staunton kennen lernen, mit dem Alice so glücklich ist, — dann drehte sich dem Vater das Herz im Leibe um, und der alte Bibelspruch kam ihm in den Sinn: Berge fallet über mich, Hügel bedecket mich!

Indessen wurde diese Heimkehr länger hinausgeschoben, als das junge Paar selbst anfänglich geplant hatte. Ein von Florenz datirter Brief Alicens meldete nämlich nahe Mutterfreuden, und einige Wochen später kam wieder ein Brief, der von einem besonders idyllischen Hause an einem der schönsten Schweizerseen berichtete, wohin sich das junge Paar zurückgezogen habe, um daselbst in aller Stille das freudige Ereigniß abzuwarten. Die jungen Eheleutchen waren nicht genau informirt, wie bald ihre Hoffnung sich erfüllen würde. So vergingen fast drei Monate, bis endlich

das Telegramm eintraf, welches die glückliche Geburt eines Mädchens meldete. Der sechzehn Tage später kommende Brief enthielt über die Heimreise nur die Bemerkung, man könne an eine solche noch nicht denken, da immerhin der Zustand der jungen Mutter und des Kindes einige Rücksicht erforderte.

Aber von jetzt an war Staunton's Ruhe dahin. Er befand sich in der Lage eines Verbrechers, der Monate lang — wie dies eben in Amerika üblich ist — auf die Vollstreckung des Todesurtheils warten muß und gewiß weiß, daß dieser Termin eintreffen werde, wenn auch noch eine kurze Lebensfrist gestattet sei. Jetzt nahte der schreckliche Tag. Jede Stunde konnte ein Telegramm eintreffen: Wir haben uns in Havre eingeschifft ꝛc. Und vielleicht auch wollten sie die Eltern überraschen. Dieser Gedanke stellte dem Unglücklichen das Herz stille auf einen Moment, und in den Adern spürte er Eiseskälte. Ich muß fort, fliehen, verschwinden, sterben und so sterben, daß auch mein Leichnam nicht zum Verräther werde an ihrem Glücke. So sprach Staunton zu sich selbst und sann darauf, wie er es einrichten könnte, sich zum letzten Male von Hause wegzustehlen, um nie mehr dahin zurückzukehren. Ich muß verunglücken, sagte er sich, damit Grace keinen Verdacht schöpfe. Indem er darauf sann, wie dies am besten sich bewerkstelligen ließe, verfiel er darauf, daß ein Eisenbahnzug das Urtheil an ihm vollstrecken sollte, mit dem er sich selbst das Leben absprach. Der Leib wird zermalmt, zerrissen von den fürchterlichen Rädern, sagte er sich. Man wird wissen, daß Mr. Vernon von einem Zuge ist überfahren worden, und der entstellte Leichnam nimmt das Geheimniß dieses Doppellebens in die Gruft.

Das gefürchtete Telegramm traf ein. Staunton hatte nach demselben noch vierzehn bis sechzehn Tage Zeit zu

seiner That, eine Frist, die sein Nervenleben furchtbar erschütterte. Alle Abend nahm er von den Seinen Abschied, als ob er sie am nächsten Tage nicht mehr sehen sollte. So kam die Nacht, die für ihn die letzte sein sollte. Am folgenden Vormittag gedachte er sein Vorhaben unter Umständen auszuführen, die den Verdacht von Selbstmord ausschließen würden. In jener Nacht erhob sich Staunton leise von seinem Lager, um noch einmal seine schlafenden Kinder zu betrachten. Wie er sich nun niederbeugte zu dem Bette, in dem seine jüngste Tochter Dora friedlich schlummerte, da plötzlich sank er schwerfällig nieder neben dem Bette des Kindes und stöhnte auf. Ein Nervenschlag hatte ihm die eine Seite gelähmt; es war das Uebermaß der Aufregung, das diese Katastrophe herbeiführte.

Grace hörte das Stöhnen im Nebenzimmer; sie erhob sich, eilte herbei und fand ihren Gatten in seinem bedauernswerthen Zustande. Mit einem Angstschrei weckte sie die Kinder und rief die Dienstboten zu Hülfe. Sie brachten mit vereinter Mühe den Vater in sein Bett zurück, das er, wie sie annahmen, aus Herzensbangigkeit verlassen hatte. Sie legten ihn weinend in die Kissen; dann sattelte der Knabe Staunton's, um nach dem nächsten Arzte zu reiten, während Grace unter Thränen Alles that, um die Lage des Leidenden erträglich zu machen. Angstvoll blickten die Augen Staunton's in ihr Antlitz. Denn der Unglückliche war bei voller Besinnung; aber ihm fehlte die Sprache und die freie Bewegung. Sein Gemüthszustand war ein entsetzlicher. Da hatte ihn jetzt das unerbittliche Schicksal ergriffen und gleichsam fest genagelt, damit sich an ihm und den Seinigen aller Jammer erfülle. Nun konnte er den Blicken seines Sohnes nicht entrinnen. Krampfhaft strebte er, aus dem Bette zu entfliehen, aber machtlos sank er zurück, und kalter Angstschweiß bedeckte seine Stirn. Gegen

Morgen, nachdem der Arzt einige Mittel verordnet hatte, stellte sich das Sprachvermögen theilweise ein, das heißt, der Patient vermochte mühsam einzelne Worte zu stammeln. Aber er machte wenig Gebrauch von der Sprache. Was sollte er auch noch sagen, da er ja doch den Flug des Rachepfeils nicht aufhalten konnte? Schon seit vorgestern waren Georges und Alice mit dem kleinen Kinde in New-York; auf heute Abend wurden sie sicher erwartet. Um Mittag machte Staunton eine äußerste Anstrengung, verständlich zu sprechen. Der Sinn seiner Rede war, man möge, wenn die Kinder heimkehren würden, nicht Alice sofort zu ihm lassen, sondern zuerst ihren Gatten allein. Denn diesem habe er etwas anzuvertrauen von dessen verstorbenem Vater. Als Grace diese Rede endlich begriffen hatte, wurde der Kranke etwas ruhiger und schlummerte bis gegen Abend. Dann aber, als die Stunde heranrückte, die jeden Augenblick die Reisenden bringen konnte, war die Qual des vom Schlage Gerührten eine so große, daß Grace in ihrem Mitleid und ihrer Liebe zu dem Leidenden kaum mit Freude der lang entbehrten Tochter und des noch nie geschauten Großkindes gedenken konnte.

Endlich waren sie da! Grace eilte hinab, ihnen entgegen. Aber schon stürmten sie von unten die Stiege hinauf, und bevor zu Erklärungen Zeit gewesen, eilte Alice hinein an das Lager ihres Vaters, dessen Krankheit die jüngern Geschwister ihr bereits verrathen hatten; ihr folgte Georges auf dem Fuße, während Dora, Alicens Schwester, sich glücklich schätzte, das kleine in Europa geborene Kind auf den Armen zu halten.

Mein Vater! mit diesem Ausrufe sank Alice am Bette des Kranken nieder und umschlang mit ihren Armen den Nacken des Leidenden. Dann zog sie Georges heran dicht ans Bette, damit auch er den Vater grüßen sollte. Einen

Augenblick schoben die Dämmerung, die in dem matt erleuchteten Krankenzimmer herrschte, und die Veränderung, die mit den Zügen Staunton's vorgegangen war, das Erkennen noch hinaus; aber schon bohrten sich die Blicke des jungen Mannes mit steigendem Erstaunen, das allmählich in ein Starren des Entsetzens überging, in das Angesicht des in den Kissen liegenden hülflosen Mannes, es war wie der Moment, in dem der Henker zum Streiche ausholt: aber noch schwebt das sausende Schwert in der Luft; der Vorgeschmack des Todes war auf der Zunge des alten Staunton. Endlich preßte Georges die Worte heraus: Der Vater! und wandte sich zu Alice mit der fast unhörbaren Frage: Dein Vater!

Alice begriff die Erregung ihres Gatten nicht oder vielmehr sie suchte die Ursache derselben in dem traurigen Zustande, in dem Georges den Vater antraf, von dessen fröhlichem Sinne sie ihm so viel erzählt hatte.

Jetzt aber erhob der Kranke mit furchtbarer Anstrengung den Arm und gab durch heftige Zeichen zu verstehen, daß Alle hinausgehen sollten, nur der junge Mann sollte bleiben. Grace, die sich des Auftrages erinnerte, den ihr Gatte ihr gegeben hatte und den zu erfüllen sie zu spät gewesen war, sprach zu den Kindern: Ja, laßt uns gehen. Der Vater hat Georges ein letztes heiliges Vermächtniß zu überantworten von dem verstorbenen Mr. Staunton. Und mit diesen Worten verließ sie umringt von den Ihrigen, das Krankenzimmer.

Vater und Sohn blieben allein zurück. Jetzt bedeckte Georges mit der Hand die Augen und, in einen Stuhl sich werfend, stöhnte er tief auf. Da tappte der Kranke schwerfällig nach dem Arme des Sohnes, und mit lallender Stimme begann der Unglückliche zu sprechen: O! Georges! — ich habe sterben wollen, damit das Geheimniß mit mir begraben

werde ... Fluche mir nicht, mein Sohn! Ich habe schwer an euch Allen gesündigt. Vergieb mir nicht, denn du kannst es nicht. Aber schone der Unschuldigen!

Das war der Sinn der mit Mühe gesprochenen Worte des Vaters.

Jetzt aber sollte sich offenbaren der Werth eines guten Menschen, der Werth eines Sohnes, der vom Vater, dessen Schwächen ihm fremd waren, den Muth geerbt hatte, ein seelenvergiftendes Geheimniß in stolzer Einsamkeit zu tragen, von Niemand getröstet, von Niemand bewundert um solcher Seelengröße willen, als von dem traurigen Urheber alles dieses Leides. Ein Schauer des Entsetzens lief noch schüttelnd durch alle Glieder des jungen Mannes; dann erhob er sich und faßte sich und bedachte das Glück seines unschuldigen Weibes und des Kindleins, bedachte auch, daß, der da vor ihm liege, denn doch der Vater sei, derselbe Vater, den er schon als einen Todten beweint hatte. Und obschon ihm der Vater diese tödliche Schmach angethan hatte, obschon dieser Vater sie Alle in verschiedenster Weise ein langes Leben hindurch getäuscht und betrogen hatte, — als er ihn so daliegen sah, noch lebend, den er nie mehr zu sehen gehofft hatte, da war die einfache kindliche Sohnesliebe noch größer als all der Jammer, den ein solcher Vater über das Haupt des Sohnes brachte, und er trat hin dicht ans Bett und ergriff die Rechte des Vaters, drückte sie fest und stark und sprach alsdann: Vater! Was du schuldig getragen hast, dieses furchtbare Geheimniß will ich unschuldig tragen, und nicht soll Jemand es mir ansehen oder aus meinen Augen etwas lesen. Gott mag wissen, ob ich recht thue; aber ich glaube es.

Da flossen Thränen, heiße Thränen eines Vaters nieder auf die Hand des Sohnes, und krampfhaftes Schluchzen drang so laut aus der gemarterten Brust, daß Grace im Neben-

zimmer es nicht länger aushielt. Wie sie eintrat, sprach, schon völlig gefaßt, Georges zu ihr: Die Erinnerung an meinen verstorbenen Vater hat ihn so überwältigt, da er in seinem hinfälligen Zustande diese Dinge viel tiefer empfindet.

— — — — — — — — — — — —

Von da an herrschte zwischen Vater und Sohn ein edles Verhältniß durch das gemeinsame Geheimniß, an das Keiner mehr rührte, obschon es ihnen immer gegenwärtig war. Der alte Staunton, der gegen seinen Wunsch sich von dem Schlaganfalle so weit erholte, daß er im Rollstuhle ein stilles, friedliches Dasein führen konnte, lebte noch vier volle Jahre, in denen er mit ansah, wie die Seelengröße und die Herzensgüte seines Sohnes gut machte, was er böse gemacht hatte. In Georges Staunton offenbarte sich deutlich, wie eine edle Persönlichkeit am Ende auch den Conflict mit den Institutionen der Gesellschaft glücklich überwindet, vorausgesetzt, daß ihr dieser Conflict überbürdet worden, wie es eben hier der Fall war. Still trug er in seinem Herzen das Bewußtsein eines nach menschlichen Satzungen unrechtmäßigen Bundes; aber so hochsinnig war der junge Mann geartet, das auch in seinen schwächsten Augenblicken kein Wort oder keine Geberde des Vorwurfes den Vater kränkend oder strafend erinnerte an die Last, die er dem Gewissen des Sohnes als Erbtheil aufgebürdet hatte.

So genoß der alte Staunton noch eines freundlichen Abenddämmerscheines, nachdem die Sonne seines Glückes längst untergegangen war. Die Reue, die er hätte empfinden sollen, hatte für ihn so scharfe Spitzen nicht mehr, da sein klarer Geist in Folge der Krankheit nach und nach sich trübte. Dagegen wußte er die Annehmlichkeiten, die sein Krankenlager umgaben, wohl zu schätzen, die Liebkosungen seiner Kinder und Enkel und die aufopfernde Sorgfalt der treuen

Gattin. Zuletzt blickte er auch mit Unbefangenheit in das Antlitz seines Sohnes, freilich nur, weil im letzten Jahre die Erinnerung den dahin Siechenden gänzlich verließ. Es kamen dann einige Male seltsame Reden aus seinem stammelnden Munde, die zum Glücke Niemand außer Georges begriff; denn die Andern waren Alle völlig arglos.

Endlich endete ein sanfter Tod dieses Doppelleben, und selbst Georges betrauerte aufrichtig den Mann, der einst im heißen Drange der stürmenden Jugend so begehrlich das Leben, wo es sich fassen ließ, an die Brust gedrückt und dann im Alter in so schweren Kämpfen den Rausch der Leidenschaft gebüßt hatte.

Eines erübrigt noch dem Leser zu erklären, wie es möglich geworden, ihm eine Geschichte zu erzählen, die besiegelt liegt in der Brust eines noch lebenden Mannes und zwar besiegelt durch die heiligsten Interessen dieses Mannes, durch die Liebe zu den Seinigen. Wir können es nur damit erklären — und der Leser möge uns um unserer Offenheit willen nicht zürnen —, daß wir gestehen, alle Einzelheiten in dieser Begebenheit — mit Ausnahme der Hauptsache und der psychischen Vorgänge — seien von uns absichtlich so verschoben worden, daß es unmöglich ist, die wirklichen Personen zu entdecken, ja, daß die wirklichen Personen selbst diese Geschichte lesen könnten, ohne zu ahnen, es sei die Geschichte der eigenen Familie, die sie auf diesen Blättern finden. Unter der Bedingung aber, daß uns ein solches Verschieben aller äußeren Verhältnisse bis zur absoluten Unkenntlichkeit gelinge, hat uns derjenige, der das Geheimniß allein verwaltet, die Veröffentlichung der ganzen Begebenheit nicht nur gestattet, ja selbst um dieselbe gebeten. Denn dieser ernste Mann glaubt, es sei wesentlich, den Menschen durch ein solches Beispiel zu zeigen, daß ein Frevel an der Sitte auch im günstigsten Falle, wie er hier vorliegt, immer

sich rächt am Urheber selbst oder an unverschuldet in den Strudel hineingerissenen Nebenmenschen, daß aber auch, wie groß eines Menschen Schuld sei, doch immer verzeihende Liebe noch größer zu sein wisse und endlich, daß edel geartete Kinder, wenn an ihnen gemäß dem Schriftworte der Herr die Missethat der Väter heimsuchet, in der Heimsuchung auszuharren vermögen und nicht fluchen denen, die ihnen ein sündiges Erbtheil hinterlassen haben.

Eine schwarze Kugel.

Von A. Godin.

Die Schriftstellerin, deren pseudonymer Name A. Godin seit Jahren besonders bei Frauen und Müttern einen guten Klang hat, wurde zu Bamberg am 22. Mai 1824 geboren als einziges Kind eines Dr. F. Speyer und seiner Gattin, einer gebornen Freiin von Godin. Nach einer sorgfältigen Erziehung durch Privatlehrer im elterlichen Hause verlobte sie sich in ihrem 19. Jahre mit dem preußischen Ingenieurlieutenant F. Linz, dessen Garnison in den ersten zwölf Ehejahren zwischen verschiedenen Städten der Rheinprovinz wechselte. Schon als Mädchen hatte sie den Drang gefühlt, alle inneren Erlebnisse in Versen auszusprechen. Bei einem Aufenthalt im Rheingau nun erwachte in ihr zum ersten Male die Lust zu fabuliren, die sich zunächst in Märchendichtungen für ihre Kinder äußerte. Diese Erstlinge, im Jahre 1860 durch einen Verwandten ohne ihr Zuthun zum Druck befördert, fanden eine so günstige Aufnahme (sie liegen jetzt in der 4. Auflage vor), daß die Verfasserin dadurch zu weiteren Versuchen auf dem Gebiet der Jugendliteratur sich ermuntert fühlte, zu dem sie auch in späterer Zeit immer wieder zurückkehrte. Außer jenen ersten „Märchen von einer Mutter erdacht", denen ein zweiter Band 1866 folgte, hat sie noch „Märchen aus Feld und Wiese" (1867), ein großes „Märchenbuch" 1870, 2. Auflage, Bearbeitungen polnischer und slavischer Märchen und „Märchen aus aller Herren Ländern" und verschiedene kleinere Jugendschriften herausgegeben. Doch bot ihr das unstäte äußere Leben, da sie ihrem Gatten vom Rhein nach Pommern und an die Ostsee folgte, so viel Anregung aller Art und öffnete ihrem Blick einen so weiten und

wechselnden Horizont menschlicher Schicksale und Verhältnisse, daß sie sich bald dazu aufgefordert fühlte, Erlebtes und Beobachtetes mit freier Erfindung zu mischen und sich im Roman und in der Novelle zu versuchen.

Ihr erster Roman „Eine Katastrophe“ erschien 1862 (20 Jahre später in 2. Auflage bei Reclam); ihm folgte 1870 „Wally“, Roman in 2 Bänden, 1876 eine fünfbändige Novellensammlung „Frauenliebe und =Leben“, ferner die Romane „Gräfin Lenore“, „Mutter und Sohn“, die Novellensammlungen „Sturm und Frieden“ und „Schicksale“, kleinerer Dichtungen und Erzählungen zu geschweigen. Im Jahre 1870 Wittwe geworden siedelte Frau Oberst Linz nach ihrer bayerischen Heimath über und lebt seitdem in wechselnder literarischer Thätigkeit in München.

Während den größeren Arbeiten der begabten Frau oft bei allem Reichthum der Phantasie eine gewisse Unsicherheit der Technik anzumerken ist, muß ihren kleineren Erzählungen das seltene Verdienst nachgerühmt werden, specifisch novellistische Motive mit bewußter Consequenz zu gestalten, sittliche Conflicte mit klarem Blick, gleich weit entfernt von frauenhafter Sentimentalität wie vom Haschen nach Sensationseffecten, mit sicherstem Tact zum Austrag zu bringen und aus der bunten Fülle der Lebenserscheinungen gerade solche herauszugreifen, die eine typische Bedeutung haben. Wenn man die Entwicklung ihres Talentes von den ersten Romanversuchen an bis zu ihren letzten Novellen verfolgt, wird man mit Interesse die redliche Arbeit erkennen, die der Verfasserin aus dilettantistischen Anfängen nach und nach zu immer entschiednerer Beherrschung der echten Kunstmittel verholfen hat. Auch im Stil ist sie einfacher, reifer und individueller geworden, und ihre natürliche Begabung, anschaulich zu erzählen, hat sich mehr und mehr von conventioneller Tradition gereinigt, so daß einige ihrer kleineren Novellen den Platz in einer Mustersammlung dieser Gattung mit vollem Recht in Anspruch nehmen dürfen. H.



Hört man irgendwie die Bezeichnung „Muttersöhnchen", so entwirft sich die Phantasie sogleich das Bild eines Jünglings, der Leckerbissen zu schätzen weiß, den Schnupfen fürchtet und sich mit naiver Zuversicht als Mittelpunkt des Stückchens Welt betrachtet, auf welchem er sich gerade befindet. Es giebt aber noch eine zweite Ausgabe dieser Species, ebenso liebenswürdig wie die erstere fragwürdig ist: Jünglinge, selbst Männer, die ein gewisser Hauch feinen Sinnes umweht wie jener Duft, den man zuweilen mit sich fortträgt, nachdem man den Raum, wo er wirklich ausströmte, längst verlassen hat. Fast mit Bestimmtheit läßt sich behaupten, daß solche Männer von früher Jugend auf viel in Gesellschaft einer zartfühlenden und liebevollen Mutter gewesen und dann lebenslang unter diesem Einflusse ihre Eindrücke empfangen wie äußern — namentlich in allen Dingen des Geschmacks und Gefühls.

In diesem Sinne durfte Hermann Varner ein „Muttersöhnchen" genannt werden. Ihm ward zu Theil, was selbst unter günstigen Verhältnissen nur Wenigen in vollem Maße beschert wird: eine durchaus glückliche Knaben- und Jünglingszeit. Sein Vater, der sich in reifem Mannesalter ver-

heirathet hatte und zur Zeit der Geburt dieses einzigen Kindes schon ein hohes Amt im Staate bekleidete, fand trotzdem Zeit, das Familienleben zu pflegen. Seine Mutter, welche ihre Stellung zur großen Welt fein zu behaupten wußte, sprach ohne Hehl den Grundsatz aus, daß die Rücksicht auf Mann und Kind jeder andern vorausginge, und handelte danach. Jede Anlage des begabten jungen Menschen ward sorgsam gepflegt, sein Verkehr mit frischen Altersgenossen niemals gehemmt, und während er die Grundlage allgemeiner Bildung empfing, bereiteten ihn die Ferienmonate auf den erwünschtesten Lebensberuf vor, da er dieselben häufig auf dem ansehnlichen Gute seines Großvaters verlebte, welches ihm dereinst als Erbe zufallen sollte. Die Provincialhauptstadt, deren Regierungscollegium Präsident Barner vorstand, besaß den Vorzug einer Universität, und nach Wunsch des Vaters sollte Hermann dort geeignete Collegien besuchen, ehe er sich der Landwirthschaft dauernd widmete.

Was durch das Leben so fest verbunden war, wurde plötzlich durch den Tod getrennt. Der Präsident erlitt inmitten seiner Vollkraft einen Nervenschlag, der ihn binnen wenigen Stunden den Seinen entriß. Fortan zog sich die Wittwe und zwar für immer von der Welt zurück und lebte mehr als je dem Einzigen, was ihr geblieben. Nachdem Hermann's Ausbildung nach dem Plane des Vaters beendet war, siedelten Beide auf das Gut des Großvaters Barner über, um dort die Heimath der Zukunft zu gründen. So hatte Hermann sein vierundzwanzigstes Jahr erreicht, ohne jemals länger von seiner Mutter getrennt zu sein, als durch kurze Reisen oder die wiederholten Landwehrübungen, welche ihm die Qualification zum Offizier verschafft hatten.

Da kam die Mobilmachung des Jahres 18 . ., und der junge Landwehrlieutenant wurde einberufen. Schien es auch noch ungewiß, ob ein Krieg wirklich ausbrechen würde, so

zitterte doch das Herz der Mutter in tiefem Schrecken, als sie den Liebling ziehen lassen mußte, — ein Schreck, den sie vor Hermann zu verheimlichen strebte, denn dieser hatte kein Hehl der Freude, womit er dem ergangenen Rufe folgte. Die Stadt, wohin seine militärische Pflicht ihn führte, war reizvoll gelegen; er hatte dort bereits einmal während seiner letzten Uebungszeit angenehme Wochen verlebt und freute sich auf den kameradschaftlichen Verkehr mit Bekannten — freute sich weit lebhafter noch auf Anderes.

Ein eigenthümliches Dämmern und Träumen war über ihn gekommen und dämpfte die sonnige Tageshelle, welche meist von ihm ausströmte. Nahm er ein Buch zur Hand, so ruhte es bald müßig auf seinem Knie, und der glänzende Blick richtete sich in das Weite. Mitten im Gespräch über Gleichgültiges sprang ein kurzes, glückliches Lachen auf, wie ein Blitz verhaltener Freude. Er sprach nicht über solche Stimmungen, seine Mutter wußte aber gut, weshalb er sie oft so lebhaft umfing, so häufig küßte. Sie schwieg, seufzte wohl ganz im Stillen ein wenig — was heute noch ein Traum, eine Erinnerung war, konnte sich vielleicht bald zu jenem Neuen verdichten, welches jedem liebenden Weibe, sei sie nun Mutter, Schwester oder Frau, im ersten Augenblicke furchtbar erscheint. — —

Es war um die Zeit voller Mittagshöhe, als der Dampfer, welcher Hermann seiner Bestimmung entgegentrug, landete. Der junge Mann sprang leichten Fußes auf den Kai, gab dem Matrosen eine Adresse, wohin sein Gepäck gebracht werden sollte, und richtete dann seine Schritte den Anlagen zu, welche sich rings um die Stadt zogen. Dieselbe Erregung, welche jede seiner Geberden, seinen Gang beherrschte, färbte auch sein angenehmes Gesicht mit leichter Röthe, während er die zur gegenwärtigen Stunde völlig menschenleeren Laubgänge durcheilte.

Als sich die Anlagen in der Nähe eines Stadtthores öffneten, wurde sein Schritt zögernd; er setzte sich auf eine der Bänke, die einladend unter den letzten Platanen standen, und schaute lächelnd auf ein dicht an der Straße gelegenes, rebenumzogenes Haus. Plötzlich fiel ein Schatten über die helle Stirne. Zwei Jahre! — wer weiß! Es ließ ihn nicht mehr ruhen; er stand hastig auf und ging ohne Zögern dem Hause zu, ohne doch dort einzutreten. Sein Auge spähte nur erwartungsvoll in die Fenster des Erdgeschosses; jählings stieg ihm das Blut bis unter die Haare.

Da saß sie ja — an demselben Platze noch, wo er sie damals so oft gegrüßt, die Näharbeit in den fleißigen Händen. Sie blickte nicht auf, und er wußte kaum, ob ihm das leid oder lieb war, denn nun konnte er sie ein paar Augenblicke betrachten. — Nicht verändert, oder doch nur wenig! Der feine Kopf mit den schweren dunkeln Flechten, die sie auch jetzt noch so einfach verschlungen trug, zeigte das früher kindlich gerundete Gesichtchen vielleicht etwas ovaler; die zarte Gestalt schien voller geworden, im Uebrigen aber war sie es ganz — ja ganz! in all ihrer unbewußten Anmuth, mit der schlichten und doch so eigenthümlichen Haltung, mit dem feinen Zuge um den auch im Schweigen beredten Mund.

Ein Glücksgefühl wallte in ihm auf; er mußte sich Gewalt anthun, nicht stehen zu bleiben und ihren Aufblick abzuwarten, nicht gar einzutreten in das Haus, welches er doch niemals zuvor betreten hatte. Als er weiter ging, war sein Schritt, sein Herz beflügelt. Im Begriff, sich durch das Thor der Stadt zuzuwenden, besann er sich, sah nach der Uhr und schlug dann den Weg durch die Anlagen zur Linken ein. Die schöne Villa, in welche er bald nachher trat, lag etwas seitwärts von der Straße, inmitten eines schattigen Gartens. Schon bei dem flüchtigsten Ueberblicke der kleinen Niederlassung gewann man den Eindruck der Wohlhabenheit.

Manchen Häusern ist gleichsam etwas von der Physiognomie ihrer Besitzer aufgeprägt; in diesem erschien Alles vornehm und stattlich. So auch der schnurrbärtige, martialisch dreinschauende Diener, welcher auf Hermann's Klingeln öffnete und bei dessen Anblick ein unendlich gutmüthiges Lachen vernehmen ließ.

Aha, der Herr Lieutenant! Na, die Herrschaften haben alle die Tage her davon geredet, daß Sie nun bald kommen müßten. Treten Sie gefälligst ein! Der Herr Oberst sind nicht da, aber die gnädige Frau sitzt im Gartensälchen. Melden braucht's da nicht erst.

Rasch schritt der junge Mann dem wohlbekannten Familienzimmer zu und stand im nächsten Augenblicke vor der alten Freundin seiner Mutter, die ihn freudig willkommen hieß. Gleich im ersten Moment ward ihm wieder wohl bis ins Herz hinein, dieser mütterlichen Frau gegenüber, welche auf Alle, die in ihre Nähe gelangten, leise aber dauernde Anziehungskraft übte. Clara Kettler mochte nie schön gewesen sein, anmuthig war sie noch heute, und wenn sie sprach, erwachten in dem zarten, verblühten Gesicht ein paar Grübchen, die sie verjüngten. Diesem Aeußeren entsprach ihr Wesen. Mehr herzlich als geistreich, mehr harmonisch als beweglich, von der wohlthuendsten Ruhe in Wort und Geberde, in ihrer Denkweise ursprünglich und durchaus wahr: so hatte Hermann's Mutter ihm ihre Jugendfreundin geschildert, als sie ihm die ersten Grüße mitgegeben; so hatte er sie im fast täglichen Verkehre jener Wochen erfunden.

Der Herr Oberst ist nicht zu Hause — aber doch hier? fragte Hermann nach den ersten Begrüßungen.

Noch ist er hier, sagte Frau Kettler, aber er denkt in Kurzem für einige Wochen nach Paris zu gehen, was mir lieb ist. Ihnen darf ich es wohl sagen, lieber Hermann,

und Sie werden es rasch genug selbst erkennen — mein Mann ist tief verstimmt. Zwar spricht er nicht darüber, aber es verräth sich mit jedem Athemzuge, und ich weiß ja auch, was ihn drückt. Nie hat er es überwunden, daß jener unglückliche Sturz, der ihm den Fuß beschädigte, seine Carrière mitten durchschnitt. Für einen Mann seines Naturells ist ein Leben, das nur für Liebhabereien thätig sein kann, auch wahrlich nicht befriedigend. Nun regt sich ringsum ein doppelt frisches militärisches Treiben; ein Krieg ist in Aussicht — wie schwer für ihn, als Zuschauer daneben zu stehen! Als er den Gedanken hinwarf, eine Reise zu unternehmen, habe ich ihm lebhaft zugeredet. Wer weiß, wie sich die Dinge gestaltet haben werden, bis er heimkehrt. Eben ist er mit Ida nach der Stadt gegangen, um einige Reisebedürfnisse einzukaufen.

Und Fräulein Ida geht es gut?

Eine glückliche Braut, neunzehn Jahre, wie sollte es Einem da nicht gut gehen! Aber Sie sprechen von Ida und fragen nicht nach Paula? Die Beiden pflegt doch Jeder in einem Athem zu nennen.

Verrätherisches Roth jagte seiner Antwort voraus. Ich komme direct vom Kai; da führte mich mein Weg am Hause Fräulein Hollbach's vorüber. Sie saß am Fenster. Wenn sich auch keine Gelegenheit ergab, mich bemerklich zu machen, sah ich doch, daß sie wohlauf zu sein scheint.

Nun, heute Abend sind Sie natürlich bei uns, und da Paula selten ausbleibt, können Sie sich davon persönlich überzeugen. Im Hause dort ist Alles beim Alten: die Mutter an ihren Krankenstuhl gefesselt, Paula ihre treue Pflegerin. Beständen wir beiden Mütter nicht so entschieden darauf, daß sie die Abende regelmäßig mit Ida verlebt, so würde sie auch dann zu Hause bleiben; sie hat dazu neuerdings manchen Anlauf genommen. Zum Glück ist Frau Hollbach

mit mir einverstanden, daß so gänzliches Einspinnen für die Jugend ungesund ist; sie gönnt der Tochter nicht nur, sondern beansprucht für sie jugendlichen Verkehr. Je freier von Egoismus sie sich aber zeigt, desto mehr steigert sich Paula's Hingabe. Die leise Melancholie, welche das gebundene Leben einer Kranken umgiebt, hat übrigens für die Jugend etwas gefährlich Anziehendes.

Zur Melancholie zeigte Fräulein Hollbach doch früher niemals Hang, sagte Hermann betroffen; ihre sonnige Heiterkeit —

Ist nicht verloren gegangen, vertheidigte Frau Kettler. Jenes frische Erfassen des Augenblicks, das auf Jeden so erfreulich wirkt, ist ihr auch jetzt noch eigen. Das Mädchen hat sich herrlich entwickelt, und wenn ein gewisser Hang zur Träumerei mir an ihr neu und deshalb besorglich ist, so muß ich doch sagen, daß auch dies ihr gut steht. Sie werden ja sehen. Ich freue mich auf die kleine Ueberraschungsscene. Wir haben ihr nicht erzählt, daß wir Sie erwarten.

Worauf Fräulein Paula auch schwerlich Gewicht legen würde, sagte der junge Mann etwas hastig.

Wer weiß! Die leise Schelmerei, welche aus den Augen der Freundin lachte, stand ihrem sanften Gesichte besonders wohl; trügt mich mein Gedächtniß nicht, so waren Sie der erste Verehrer, und dergleichen vergißt sich nicht so leicht. Inzwischen haben Sie freilich manchen Nachfolger gehabt; wir sind vorigen Winter zu Ball gewesen, und all der junge Flug, welcher hier im Hause aus- und einflattert, ist weder blind noch müßig. Nun, vor Ihren Träumen wird auch inzwischen manche Blonde oder Braune die Locken geschüttelt haben. — Zwei Jahre!

Es berührte Hermann eigenthümlich, fast scharf, als er dieses Wort, das ihm zuvor so ernst durch die Gedanken gezogen, nun scherzweise und doch in gleicher Beziehung aus-

sprechen hörte. Eine plötzliche Verstimmung überkam ihn, und er mußte sich einige Gewalt anthun, um in unbefangenem Tone weiter zu sprechen, als er sich erhob:

Wenn ich zur Theezeit wieder kommen darf, möchte ich mich jetzt empfehlen und von dem Zimmer Besitz ergreifen, das mir ein Kamerad im englischen Clubhause bestellt hat. Ueberhaupt giebt es für die nächsten Stunden noch allerlei zu erledigen.

Als der junge Mann, durch verschiedene Begegnungen und Besorgungen länger in Anspruch genommen als ihm erwünscht war, in das Kettler'sche Haus zurückkehrte, traf er am Theetische die Familie vollzählig, aber allein. Von der Tochter des Hauses lebhaft begrüßt, die ihn mit dem jungen Baumeister, ihrem Verlobten, bekannt machte, fand er sich vom ersten Moment an in reges Gespräch verflochten, kam aber nicht über das Gefühl heimlicher Enttäuschung hinweg. Erst als sich das Brautpaar in eine Erörterung über künftige Haushaltungsangelegenheiten vertiefte, Frau Kettler mit gewohnter Geduld die unsterblichen Anekdoten ihres Logirgastes, eines alten Onkels, anhörte und Hermann sich nun ganz dem Hausherrn zuwenden konnte, fand er sich bald so gefesselt, daß er vergaß, was sein Herz bedrückte.

Die kernige Natur des Oberst Kettler pflegte raschen und sicheren Eindruck zu erwecken; vielleicht war Hermann vor zwei Jahren noch zu unfertig gewesen, um die ganze Bedeutung dieser charaktervollen Persönlichkeit zu erfassen; jedenfalls wirkte dieselbe heute in weit stärkerem Maße auf ihn, als zur Zeit jener früheren Begegnung. Die machtvolle Gestalt des Obersten und sein edler Kopf standen kaum so ausdrucksvoll in des jungen Mannes Erinnerung, wie er

beides jetzt bewundern mußte. Noch war die breite Stirn faltenlos, nur ein leichtes Ergrauen der Bartspitzen verrieth den beginnenden Fünfziger. Das classisch geschnittene, etwas strenge Gesicht wurde durch einen Zug um Mund und Augen eigenthümlich gesänftigt; war das ein Zug von Schwermuth? Frau Kettler's Aeußerung über die Verstimmung ihres Gatten kam Hermann wieder in den Sinn, während er mit dem Oberst sprach.

So kräftig, ja scharf Gedanken und Worte in seiner Unterhaltung sich ausprägten, so lebendig der hochgebildete Mann sich über Persönliches wie Allgemeines äußerte und jeder Idee, welche sein Gast berührte, gleichsam einen Gesellschafter gab, lauschte doch in dem stahlblauen Auge ein seltsam nach innen gekehrter Blick — wie eines Menschen, der sich anstrengt, allem Gegenwärtigen aufmerksam zu folgen, dabei aber auf ferne Töne hinhorcht, die ihn näher angehen dürften. Als er sich erhob, um Cigarren herbeizuholen, und Hermann das kaum merkliche, nur den Eingeweihten auffallende Nachziehen des beschädigten Fußes wahrnahm, wallte seine Sympathie lebhaft auf. Er begriff den Schmerz eines Soldaten, eines Mannes in reichster Fülle der Kraft, sich in solchem für sein Vaterland vielleicht kritischen Moment zur Unthätigkeit verdammt und höchstens auf eine jener Verwendungen Halb-Invalider beschränkt zu sehen.

Es schlug acht Uhr. Indem die Hausfrau um den Thee klingelte, rief sie bedauernd zu den Männern hinüber: Jetzt kommt sie nicht mehr. In derselben Minute tönte die Hausglocke. Eine melodische Stimme wechselte draußen einige Worte mit dem alten Franz, und Ida schoß mit blitzschneller Bewegung zur Thür hinaus, um gleich darauf mit der Freundin zurückzukehren.

Hermann stand ihr gegenüber — dem Mädchen gegen-

über, deren Bild ihn unablässig begleitet hatte, seit er von ihr geschieden war. Wenn diese Begegnung sie überraschte, kam das doch nicht zum Vorschein; die freundliche Bewillkommnung Paula Hollbach's klang sehr gelassen. Er selbst war zu befangen, um mehr zu erwarten oder etwas zu vermissen. Im Banne dieser großen poetischen Augen empfand er nichts als ihre Nähe.

Der Kreis bildete sich von Neuem; ein leichtes Gespräch schwirrte hin und wieder, während der Thee eingenommen wurde. Hermann saß den jungen Freundinnen gegenüber. Alles war ihm lichter geworden, jeder Einzelne liebenswürdiger, und das war in der That nicht bloßer Reflex eigenen Empfindens. Es giebt Menschen, die unbewußt für alle Uebrigen zum Mittelpunkt werden, sobald sie erscheinen — weit seltener durch hervorragenden Geist als durch einen herzgewinnenden Zug ihres inneren Wesens. Das junge Mädchen, deren Anziehungskraft hier so merklich auf Personen des verschiedensten Naturells wirkte, war kaum neunzehn Jahre alt und nicht von hervorragender Schönheit. Niemand konnte sich ungekünstelter ausdrücken, anspruchsloser benehmen als sie, aber eine Wärme strahlte von ihr aus, die sich Jedem mittheilte. Unwillkürlich regte sich in Allen das Bedürfniß, ihr Angenehmes zu erweisen, und ebenso unwillkürlich nahm sich Jeder zusammen, der ruhigen Entschlossenheit gegenüber, welche ihre breite, weiße Stirn aussprach.

Bald nachdem der Thee eingenommen worden, erhob und verabschiedete sich der Hausherr; er entschuldigte sich mit der Nothwendigkeit, noch heute einen Geschäftsbrief vollenden zu müssen. Im Begriff, das Zimmer zu verlassen, wandte er sich an der Thür zurück und sagte in formellem Tone: Franz wird später das Fräulein nach Hause begleiten.

Das Fräulein? lachte Ida; Paula, bist du das?

Paula antwortete nicht. Der bange Blick, mit dem sie dem Oberst nachsah, welcher eben die Thür hinter sich schloß, fiel Hermann auf und berührte ihn eigenthümlich. Die sichere, in sich geschlossene Natur konnte also auch demüthig sein. Er hielt sich nicht bei der Frage auf, was Kettler Anlaß gegeben haben mochte, dem allgemeinen Lieblinge des Hauses ein so kühles Wort zurückzulassen, daß Paula jedoch offenbar eine auf sich gerichtete Mißstimmung empfunden und sie so still hingenommen, verlieh ihr in den Augen des jungen Mannes einen neuen Reiz. Die Laune des Obersten, der jedenfalls Unrecht haben mußte, verdroß Hermann; ihm war, als müsse er dem lieben Mädchen dafür um so wärmer huldigen. Sein Auge sprach die Empfindung vielleicht allzu lebhaft aus, denn Paula erröthete unter seinem Blicke, und ein leiser Zug von Scheu trat auf die feinen Lippen. Mit dem Hellseher-Instinct aller Liebenden empfand Hermann auf der Stelle, daß sie sich innerlich vor ihm zurückzog, und suchte nach einem unbefangenen Worte; schon hatte das Brautpaar von Neuem zu flüstern und der Onkel die Hausfrau in Beschlag zu nehmen begonnen.

Sie werden Fräulein Ida sehr vermissen, sagte Hermann; gewiß bangt Ihnen schon jetzt vor dem nahen Verlust. Freilich ist eine Braut der Freundschaft ohnehin schon halb verloren.

Das fürchte ich nicht, erwiderte Paula rasch mit einem warmen Blick zur Freundin hinüber. Ich denke im Gegentheil, wenn man einen Menschen so recht innig lieb hat, liebt man Alles, was man sonst besitzt, doppelt treu und bewußt!

Zugegeben! Der Löwenantheil an solchem bräutlichen Herzen dürfte aber doch kaum mehr der Freundin gehören, scherzte er.

Sie lächelte. Und was kommt darauf an? Ist Freundschaft denn ein Tauschhandel, bei dem man fragt, was Einem heimbezahlt wird? Der Löwenantheil bleibt immer Derjenigen, die festhält am Geben; das Empfangen folgt dann ganz von selbst.

Das seelenvolle, heiter gesprochene Wort blieb für Hermann der Grundaccord aller Töne, welche im Verlaufe des Abends angeschlagen wurden. Es klang in ihm nach, als er in später Stunde unter dem sternbesäeten Nachthimmel der Stadt zuwanderte, während ihm das leise Rauschen der Bäume zum Echo der geliebten Stimme wurde. Die Ewigkeit verschmolz sich mit dem gegenwärtigen Augenblick.

Seitdem waren etwa sechs Wochen vergangen. Hermann Barner schlenderte an einem leuchtenden Herbstnachmittage seinen Lieblingsweg am Kai entlang und ließ das Auge über Brücke und Fluß nach den jenseitigen, mit Weinranken überkleideten Bergen schweifen. Schon verdunkelte sich ihr goldig durchflimmertes Roth, und endlich schob sich das Gewölk, welches um die Höhen zog, gleich Coulissen vor den Niedergang der Sonne.

Die Luft wurde schwül. Eine müde, schwere Stimmung überkam den Wanderer und ließ ihn umkehren, als er von fern ein paar Kameraden des Weges kommen sah. Einsamkeit und Schweigen waren ihm heute tiefstes Bedürfniß. Rasch, mit gesenktem Auge verschwand er zwischen den Bäumen der Anlage und ließ sich ermattet, als hätte er weite Strecken zurückgelegt, auf einer dicht umbuschten, abseits stehenden Bank nieder. Kaum hätte er selbst zu sagen gewußt, wohin all seine Lebensfreudigkeit entwichen war, woher ihm soeben ein Gefühl aufgestiegen, als sei mit dem

Verschwinden dieser glühenden Sonne die ganze Welt abgestorben. Und doch — er wußte es wohl! In wenigen Tagen hieß es scheiden — von Allem, was ihn hielt und band, und als ihn so der Gedanke an das Ende beschlich, mußte er des Anfangs gedenken, jener ersten Stunde, die ihn unter die gleichen Bäume geführt.

Grübelnd ließ er heute, wie schon so manches Mal, jede der Stunden an sich vorüberziehen, von denen er so viel erhofft; es mag zuweilen schwierig sein, sicher zu wissen, ob man geliebt wird — daß man es nicht wird, erkennt sich allzu leicht. Paula war gütig gegen ihn gewesen, all diese Zeit, aber wie frei stand sie ihm gegenüber! So oft sein aufglühendes Gefühl sich Rechte schaffen wollte, bedurfte es nur eines Blickes ihrer klaren und doch so unergründlichen Augen, und all seinen heißen Wünschen zum Trotze schloß ihm ein Gott die Lippen zu. Jetzt, wenn er schied, begleitete ihn nicht mehr der holde Gedanke: auf Wiedersehen! Was er Jahre hindurch als verschwiegene Lebenshoffnung in sich getragen, hatte keine Zukunft mehr. Und doch wußte er, Nichts würde dieses Bild in ihm je auslöschen, noch ersetzen.

Ein wundersam weher und doch reizvoller Traumzustand überkam ihn. Vergangenheit und Zukunft schwebten dämmerig an seiner Seele vorüber; die Gegenwart empfand er nur als Fähigkeit zum Leide, und das umspann ihn mit all dem milden Zauber, den es am stärksten um glückgewohnte Jugend webt. Längst waren die letzten, vereinzelten Vogelstimmen schweigsam geworden; der schwache, noch draußen irrende Dämmerschein erstarb inmitten der Schatten, welche Büsche und Bäume umschleierten. Durch die gelichteten Bäume fiel mitunter ein heller elektrischer Strahl, um doppeltes Düster hintersich zu lassen.

Hermann mochte sich nicht zum Gehen entschließen. Im

Laubversteck dieser Büsche, welche ihn wie ein Eiland von der Welt abtrennten, im wachsenden Dunkel, wo jede Farbe starb und nur das leise Regen der Blätter um ihn, über ihm die Stille unterbrach, ward ihm leichter zu Muthe. Schon geraume Zeit mochte er so mit halbgeschlossenen Augen geträumt haben, als er in seiner unmittelbaren Nähe Schritte vernahm. Ueber das ihn bergende Buschwerk hinweg unterschied er die unbestimmten Umrisse eines Paares, das den Pfad entlang gekommen sein mußte und sich nun, wenige Schritte von ihm, einer Bank zuwandte, auf welche die kleinere der Gestalten sich niederließ. Ehe sie Hermann's Augen entschwand, erkannte er, daß es ein Weib war. Ihr Gefährte blieb vor ihr stehen und stammelte in gebrochenen, kaum verständlichen Lauten:

Wenn ich nicht wahnsinnig werden soll, muß ich dir einmal, einmal sagen, daß ich an dich meine Seele verloren habe.

Hermann, zu dessen Ohr jede Silbe drang, fühlte sich von tödlicher Verlegenheit ergriffen. Aus seiner Träumerei jäh emporgeschreckt, hatte er Niemand näher kommen hören und wußte nun nicht, wie er es anfangen sollte, der quälenden Lage eines unfreiwilligen Lauschers zu entkommen. Um den Platz zu verlassen, dessen Versteck er geflissentlich gewählt, mußte er an den Beiden vorüber, so dicht vorüber, daß es unmöglich war, unbemerkt zu bleiben. Nach dem stürmischen Geständnisse, das so unvermittelt hervorgebrochen, dessen Ausdrucksweise verrieth, daß die Ahnungslosen gleichem Lebenskreise angehörten, wie er, war solches Auftauchen eines Zeugen von der äußersten Peinlichkeit, besonders für die Dame. Die bloße Vorstellung des Entsetzens, welches diese erfassen müßte, wenn sie die Nähe eines Dritten auch nur ahnte, trieb ihm heiße Gluth bis in die Stirn. Trotz seines Widerwillens, in einer so beschämenden Lage ausharren zu

sollen, rang er sich doch den Entschluß ab, zu bleiben, wo er war, sich nicht zu regen und im Bewußtsein eigener höchster Discretion den Trost zu suchen, dessen sein Zartgefühl bedurfte.

Er vergrub den Kopf in beide Hände, um so wenig wie möglich zu vernehmen. Wirklich drang während der nächsten Augenblicke nur gedämpftes Murmeln und leises, kurzes Aufschluchzen an sein Ohr, bis er plötzlich zusammenzuckte und aus seiner gebeugten Stellung jählings auffuhr. Die Stimme dieses Mannes, welche immer lauter und deutlicher erklang — diese Stimme kannte er.

Aber nein, nein — es war ein Trug seiner Sinne, eine bloße Aehnlichkeit des Klanges. Das volltönende Organ konnte nicht Oberst Kettler's Stimme sein. Sein Ohr mußte ihn täuschen, auch war ja der Oberst nicht hier — dennoch, mit jeder Secunde wich der gewaltsam festgehaltene Zweifel mehr der Gewißheit.

Und jetzt drang auch, leise wie ein Hauch, Antwort herüber: — O lassen Sie mich —

Die halberstickten, kaum unterscheidbaren Laute trafen Hermann wie ein scharfer Stich; er wußte nicht warum. Zuweilen ahnt aber das Herz seinen Tod.

Ich lasse dich — stammelte der Oberst, — heute, immer — du sollst mich nicht wiedersehen — nur gewähre mir Eines! Seit mich deine süßen Lippen berührten, verzehre ich mich in Sehnsucht nach einem freiwilligen Kusse von dir. Vergiß, was gewesen ist und was sein wird! Gewähre mir die eine große Gabe, vielleicht daß ich dann wieder Mann werde, wieder Herrschaft gewinne über die untergegangene Seele. O Kind, wachst auch du zuweilen dem Tage entgegen? Weißt auch du, was es heißt, von einem nie rastenden Wunsche verfolgt, schlummerlos dazuliegen, sich Möglichkeiten zu ersinnen, die vor dem Lichte des Tages zerstieben wie hohn-

lachende Gespenster und mit verstärkter Gewalt wiederkehren, sobald Nacht und Dunkel sie von Neuem wieder frei läßt? Oft, wie oft, wenn ich vor dir stehe, überfällt mich ein Zittern; dann regt sich der Wunsch wie ein Dämon, und siehst du mich dann an mit den liebreich fragenden Augen, und doch meiner innersten Qual so unbewußt, so ist mir, als müßte ich vor dir umsinken, als müßte ich diesen versengenden Durst zugleich mit meinem Leben verlöschen, und als dürfte mich doch kein Tod berühren, ehe deine Lippen mich berührt haben. Erbarme dich meiner.

Kein Laut als das schwache Rascheln einzelner niedertaumelnder Blätter. Schwül und schwer hing das Dunkel über den Bäumen; keine Cicade unterbrach mit ihrem Liede die Todtenstille.

Dem Lauscher — er war kaum ein unfreiwilliger Lauscher mehr — wurde seltsam zu Muthe. Eine Angst überschauerte ihn; seine Hände wurden kalt und schlossen sich fest ineinander.

Und jetzt — Hermann fuhr zusammen — der Frevler an Allem, was heilig war, hatte nicht umsonst gefleht.

Glühender Unwille ergoß sich durch alle Adern des jungen Mannes. Er sprang auf, mit der Absicht, die Nähe eines Dritten bemerklich zu machen. Nicht länger wollte er Zeuge, Mitschuldiger von Sünde und Schmach sein. Hochaufgerichtet stand er; seine Auge bohrte sich durch das Dunkel.

In demselben Momente trat plötzlich der Vollmond aus dem schweren Gewölke und tauchte alle Nähe und Ferne in sein weißes Licht. Ueber das Gebüsch hinweg, welches Hermann's Gestalt verdeckte, begegneten sich die Augen beider Männer und hafteten eine Secunde lang ineinander. Der Oberst stand wie entgeistert und starrte den schönen blassen Jünglingskopf an, der aus dem dunkeln Laube aufragte.

Nichts schien an diesem Kopfe zu leben als die glühenden drohenden Augen.

Im nächsten Momente beugte sich der Oberst zu seiner Dame nieder und stieß leise, heftig die Worte hervor: Rege dich nicht! Als er sich wieder aufrichtete, that er einen Schritt auf den jungen Mann zu, aber schon der erste Aufblick zeigte ihm, daß es zu spät, daß auch seine Gefährtin erkannt war.

Der Ausdruck in Hermann's Zügen hatte sich mit einem Schlage verwandelt; sie waren in tödlichem Schreck erstarrt, als hätte er das Haupt der Medusa geschaut. Nur eine Secunde lang — dann verschwand dieses versteinerte Gesicht, während Kettler noch gleich einer Säule dicht vor dem Gebüsche stand, das seinen Schritt gehemmt; zwischen dem Laube zitterte nur das silberne Licht. Der Oberst wandte sich jäh, erfaßte die beiden Hände seiner Gefährtin und zog sie von dem Sitze in die Höhe, auf dem sie regungslos verweilt hatte. Er ließ ihren Arm unter den seinen gleiten und führte sie stumm von dannen.

Als Hermann's heiße, überwachte Augen den nächsten Morgen aufdämmern sahen, fühlte er sich nicht weniger betäubt als in der Stunde, wo er sich auf sein Lager geworfen. Ein Grauen vor dem Dasein, vor der Menschheit lag über ihm wie ein Alpdruck, und dazwischen lachte es bitter in ihm auf. Dieser Mann, für alle Welt das Ideal von Ritterlichkeit und Rechtlichkeit, seinem eigenen Geiste ein Vorbild, dieser Mann, dem die Jugend längst Valet gesagt — er war der Verführer eines jungen, dem Schutze seiner Familie anvertrauten Mädchens. Und dieses Mädchen — Paula! Wäre ein Engel vom Himmel herniedergestiegen,

sie der Sünde zu zeihen, Hermann hätte der Anklage keinen Glauben geschenkt. Mit dem letzten Blutstropfen hätte er Paula's Reinheit vertheidigt jeder noch so leisen Verdächtigung gegenüber. Womit sollte er sie jetzt vertheidigen gegen das unselige Zeugniß seiner eigenen Sinne?

Ihm war, als habe nichts mehr Bestand auf Erden, als laufe Alles Gefahr, aus den Fugen zu gehen. Das Leben kam ihm vor, wie eine Brücke ohne Geländer, von der sich Schurken taumelnd in den Pfuhl stürzen und die Willenlosen, Schuldlosen mit sich reißen. Sogar in seiner eigenen Seele fühlte er sich nicht mehr heimisch; sie war ja so übervoll gewesen von dem lieben Bilde, dessen entstellte Züge dort nun keinen Raum mehr fanden.

Wie im Taumel erhob er sich vou seinem Lager. Alles war so unheimlich um ihn her; selbst das Ticken der Uhr mißhandelte ihn. Und doch war er froh, als ihn das Zusammenläuten der Glocken daran erinnerte, daß es Sonntag war und keine Dienstpflicht ihn nöthigte, seine vier Wände zu verlassen. Bald durfte er diesem Orte den Rücken zuwenden und daheim von all den schweren Träumen ausruhen. Tiefe Sehnsucht ergriff ihn nach den reinen Augen seiner Mutter. Zugleich mit ihrem Bilde stieg aber das ihrer so schmählich verrathenen Freundin vor ihm auf. Clara Kettler's liebenswerthes Wesen, die harmonische Häuslichkeit dieser Familie warf auf das Unbegreifliche ein so grelles Licht, daß ihn schauerte. Sein strenges Jünglingsherz vermochte nicht zu fassen, daß ein Mann so die innere Ehre verkaufen könne: wie kostbar auch das Gut — der Preis war zu hoch, und bei der Vorstellung alles dessen, was vorausgegangen sein mußte, bis eine Natur, wie Paula's, sich zur Mitschuld an solcher Unehre und Sünde hinreißen ließ, glühte wilder Haß gegen den Verführer von Neuem in ihm auf.

Lang mochte er so gebrütet haben, als ein Pochen an der Thür ihn aufschreckte. In der nächsten Minute stand er aufrecht und starrte den Eintretenden sprachlos an. Oberst Kettler grüßte schweigend, that einige rasche Schritte vorwärts und richtete, die Hand auf den Tisch gestützt, einen forschenden, durchdringenden Blick auf den jungen Mann.

Hermann empfand mit voller Schärfe, daß der Oberst kam, eine Erklärung zu geben, vielleicht eine solche von ihm zu fordern. Seine Augen loderten, während sie den düsteren Augen des Mannes begegneten, dessen stolze Haltung seinen glühenden Grimm noch steigerte. Die ritterliche Würde Kettler's wirkte heute auf ihn wie gleißende Lüge, der Zorn erstickte ihn fast, er hätte sich in diesem Moment auf den Frevler stürzen, ihn packen und niederwerfen mögen. Obgleich er sich mit Gewalt zusammennahm, entstellte die in ihm gährende Leidenschaft seine Züge.

Sie werden unsere Begegnung vorausgesetzt haben, Herr Lieutenant, sagte der Oberst kalt, ohne den durchbohrenden Blick von ihm zu wenden. Zunächst erwarte ich Ihre Verantwortung, weßhalb Sie Zeuge eines Momentes blieben, der keinen Zeugen vertrug.

Hermann's bleiches Gesicht röthete sich. Meine Verantwortung! rief er, ohne seiner Empörung länger Gewalt anzuthun. Nicht ich bin es, der sich zu verantworten hat, Herr Oberst!

Wie verstehen Sie das? sagte Kettler und trat einen Schritt vor.

Mein Wort läßt sich so wenig mißverstehen, als das, was meine Augen sehen, meine Ohren hören mußten, stieß der junge Mann mit rauh gewordener Stimme hervor. Ohne dies Zeugniß meiner eigenen Sinne hätte ich nimmer für möglich gehalten, daß ein Mann von Ehre —

Schweigen Sie! herrschte Kettler. Sie werden mir

Genugthuung geben für dies Wort sowohl, als für Ihre Lauscherrolle.

Sie kommen meinem Wunsch entgegen, Herr Oberst, sagte Hermann mit aufblitzenden Augen. Bestimmen Sie gefälligst Ort und Zeit.

Kettler antwortete nicht. Sein ausdrucksvolles Gesicht wurde gleichsam leblos, die abgewendeten Augen starrten in das Leere. Minuten vergingen. Dann kreuzte der Oberst beide Arme fest über der Brust, durchmaß das Zimmer zwei- bis dreimal mit schweren Schritten und blieb endlich vor Hermann stehen, der die lastende Pause mit keiner Bewegung unterbrochen hatte.

Entscheiden wir uns für ein amerikanisches Duell, sagte er fast befehlend.

Ein amerikanisches Duell? wiederholte der junge Mann im Ton entschiedenen Protestes.

Mein Vorschlag fällt Ihnen auf? fragte der Oberst, indem er ihn scharf fixirte. Bei Berücksichtigung der Umstände werden Sie mir beipflichten. Wir sind Offiziere; ein Duell ohne Zeugen ist für uns unmöglich, und entschließen wir uns, Zeugen zu wählen, dann steht das Geheimniß auf dem Spiele. Mag fallen wer da wolle, dem Räthseln und Fragen wäre Thür und Thor geöffnet, und — für Eine gäbe es dann überhaupt kein Räthsel mehr. Diese Form hilft dagegen über diese und andere Schwierigkeiten hinweg; sie ist einfach und führt zum Ziele. Verabreden wir dreimonatliche Frist! Zeit genug, sein Haus zu bestellen. Der, welcher das schwarze Loos ziehen wird, fällt innerhalb dieser Zeit. Für den entscheidenden Zug fordere ich für mich die Vorhand. Einverstanden?

Hermann zögerte. Er hatte danach gelechzt, diesem Manne mit der Waffe gegenüberzustehen, ein Gottesurteil an ihm zu vollziehen — gegen die vorgeschlagene Form

eines solchen empfand er tiefen Widerwillen. Und doch wollte eine Weigerung nicht über seine Lippen. Obgleich sein Beruf nicht der des Soldaten war, hatte er genug von militärischer Tradition in sich aufgenommen, um nicht dem Ausspruch eines alten, bewährten Offiziers Gewicht beizulegen, wo es eine Ehrensache galt. Dies Gefühl kämpfte stark mit seiner innerlichen Abneigung.

Kettler's Stirn wurde finster. Er sah den Zögernden unwillig an und sagte, jede Silbe betonend: Mein Vorschlag verbürgt überdies den nothwendigen Ausgang. Einer von uns muß fallen. Bin ich es, so werden Sie gegen einen Todten nicht zeugen.

Hermann wurde flammend roth. Zweifelte denn der Oberst an seiner Ehre, seiner Discretion, daß er den Tod als Schildwacht nöthig erachtete, wo die Ehre einer Dame in Frage kam? Sein jugendliches Blut empörte sich gegen diese Vorstellung. Er hob den Kopf und sagte in starkem Ton:

Ich bin einverstanden.

Die kalten Hände der Männer schlossen sich ineinander zum Bunde des Todes, um sich sogleich wieder zu lösen.

Kettler griff nach seinem Hute.

Unten im Clublokal giebt es Ballotage-Kugeln, sagte er flüchtig. Ich bin im Augenblick wieder hier.

Während sein schwerer Tritt auf der Treppe verklang, blieb Hermann wie an die Stelle gewurzelt. Ein sonderbares Hellsehen führte seinen Geist in die Heimath; wie ein Bild im Rahmen stand dort seine Mutter im Trauerkleide, das sie seit dem Tode ihres Gatten nie abgelegt, und ihr verzweifelter Blick drang dem Sohne bis in das Innerste. Durfte, mußte er ihr letztes Gut, sein Leben, frevelnd auf einen Wurf setzen, nur weil ein Zweiter es so begehrte? Was war der Einsatz bei diesem schaurigen Spiele? Nicht eigene, nicht fremde Ehre — deshalb gab es auch, wie keinen

Streit, so keinen Kampf, nichts als den Tod. Und doch! sein Bewußtsein sprach ihn nicht völlig frei von Schuld. Der Oberst hatte ihn gefordert, nicht nur um der eigenen Anklage willen, sondern weil er Zeuge jener Scene geblieben war. War auch der Anfang seines qualvollen Lauschens unfreiwillig, das Ende durfte er nicht so nennen. Und darin hatte der Oberst Recht: ein Duell in der regelmäßigen Form stellte nicht nur das Geheimniß in Frage, es ließ auch den Familien beider Gegner ein schmerzliches, nie zu lösendes Räthsel zurück; es belud, wer auch fallen mochte, die Einzige, welche dessen Ursache begreifen würde, mit furchtbarem Bewußtsein. Wohlan denn! Ein Fatum war es, das ihn zur bösen Stunde an jenen Ort geführt hatte — weil er so empfand, fühlte er sich auch vom Fatum beherrscht. So mochte denn der Würfel fallen, gleichviel wie.

Noch wirbelten in ihm die Gedanken in wilder Jagd, als der Oberst zurückkehrte. Sein scharfes Auge überflog das Zimmer; er näherte sich einem Seitentische, streckte die Hand nach dem dort stehenden Cigarrenkasten aus und trat damit zu Hermann. Während er den Einsatz des Kästchens entfernte und eine schwarze Kugel auf dessen Grund gleiten ließ, bot er dem jungen Manne die weiße Kugel: Für Sie.

Ehe dieser das Symbol des Lebens gleichfalls in das Gefäß warf, blickte er seinen Gegner einen Augenblick an. Auf Kettler's Zügen lag ein Ausdruck, den der Jüngere nie wieder vergaß. Der Oberst bewegte leicht das Kästchen, welches er nicht aus den Händen gelassen hatte; leise klang es darin, während er langsam sprach: Drei Monate Frist, bei meiner Ehre!

Bei meiner Ehre! wiederholte Hermann. Jeder Blutstropfe drängte sich ihm gegen das Herz, als er die Finger des Obersten in die Höhlung tauchen sah. Gleich darauf öffnete dieser seine Handfläche. Eine schwarze Kugel lag

darin. Während er sie betrachtete und in seine Brusttasche gleiten ließ, brach es wie ein Blitz aus seinen Augen. Er reichte Hermann schweigend die Hand. Auch dieser blieb stumm; sein Blick traf den des Andern mit unaussprechlicher Gewalt.

Wünschen Sie mir Glück! sagte Kettler energisch, indem er Hermann's Hand nach starkem Drucke frei ließ. Es kam, wie es mußte. Nicht immer ist das Schicksal sinnlos. Leben Sie wohl und — glücklich, wenn das möglich ist.

Er war hinaus.

2.

An diesem wie am nächsten Tage hing die Zeit wie Blei über Hermann. Was er auch beginnen mochte, die drückende Last der Gedanken wenigstens zu lüften, er konnte sich nicht für die Dauer eines Augenblickes davon frei machen. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Von Anfang an war seine Rolle in all dieser Tragik eine passive gewesen und sollte so bleiben. Das Leben, bisher für ihn ein reiches Gut, erschien ihm jetzt kaum als willkommenes Geschenk — der Kummer um die Räthsel des menschlichen Daseins überwog jede andere Empfindung. Nur eine Sehnsucht war noch in ihm lebendig: nach Hause! Noch zwei Tage gab es durchzuleben, dann durfte er seinem Heimweh folgen.

Es war spät Abends, gegen neun Uhr, als der junge Mann, nachdem er einmal wieder zehn Gassen durchlaufen hatte, um die Stille seines Zimmers zu ertragen, sich dort niedersetzte, um ein Wort über die Stunde seiner Ankunft nach Hause zu schreiben. Dies Wort an seine Mutter rief alles Durchlebte mit neuer Gewalt vor seine Seele. Er stand auf; hastig, von einem Gedanken bewegt, ergriff er

das Kästchen, in dem über Leben und Tod gewürfelt worden war. Als er es öffnete, um die weiße Kugel, welche darin zurückgeblieben war, zum Gedenkzeichen an sich zu nehmen, schrak er plötzlich zusammen. Heftig erröthet, mit aufeinander gepreßten Lippen starrte er in das Gefäß, ohne sich zu regen.

Im Clublokal unter ihm ging es lebhaft zu; es war heute Gesellschaftsabend; das Gesumme der Stimmen, die Stöße der Billardkugeln tönten herauf. War es dies Geräusch, war es die starke Erregung, welche in ihm arbeitete — genug, er hörte nicht das Öffnen der Thüre.

Erst ein Begrüßungswort des Eingetretenen ließ Hermann aufblicken und er machte eine jähe Bewegung, als er Oberst Kettler vor sich sah.

Der Blick, womit er dessen Gruß schweigend erwiderte, drückte mehr aus als nur das Befremden, diesen Mann nochmals an dieser Stelle zu sehen. Ein Zornesblitz leuchtete in des Jüngeren Augen, und er war im Begriff, dem Gedanken, welcher ihn soeben bestürmt hatte, scharfen Ausdruck zu geben, als ihm Kettler, ein bitteres Lächeln um die Lippen, mit dem Worte zuvorkom:

Ich bin unwillkommen. Lassen Sie sich meinen Besuch dennoch gefallen. Es wird Sie nicht gereuen.

Der bedeckte Ton berührte Hermann eigenthümlich und entwaffnete seine Mißstimmung. Im Begriff, seinem Gaste nach dem Sopha zu folgen, auf das Jener niedergesunken war wie ein Todmüder, nahm er die Lampe vom Schreibtisch, um sie dem Oberst näher zu rücken.

Lassen Sie das Licht! sagte Kettler, kommen Sie zu mir! Ich muß Ihnen so Manches —

Obgleich Hermann ihm schon minutenlang gegenüber gesessen, nahm der Oberst doch das Wort nicht wieder auf. Die Augen mit der Hand beschattet, schien er in sich hinein

zu sinnen, bis er endlich in bewegtem Tone sagte: Ich habe mir überlegt: nicht Alles ist damit gethan, wenn ich eines Tages — von der Jagd nicht heimkehre. Erfahren Sie nicht, wie der Augenblick möglich wurde, dessen Zeuge Sie gewesen, so bleibt an ihr ein Makel haften; Sie würden lebenslang gering von ihr denken. Das darf nicht sein. Ich will versuchen — sie selbst weiß ja kaum —

Er schwieg von Neuem; seine Finger rollten ein leeres Briefcouvert, das vor ihm auf dem Tische lag, mechanisch auf und zu. Plötzlich richtete er sich straff in die Höhe.

Als ich vor etwa sechs Jahren den Abschied nahm, begann er, und wir uns hier ankauften, entstand gleich in den ersten Monaten eine Schulfreundschaft zwischen den beiden Mädchen, und Paula kam häufig zu Ida auf Besuch. Meine Frau gewann das Kind lieb und knüpfte eine Bekanntschaft mit der schon damals kränklichen Mutter an. Bald wurden die Mädchen unzertrennlich. Paula galt uns, je länger je mehr, als zur Familie gehörig. Alle waren ihr gut; jeder Dienstbote freute sich, sobald sie erschien. Welch ein Kind! — Licht, Klarheit, Freude blitzte aus jeder Regung, und dabei zeigte sie damals schon, im Alter der Selbstsucht, die rührendste Pflichttreue. Als Sie, Barner, vor zwei Jahren Paula kennen lernten, war sie in Wirklichkeit noch ein Kind, nur die Erscheinung voll aufgeblüht, das ganze Wesen aber noch in der Entwickelung begriffen. Sie gehörte zu unserm Leben, unseren Tagen wie ein Theil von uns selbst.

Damals fing der Zustand ihrer Mutter an, sich zu verschlimmern, nur die Abendstunden blieben dem Mädchen frei; ohne daß man es sich sagte, wartete Jeder im Hause auf den Abend. Ich hatte Paula lieb wie meine Ida; sie war mir eine Augenweide, doch dachte ich kaum an sie, wenn ich sie nicht vor mir sah. Oft schalt ich sie auch, weil sie sich im Verkehr mit den jungen Männern unseres Kreises

zuweilen allzu scheu, fast herbe gab. Oft auch habe ich sie spät aus unserm Hause oder aus Gesellschaften heimgeleitet; da hing sie kindlich an meinem Arme und beichtete in harmloser Fröhlichkeit Alles, was ihr begegnet war. Aber Sie wissen, wie es mitunter im Frühlinge geht, wo alle Pracht mit einem Male unaufhaltsam vordringt — so brach seit dem letzten Winter diese herrliche Natur voll aus der Knospe. Sie sahen es ja selbst, aber nur ihre Nächsten kennen sie ganz. Ihre Anmuth besiegte Jedermann — wir waren stolz auf sie. Da begann es, daß ich zuweilen, wenn ich arbeitete oder mit Anderen zusammen war, die Stimme der Abwesenden dicht neben mir zu hören meinte, deutlich, lebendig, wie wenn man liebe Stimmen im Traume sprechen hört — gleichgültige Worte, aber in herzergreifendem Tone. Und dann — eines Tages —

Er brach ab und sah mit jenem Blicke ins Weite, der nicht sieht, der nur ins Bodenlose hinein denkt.

Eines Nachts, sagte er in Hast, eines Nachts fuhren wir vom Mittfastenballe nach Hause. Meine Frau und Ida stiegen bei unserem Hause aus; ich fuhr mit Paula weiter, um sie sicher in ihre Wohnung zu bringen. Als ich dort den Wagen verlassen hatte und sie mir die Hand reichte, sie herauszuheben, glitt ihr Fuß auf dem Trittbrette aus und während des Fallens streifte ihr Gesicht das meine. Ich fühlte ihre Lippen auf meiner Wange, eine Secunde nur, ihr unbewußt, denn sie war erschrocken und lachte dann, als sie auf den Füßen stand, über ihr Ungeschick. Seitdem — seitdem hat es mich erfaßt und weicht nicht mehr. Was ich auch beginne, welche Gewalt ich übe — es ist umsonst. — Sie werden das vielleicht nicht begreifen, gewiß aber begreifen Sie, was es heißt: ein Mann sein, sich aus allen Kräften wehren und beständig unterliegen.

Noch hatte ich zu Anfang Besinnung genug, neben der

Schuld auch die Lächerlichkeit zu empfinden. Andern lächerlich erscheinen ist eine nicht unüberwindliche Probe. Ein fester Wille, ein mächtiges Gefühl besteht sie, ihr Stachel lockert aber viel, was zuvor fest gestanden. Wie Einer, der sich gebunden fühlt und los sein will um jeden Preis, rang ich Tag und Nacht gegen die dämonische Gewalt. O, furchtbar ist es, wenn ein Mensch Macht über den Andern gewinnt — Gesundheit, Stimmung, Leistungskraft, Alles verschlungen von einem Gedanken, abhängig vom Augenblick, von der ahnungslosen Willkür des Andern; wenn da in lichten Momenten Näheres, Lieberes vor uns aufsteigt, dem all unsere Freuden und Leiden gehören müßten, und man schaudernd fühlt, wie das Alles zu Nichts wird vor der elementaren Macht, die uns zwingt, dann lebt man Momente, wo man an seinen eigenen gesunden Sinnen zweifelt, voll Entsetzen an der Grenze des Wahnsinns zu irren glaubt.

Er sprang auf. Jeder Nerv der mächtigen Gestalt schien zu zucken. Mit zwei Schritten war er am Fenster, stieß einen Flügel auf und ließ die kühle Herbstluft hereinströmen.

Dort unten am Brunnen, sagte er dumpf, habe ich solch einen Augenblick verlebt. Es war nicht lange nach jener Nacht; wir waren Alle im Casino. Was ich schon oft gesehen: daß sich der Arm eines Tänzers um sie schlang, ich konnte es nicht ertragen; ich verließ das Lokal; es trieb mich in die Nacht hinaus. Ja, dort am Brunnen stand ich auf dem öden Platze und drückte die hämmernde Schläfe gegen den Schaft und preßte die Hände ineinander, um nicht vor Qual aufzuschreien, wie ein angeschossenes Thier, und dicht neben mir stand der Wahnsinn —

Hermann erbebte. Nicht ein Wort hätte er stammeln können, und wenn er sich damit vom Tode loskaufen sollte. Seine Kehle war wie zugeschnürt; sein Auge irrte der

Gestalt des Obersten beständig nach, während dieser auf und nieder schritt. Drunten im Club war es still geworden. Die Gesellschaft mochte sich in den Speisesaal begeben haben. Und hier oben klang zu dem schweren Tritte im Takte das laute Ticken der Wanduhr.

Was habe ich nicht Alles versucht! sagte Kettler, ohne sein Wandern zu unterbrechen, nach langer, schwüler Pause. Reisen, Arbeit, Zerstreuung — was man so nennt. Aber kein Segen ruht mehr auf Allem, was ich thun oder lassen mag. Nehme ich ein Buch, so lese ich nicht, was da steht, sondern das, was in mir tobt. O, was sind wir! Was nützt die Ernte eines ganzen Lebens, wenn Erfahrung zu Trümmern wird, eine Versuchung zur unbändigen Leidenschaft! Er blieb einen Moment vor Hermann stehen und sah ihm tiefsinnig in die Augen. Barner, ich liebe ja mein Weib und mein Kind — nicht um ein Atom weniger liebe ich sie als je. Wenn meine Frau mich ansieht mit den guten, bangen Augen, wenn ich fühle, wie sie grübelt, was mich so rastlos macht, wenn meine Antwort auf ihre sorgenvollen Fragen sie nicht befriedigt, wenn sie sich tausend Möglichkeiten ersinnt und sich abängstigt, ohne zu ahnen — wie könnte sie auch ahnen nach so vielen Jahren herzlicher Treue! — nicht sie, Niemand ahnt in mir solches Verlorensein.

Wieder begann das rastlose Wandern. Ich war jung wie Andere, habe meine Jugend empfunden und genossen, habe geliebt oder meinte es wenigstens. In den Sinnen war es still geworden; ich glaubte mit Allem fertig zu sein, was man Leidenschaft nennt. Leidenschaft! Wie man das so hinsagt und daran glaubt, wenn nur einmal die Pulse rascher schlagen! — Wo sie heimsucht, gilt es mehr als Wallungen — und Sträuben ist vergebens. Seit Monaten gehe ich den Menschen, den Meinen aus dem Wege — nicht

aus Schuldgefühl; der Sturm bittet auch nicht um Verzeihung — aber ihre Nähe beängstigt mich. Nicht mehr durfte ich meinem Kinde in die klaren Augen schauen, nicht mehr konnte ich des Nachts den ruhigen Athemzug meiner Frau ertragen; ich bettete mich allein, um wenigstens die Hände ringen und aufstöhnen zu dürfen, wenn die Marter zu unerträglich wurde. Sie starren mich an, als spräche wirklich Wahnsinn aus mir? O, nur einmal laßt mich die Qual hinausschreien! Ich durfte es ja Keinem, Keinem sagen.

Der Unglückliche stürzte um Hermann's Hals und schluchzte convulsivisch auf, doch währte diese Zuckung des Schmerzes nur einen Moment. Im nächsten schon richtete er sich auf, verhüllte seine Augen und sagte dann, indem er sich schwer auf das Sopha warf, mit gewaltsam ruhigem Tone:

Nach alle dem wissen Sie immer noch nicht, wie das Letzte kam. Während längerer Zeit war ich durch das Ordnen einer Erbschaftsangelegenheit meiner Frau hier gebunden; sobald die Geschäfte mich frei ließen, unternahm ich die Pariser Reise, ein Experiment, das mißlang wie alle vorigen. Trotzdem kehrte ich ruhiger zurück, mit dem Entschluß, nach Ida's Verheirathung mit meiner Frau von hier fort in deren Heimath zu ziehen. Ich hatte den Tag meines Eintreffens nicht gemeldet und war, eben angelangt, im Begriff, aus der Stadt nach Hause zu gehen. Etwas wie Freude regte sich in mir, Freude über das Stillesein meiner Noth und ein Vorempfinden des Wiedersehens von Frau und Kind. So ist Einem zu Muthe, wenn man aus schwerem Traum aufwacht und sich glücklich dünkt, daß es doch nur ein Traum gewesen. Da, auf dem Wege zwischen den beiden Wohnungen, kam sie mir entgegen. — So dämmerig es war, erkannte ich sie schon, als ihr Umriß noch wie ein Nebel erschien; jede Fiber in mir zog mich widerstandslos

nach ihr hin. Fragen Sie mich nicht — denn ich weiß nicht, wie es zuging — was ich sprach, warum sie mir folgte, wohl nur wie ein armes Vögelchen, das sich nicht zu helfen weiß, wenn es gescheucht wird — aber sie folgte. Des Uebrigen waren Sie Zeuge. Und nun verdammen Sie den Schuldigen! Für die Schuldlose fordere ich Ihre Achtung bis in Ihr geheimstes Denken hinein.

Er stand hochaufgerichtet; seine Rechte ruhte auf Hermann's Schulter; seine gebietenden Augen flammten in die des Jüngeren.

Ich danke Ihnen, stammelte Hermann. Hören Sie nun auch mich! Offen will ich bekennen, daß ich Ihrer in tiefem Groll gedacht habe, gerade im Augenblick Ihres Eintrittes mit erhöhtem Groll. Denn erst vorhin entdeckte ich, daß neben der weißen Kugel eine schwarze zurückgeblieben ist, und habe doch gesehen, wie Sie Ihr Loos zu sich steckten. Sie haben sich doppelte Chance des Todes gegeben, Herr Oberst! Das war nicht loyal gegen mich gehandelt. Ein Duell auf Leben und Tod ist kein Kinderspiel, wir sind Männer und mein Recht auf gleiche Waffen zwischen uns ist unbestreitbar. Diese zweite schwarze Kugel hebt Alles auf, was wir vereinbart haben, und mein erster Impuls war, Sie wegen der gegen mich verübten Täuschung zur Rede zu stellen, als für eine persönliche Beleidigung. Er hielt inne, dann, in starker Bewegung: Hieran denke ich nicht mehr, denn jetzt kann ich verstehen, was Sie so handeln ließ. Aber auch Sie müssen verstehen, daß ein Todesloos, welches Sie fast willkürlich ergriffen, keine Geltung hat. Nehmen Sie Ihr Ehrenwort von mir zurück! Sie sollen mich niederschießen, wo Sie mich finden, wenn Sie erfahren, daß von alledem je ein Hauch über meine Lippen kommt. Ausgelöscht sei das Gedächtniß! Ja, ziehen Sie weit, weit von hier! Dann wird noch Alles gut. Denken Sie an die Ihrigen!

Weil ich daran denke, muß ein Ende werden. Gesetzt, es würde Alles gut, wie Sie sagen, glauben Sie, ich könnte jemals wieder der Vorige sein? Ein Mann, dem der Glaube an seine eigene Kraft abhanden gekommen ist, hat auf der Welt nichts mehr zu schaffen. Was hätte ich überhaupt hier zu thun? Ein Krüppel trotz dieser Hünenglieder! Die Waffe hängt an der Wand. Ob ich Abhandlungen über Kriegswissenschaft schreibe oder ein Anderer — kein Staubkorn hat es zu bedeuten. Meine Familie bedarf meiner nicht. Zu ersetzen ist Jeder; ich bin es mehr als Andere. Ehe ich gehe, werde ich meiner Tochter Heim aufbauen, dann kann die Mutter folgen und sich des jungen Glückes freuen. Versuchen Sie nicht, mich aufzuhalten, Barner, sonst dürften die Meinen Thränen um den Lebenden vergießen, die all ihr Glück und Heil aufzehren.

Und Paula? fragte Hermann mit gesenktem Auge.

Der Oberst machte eine jähe Bewegung.

Sie wird überwinden, was — — Sie ist sehr jung. Wer weiß auch, ob es bei ihr überhaupt etwas zu überwinden giebt?! Es handelt sich da mehr um den Augenblick. Sie ahnt wohl, daß wir damals einen Zeugen gehabt, aber sie weiß nicht und darf nie erfahren, wer — Er brach ab; ein bitteres Lächeln irrte um seine Lippen. Laßt nur erst Gras darüber wachsen, über Gräber und Alles, dann — wer weiß?

Sein Blick richtete sich auf Hermann, so leidenschaftlich beredt, daß der junge Mann erröthete und mit einer unwillkürlich abwehrenden Handbewegung der stummen Frage Antwort gab.

Der Oberst griff nach seinem Hut. Wann reisen Sie ab? fragte er schnell.

Morgen Abend, Herr Oberst.

Dann sehen wir uns nicht mehr. Ich werde morgen

nicht hier sein und vielleicht auch übermorgen noch nicht. Herr von Grieben hat mich zur Jagd geladen. Leben Sie wohl!

Zum letzten Male hielten sich die Hände beider Männer gefaßt. Der Druck, womit sie sich ließen, war ein Abschied auf Nimmerwiedersehen.

3.

Hermann's Koffer stand gepackt. Schon trug er selbst seiner militärischen Pflicht entlassen, wieder Civilkleidung. Nur ein Gang war noch übrig, der schwere Abschiedsbesuch im Kettler'schen Hause. Während der letzten Abende hatte ihm Frau Clara's freundlicher Einladung gegenüber der Vorwand eines Unwohlseins beistehen müssen, abreisen durfte er aber nicht, ohne dort Lebewohl gesagt zu haben. Zwar wußte er den Oberst abwesend, dennoch war ihm der Gedanke äußerst peinlich, mit den Frauen zusammen zu treffen. So empfand er es wie eine wahre Wohlthat, Niemand zu Hause zu finden, als er gegen Abend vorsprach. Aber ehe er noch das der Villa zunächst gelegene Stadtthor erreichte, erkannte er in zwei Damen, die ihm entgegenkamen, mit Bestürzung Frau Kettler und Paula Hollbach. Auszuweichen war unmöglich; er nahm alle Fassung zusammen, um die Damen möglichst unbefangen zu begrüßen, und äußerte sein Bedauern, bei diesem letzten Besuche Niemand von der Familie daheim getroffen zu haben.

Frau Clara schüttelte den Kopf. Ich werde mich bei Ihrer Mama beklagen müssen, Hermann. Sie haben uns neuerdings sehr vernachlässigt. Oder wären Sie in der That ernstlicher unwohl gewesen, als ich glaubte? Wirklich, Sie sehen angegriffen aus. Und noch diesen Abend wollen

Sie fort? Mein Mann, der jetzt beständig unterwegs ist, sagte davon kein Wort, als er heute früh wegfuhr. Habt ihr euch denn von einander verabschiedet?

Hermann bejahte schweigend; es erschien ihm unmöglich, angesichts dieser Beiden vom Oberst zu sprechen, sei es auch das Gleichgültigste.

Ida wird schelten, wenn ich ihr berichten muß, daß Sie in solcher Weise auf und davon gehen, und auch Paula hätte Ursache dazu, fuhr die alte Freundin in ihrer herzlichen Weise fort. Ich darf Sie nicht einmal auffordern, noch für ein Stündchen mit nach Hause zu kommen; die Kinder erwarten mich in der Stadt, wo wir uns ein Stelldichein gegeben haben, um nachher in das Theater zu gehen. Ich war nur eben einen Augenblick bei Hollbach's, weil diese schlimme Paula sich tagelang nicht hatte sehen lassen; auch heute giebt sie mir nur ein kurzes Wegegeleite.

Ist Ihre Frau Mutter leidender? fragte Hermann, ohne das junge Mädchen anzusehen und um nur überhaupt etwas zu sagen.

Doch nicht, entgegnete sie mit klarer Stimme; es geht ihr im Gegentheil neuerdings etwas besser, und wenn Ihre Zeit Ihnen wirklich noch einen Besuch erlaubt, Herr Barner, so begleiten Sie mich vielleicht auf einen Augenblick nach Hause? Meine Mutter wünscht längst, Sie kennen zu lernen.

Während Paula sprach, war die Gruppe vor dem Thore angelangt, welches zur Stadt führte. Frau Kettler warf einen erstaunten Blick auf das junge Mädchen und lächelte kaum merklich, als sie Hermann die Hand zum Abschied reichte und seine unverkennbare Aufregung gewahrte.

Tausend Grüße also von Haus zu Haus, und kehren Sie bald wieder! sprach die liebenswürdige Frau mit vielsagendem Blick. Dich, Paula, erwarten wir morgen be-

stimmt. Auf Wiedersehen! Sie winkte noch einmal zurück und ging dann ihres Weges.

Das junge Paar wandelte neben einander, ohne ein Wort zu tauschen. Mit jeder Secunde empfand Hermann das Auffallende, ja Unschickliche seines Schweigens nach solcher Aufforderung peinlicher, und doch war ihm die Kehle wie zugeschnürt. Was ließe sich auch sprechen, wenn die Seele voll ist bis zum Ueberfluthen und die Lippe doch von alledem nichts äußern darf?

Schon kam an der Biegung des Weges das rebenumzogene Häuschen zum Vorschein; Ranken und Blätter glühten in herbstlichem Roth. Da begann Paula ihren Begleiter nach seiner Heimath, seiner Mutter zu fragen, in so sanften Lauten, daß alles Fremde, Starre davor aus seiner Seele wich und nichts zurückblieb, als der alte allmächtige Zug nach dem lieben Mädchen hin. Ihm ward wundersam zu Muthe, wundersamer noch, als er die Schwelle überschritt, welche er in Gedanken so oft betreten hatte; es war ihm, als träumte er.

Das Zimmer zu ebener Erde, in welchem Frau Hollbach den Tag auf ihrer Chaiselongue zuzubringen pflegte, störte diesen traumhaften Zustand nicht. Alles war dort gedämpft, Licht und Farben. Der Teppich, welcher den ganzen Fußboden bedeckte, ließ keines Schrittes Schall vernehmen; die niederwallenden Gardinen, das dunkle Braun der Polsterung, vor Allem diese überzarte, zwischen Kissen gebettete Gestalt mit dem sanften, geduldigen Gesicht weckten den Eindruck, als lebe sich hier eine besondere Welt aus, in welche kein lauter Ton eindringen dürfe, weder äußerlicher noch innerlicher Art.

Hier bringe ich dir Herrn Barner, liebe Mutter, sagte Paula einfach und rollte für den Gast einen Sessel vor das Tischchen, welches neben dem Lager der Leidenden stand.

Diese streckte Hermann eine bleiche Hand entgegen und hieß ihn freundlich, ja freudig willkommen. Aus jeder ihrer Bemerkungen und Fragen ließ sich erkennen, daß Paula ihr oft von ihm gesprochen haben mußte.

Das junge Mädchen ging geräuschlos ab und zu; sie bereitete auf einem Seitentische den Thee, wozu bereits Alles vorgerichtet stand. Als sie dem Gaste eine Tasse bot, blickte er sie zum ersten Mal voll an. Sie war sehr blaß, die dunkelgrauen Augen unergründlicher als je, doch sprach eigenthümliche Festigkeit aus ihren Zügen.

Während Hermann so da saß, gleich einem Familiengliede am Lager der Kranken bewirthet, überkam ihn von Neuem tiefes Unbehagen. Weshalb war er hier? was hatte das Alles zu bedeuten? Unnatürlich, ja fast wie ein Hohn erschien ihm diese späte Einladung und sein Verweilen. Der Contrast dieser leisen Töne, des märchenhaft umspinnenden Stilllebens hier mit dem in seinem Hirn und Herzen wirbelnden Aufruhr wurde ihm fast unerträglich; sobald ihm die Schicklichkeit irgend gestattete, dem Besuche ein Ende zu machen, erhob er sich mit dem Bemerken, seine Zeit sei abgelaufen.

Paula warf einen schnellen Blick auf ihn; ein schwaches, sogleich wieder verschwindendes Roth huschte über ihr Gesicht, als sie flüchtig sagte: Unser Gärtchen muß ich Ihnen doch noch zeigen. Es war so oft die Rede davon.

Ohne seine Antwort abzuwarten, ging sie mit einladender Bewegung dem anstoßenden Zimmer zu; es war ihr eigenes, dasselbe, an dessen Fenster Hermann sie so oft gesehen und begrüßt hatte. Diesem Fenster gegenüber führte eine Glasthür nach dem kleinen Hausgarten, in welchem ein bunter Asternflor prangte.

Hermann war ihr gefolgt. Paula blieb innerhalb der Gartenthür stehen, die Hand auf der Klinke, ohne doch zu öffnen oder den Blick hinaus zu wenden. Sie sah vor sich

hin; ihre Wimpern zitterten über dem halb geschlossenen Auge, und ihre Lippen bewegten sich wiederholt, ohne doch einen Laut vernehmen zu lassen. Plötzlich sagte sie in sehr leisem, eindringlichem Tone: Ich muß Sie fragen — ich muß erfahren — was ist vorgegangen zwischen Ihnen und — und dem Herrn Oberst?

Er fuhr zusammen. Was wußte sie? Oder ahnte sie nur? Das Wort traf ihn so unvorbereitet; er war so ganz in Unkenntniß über ihr Fühlen und Denken.

Vorgegangen? Nichts! sagte er unsicher.

Paula hob die Wimpern und sah ihn mit tiefem Ernst an. Kein Blutstropfen färbte ihr zartes Gesicht, Hermann dagegen erröthete heftig, als sie nun weiter sprach:

Ich weiß, daß er bei Ihnen war nach jenem Abend. Das wäre nicht möglich gewesen, ohne —

Die zurückgedrängte Angst erstickte ihr das Wort auf den Lippen und brach nun unaufhaltsam aus ihren Augen, bebte um den scheuen Mund. Sie neigte sich gegen Hermann vor, als wollte sie ihm leise, ganz leise etwas zuflüstern; schwach wie ein Hauch, aber in erschütterndem Flehen klang ihr Wort:

Sagen Sie, o sagen Sie mir, was geschehen ist — oder geschehen wird! Es steht — nicht gut zwischen Ihnen Beiden?

Hermann bewegte den Kopf zu ernstem Verneinen: Beruhigen Sie sich, Fräulein Hollbach! Ich darf Ihnen mein Wort geben, daß der Herr Oberst und ich in vollem Einverständniß von einander geschieden sind und uns kaum jemals wieder begegnen werden.

Das junge Mädchen blickte stumm auf ihre fest in einander geschlossenen Hände nieder. Der angstvolle Zug, welcher sich herb um ihre Lippen grub, wich der beschwichtigenden Rede nicht.

Können Sie mir auch Ihr Wort geben, daß sein Leben durch nichts bedroht wird? sagte sie plötzlich. Sie schweigen?

Leben und Tod des Menschen stehen in höherer Hand — wer dürfte sein Wort für ein fremdes Leben verpfänden! erwiderte er beinahe schroff.

Sie schätzen mich nicht mehr. Die stolze Geberde, mit der sie das Haupt erhob, widersprach dem Worte, aber das Bangen war stärker als das Selbstgefühl; Thränen stürzten ihr aus den Augen: O, sprechen Sie nicht so grausam! Sagen Sie mir die Wahrheit — vielleicht ließe sich retten —

Fragen Sie ihn selbst, erwiderte Hermann, sagen Sie ihm dabei, daß mein Verzicht bestehen bleibt! Was er auch sinnen mag, Ihnen giebt er wohl Gehör. Ihr Einfluß —

Das letzte Wort kam mühsam und klang bitter. Ein so heiß schmerzlicher Blick gab ihm Geleit, daß ihre Gedanken zu ihm hinübergezwungen wurden.

Mein Einfluß? wiederholte sie betroffen, und der leise Zug von Scheu vertiefte sich. Ich kann Ihnen das — ich kann nichts erklären. Sie sahen und hörten — denken Sie von mir, was Sie müssen!

Sie hatte ihre ganze Fassung wiedergewonnen und blickte mit klaren Augen zu ihm auf: Ich darf Sie nicht länger zurückhalten. Leben Sie wohl!

Seine Fassung aber war verloren. Also wirklich! Sie wußte Alles, hatte ihn erkannt an dem Unglücksabende. Nichts war gerettet, nicht einmal der Trost, wenigstens ihr Bewußtsein freigehalten zu wissen. Aber trotz alledem überkam ihn ein Gefühl der Erleichterung. Trostbringend, siegreich erstand in ihm der Glaube an das geliebte Mädchen. Was auch unbegreiflich bleiben, was auch dahin sein mochte, der reine Blick dieser Augen trog nicht, ihr Bild stand hoch und klar an seiner alten Stelle. Alles Ungesagte und

Ungefragte, was ihn noch bedrängte, klang aus dem Tone, womit er ihren Namen rief: Paula!

Ohne ein Wort hinzuzufügen, ergriff er ihre Hand und beugte sich darüber; seine Lippen berührten sie mit tiefer Ehrerbietung. Ein schwacher Druck der zarten, kalten Finger antwortete. Dann ging er.

Paula hatte ihm kein Geleit gegeben. Die pulsirende Schläfe gegen die kühle Scheibe gepreßt, stand sie an der Gartenthür und blickte hinaus auf die vom Abendlichte übergossenen Beete. Große Thränen fielen zögernd, vereinzelt durch die Wimpern auf das blasse Gesicht. Da hörte sie ihren Namen rufen; schwach wie ein Hauch nur drang er aus dem anstoßenden Zimmer herüber, aber es genügte, um sie aus ihrer Versunkenheit zum vollen Wachsein aufzurütteln. Wenn Beherrschung sich je erlernen läßt, so ist es am lange behüteten Krankenlager. Die vielgeübte Kraft versagte dem jungen Mädchen auch jetzt nicht; sie trocknete sich hastig die Augen und trat mit der gewohnten ruhigen Haltung bei der Mutter ein. Indem sie ihr das Kissen bequemer rückte, sagte sie zärtlich: Du riefst, Mütterchen; wünschest du etwas?

Nur dich! sagte Frau Hollbach und sah ihr forschend in die Augen. Weshalb bist du nicht mit dem Gaste hereingekommen? Er hat sich bei mir sehr rasch verabschiedet, und du — Paula, du hast geweint.

Nicht doch!

Die Mutter bestand nicht auf ihrer Behauptung, doch faßte sie des Mädchens Hände und zog sie neben sich nieder. Er schien mir sehr bewegt. Ihr habt Abschied genommen — ist er dir lieb?

Paula legte ihren Kopf dicht neben den der Mutter auf das Kissen. Wir haben Abschied genommen, und er ist mir lieb — aber nicht so, wie du vielleicht denkst.

Kind, liebes Kind, ich fürchte, du hast um meinetwillen aufgegeben, was dein Glück wäre. Meinst du, ich fühlte nicht, daß dich etwas quält, besonders seit den letzten Tagen? Wenn du auch schweigst! Als er eben ging, sah ich, daß er litt — warum hast du ihn so gehen lassen? Ich weiß, daß du mich nicht verlässest, ich weiß aber auch, daß meine Tage, schlimmsten Falles meine Jahre gezählt sind. Ihr habt noch viel Leben vor euch, weshalb also in Schmerzen scheiden? Nur Gutes und Liebes habe ich von ihm gehört; er hat gar treue Augen — ich wüßte deine Zukunft geborgen und könnte ruhiger schlafen.

Paula richtete sich auf und sah ihre Mutter mit einem stillen Blicke an. Es ist nicht, wie du meinst. Vielleicht daß ich ihm lieb bin — oder war. Aufzugeben habe ich nicht, was mir nicht dargeboten wurde. Sei also ruhig! Auch weißt du, ich gehöre zu dir. Was mich eben ein wenig bewegt hat, geht vorüber.

Sie strich ihrer lieben Kranken sanft über die müden Augen und waltete leise im Zimmer umher. Als ihr schien, daß die Mutter eingeschlummert sei, was der Schwachen nach jeder ungewöhnlichen Unterbrechung ihres einsamen Lebens leicht geschah, setzte sie sich an das Fenster, dessen Epheugeranke das einfallende Licht hinderte, das Lager zu streifen. Paula's sonst allezeit fleißige Hände lagen gefaltet in ihrem Schooße; es wurde dunkel im Zimmer, nur die Gaslaterne vor dem Hause warf durch das zweite Fenster einen hellen Streifen herein. In der tiefen Stille waren sogar die schwachen, unregelmäßigen Athemzüge der Kranken zu vernehmen. So lautlos war es rings, daß das Räder=geroll von der Straße her das junge Mädchen aufschreckte

und sie einen unwillkürlichen Blick durch die Scheiben werfen ließ. Das offene Jagdwägelchen, welches da vorbei fuhr, war ihr bekannt, gleich dessen Insassen. Die unwillkürliche Bewegung, womit Paula sich in ihren Sessel zurücklehnte, als wollte sie sich bergen, war überflüssig; der Kopf des Vorüberfahrenden blieb dem rebenumflochtenen Häuschen abgewendet.

Das leichte Geräusch hatte den Schlummer der Mutter unterbrochen. Bist du da, Paula? fragte sie leise; und so im Dunkeln — doch nicht mir zu Liebe? Es wird ohnedies Zeit, daß ich mein Schlafzimmer aufsuche. Und sobald ich gebettet bin, gehst du noch für ein Stündchen zu Kettler's, Kind; ich wünsche das. Es wird dir wohlthun, und mich beruhigt es. Du weißt, es ist mir unlieb, wenn du dich tagelang so einspinnst.

Paula hatte sie unterbrechen, ihr sagen wollen, daß Frau Kettler und Ida im Theater seien, doch sie schwieg; als ihr die Worte schon auf den Lippen schwebten, erfaßte sie plötzlich ein Gedanke. Sie fühlte selbst, wie blaß sie wurde, und blieb einen Moment unbeweglich vor der Lampe stehen, die sie im Begriff war anzuzünden — an diesen Gedanken mußte sie sich im Dunkeln gewöhnen. Als das Licht ihre Züge beschien, waren sie voll Entschlossenheit.

Sie rief die Dienerin, bettete ihre Mutter um, gab der Gehülfin noch einige Weisungen und kam dann mit Hut und Tuch, sich zu verabschieden.

Ich gehe, werde aber nicht lange bleiben. Vielleicht treffe ich dich noch wach. Schläfst du ein, dann schließe mich zuvor in dein Gebet!

Um was hätte ich sonst zu beten? Gott sei mit dir!

Die schwachen Arme hoben sich, ihr Liebstes zu umfangen. Ihr fehlte Gesundheit, Thätigkeit, Freude — ihre Paula war ihr Ersatz für Alles.

Obgleich der Oberst sehr ermüdet von seiner Jagdpartie zurückgekehrt war, ließ er doch die Glieder nicht ruhen, als er sich daheim in seinem Zimmer befand. Er stand am Fenster, reinigte sein Gewehr und blickte zerstreut durch die Scheiben hinab auf die Bäume des Gartens, deren leuchtende Roth- und Orangefärbung selbst die tiefe Dämmerung noch durchdrang. Sein Gedanke kehrte zum Wald zurück, in welchem er den Tag verlebt; — ein trüber Tag, aber trotz des bedeckten Himmels waren auch dort alle Farben des Feuers mit solcher Kraft durch das schwindende Grün gebrochen, daß die ganze Waldung wie von der Abendsonne angeglänzt erschien. — — So waren auch in ihm tiefste Gluten emporgeloht, nachdem sein Frühling und Sommer bereits zu Rüste gegangen. In allen Farben des Feuers war ihm die kraftvolle Seele aufgeflammt, um nun bald als todtes Laub niederzutaumeln auf den Schooß der Mutter Erde.

Es war still, sehr still in ihm. Seine Gedanken hatten in der Gewißheit naher Ruhe schon etwas von deren Wohlthat im Voraus empfangen. Es gehört viel Kraft dazu, die Vorstellung deutlich zu fassen, daß etwas enden müsse, mag es sich nun um Dinge des Lebens handeln oder um das Sterben. Sobald ein starker Geist aber einmal die Unmöglichkeit begriffen hat, einen Besitz zu bewahren, gehen Wille und Nothwendigkeit Hand in Hand.

In solche Gedanken verloren, achtete Kettler der einbrechenden Dunkelheit erst, als sich das Zimmer ganz in Schatten gehüllt hatte. Nun zündete er Licht an, setzte sich vor den Tisch, nahm sein Notizbuch hervor und zeichnete bedächtig, immer neu überlegend, einzelne Sätze darin ein. Es betraf verschiedene Anordnungen, die er in den nächsten Tagen mit seinem Notar besprechen wollte. Seine Stimmung war dieselbe, welche ihn einige Jahre früher vor dem

Ausrücken zu einem Feldzuge beherrscht hatte. Eine warme und zugleich gelassene Abschiedsstimmung den Seinen gegenüber. Bei ihnen zu bleiben war unmöglich, konnte gar nicht in Frage kommen; so galt es denn nach bestem Ermessen vorzusorgen, daß sie ihn wenigstens, so weit es Aeußerliches betraf, nicht allzu sehr vermissen möchten, falls er nicht wiederkehrte. Es war auch heute weder etwas Gleichgültiges, noch Liebloses in seinem Entschlusse, die Seinen zu verlassen; er war so durchdrungen von dessen Nothwendigkeit, daß auch nicht der Schatten eines Zweifels über ihn kam.

Niemals hatte er vor einem lebenden Wesen die Augen niederschlagen müssen; jetzt zuckte Alles in ihm vor Scham, sobald er an Paula dachte, die er seit jenem verhängnißvollen Abende nicht wiedergesehen. Alle Zartheit der Empfindung, welche ihn Jahre hindurch mit dem Kinde, dem Mädchen verbunden, setzte sich zur Wehre gegen die Erinnerung an den stürmischen Augenblick, wo seine Leidenschaft sich ihr ohne Hülle gezeigt. Wenige Männer verstehen, was es heißt: ein unschuldiges Mädchen; der Vater eines solchen ahnt es wenigstens. Paula, der Zarten, Reinen, hatte er Regungen verrathen, die er in sich selbst immer von Neuem zu ertödten gesucht — wie mochte sie jetzt seiner gedenken? Jetzt und alle Zeit?

Das war der bittere Tropfen im lockenden Todeskelche, und doch — auszulöschen war das Gedächtniß an jenen Augenblick nicht, wo sein Arm das zitternde Kind umfangen, seine heißen Lippen sich auf den scheuen Mund gepreßt, der nicht gab, sich nur hülflos nehmen ließ — aber dieses Gedächtniß konnte sich mildern und klären, denn Alles vergiebt man den Todten, die fern sind und ohne Gewalt.

Der Stift ruhte längst müssig in seiner Hand; die Ruhe, welche noch eben über ihm gelegen, wich quälender Unrast. Er stand auf und durchwanderte das Zimmer — wer weiß

wie viele Male! Da kam ein leichter Schritt die Treppe herauf und hielt vor seiner Thür an. Da er noch nicht nach Frau und Tochter gefragt, welche seine Heimkehr erst zum nächsten Tage erwarteten, dachte er, es sei Ida, und rief, als sich draußen nichts weiter regte, mit leiser Ungeduld im Tone: Herein doch!

Die Thür öffnete sich, und Paula erschien auf der Schwelle; sie drückte das Schloß hinter sich zu und stand unbeweglich da, die Hand auf der Klinke, als sei sie im Begriff, zu gehen, statt zu kommen. Kettler hatte ihr im ersten Moment einen raschen Schritt entgegen gethan, als er aber ihre Haltung sah, blieb er wie angewurzelt stehen und sagte mit schmerzlichem Ausdrucke: Sie fürchten sich vor mir?

Mehr als der Ton, so erschütternd er klang, traf Paula das Wort selbst. Seit Jahren hatte der Oberst sie nie anders angeredet, als mit dem traulichen du — der fremde Ausdruck brachte ihr die Spannung des Augenblicks niederdrückend zum Bewußtsein. Sie erblaßte, während sie ihm rasch näher trat; ihre Wimpern zitterten, wie immer, wenn sie stark erregt war und sich Beherrschung abzwang; sie blieb dicht vor Kettler stehen und sagte mit ihrer tiefen, melodischen Stimme:

Viel — Alles fürchte ich. Darum bin ich hier.

Er faßte die kleine Hand, welche sie wie beschwörend zu ihm erhoben hatte, leicht in die seine. Darum bist du hier? wiederholte er in schwerem Tone.

Und weil ich einen Auftrag für Sie habe. Herr Barner hat mir —

Kettler ließ ihre Hand niedergleiten; wie ein Blitz durchzuckte es jäh seine Augen. Einen Auftrag? Von Hermann Barner! Sie haben ihn gesprochen?

Paula sah ernsthaft zu ihm auf. Heute. Er läßt Ihnen sagen, daß sein Verzicht bestehen bleibt.

Mit finsterem Lächeln entgegnete Kettler: Weiter nichts? Oder giebt es vielleicht noch mehr Aufträge — an mich? Und durch Sie?

Das junge Mädchen schüttelte schweigend den Kopf; der schroffe Ton, womit diese Fragen hervorgestoßen wurden, machte sie einen Augenblick sprachlos. Dann hob sie ihre Augen und sah ihn dringend an: Was seine Worte bedeuten, weiß ich nicht, aber ich habe andere Worte gehört — von Ihnen — und was diese bedeuten, weiß ich.

Worte — Worte — sagte Kettler, was ist an Worten gelegen!

Paula war in den nächsten Stuhl gesunken; ihre Füße trugen sie nicht mehr. Wie schwer war es doch zu sagen und zu fragen, was sie im Sinne trug! Wie Unnahbarkeit lag es in jedem Blicke und Ton des Mannes, dessen Willen zu bezwingen sie gekommen war, und plötzlich fühlte sie sich von heftiger Angst überwältigt. Sie drückte die gefalteten Hände gegen ihre Brust und stammelte:

Als wir uns neulich trennten, sagten Sie: Es ist Zeit, daß ein Ende wird. Welches Ende? welches Ende? Bei Allem, was heilig ist, versprechen Sie mir, zu leben!

Seine Wange färbte sich schwach. Thörichter Gedanke! sagte er kalt.

Sie stand auf ihren Füßen und sah ihm mit zwingender Macht in die Augen. Ich weiß, wozu Sie entschlossen sind, sagte sie fest. Mehr als einmal hörte ich Sie sagen: ein Mann müsse zu gehen wissen, wenn es an der Zeit sei.

Und du meinst, solche Zeit sei gekommen — meinst du das wirklich, Kind? sagte er mit plötzlicher Weichheit und faßte ihr zartes Gesicht zwischen seine beiden Hände. Wohl

— wohl! ich werde gehen, aber so weit doch nicht, wie du denkst — nur von hinnen, von hinnen.

Des Mädchens Augen ruhten forschend auf seinen erschütterten Zügen, dann hob sie mit freier Bewegung den Kopf, trat von ihm zurück und sagte sehr leise, im entschlossensten Tone: Wenn Sie — verunglücken, dann folge ich Ihnen, so wahr Gott lebt.

Paula! Paula! rief er fassungslos, nimm dieses Wort zurück!

Sie sehen wohl — weshalb wollen Sie mich täuschen? Ich bin nur ein Mädchen, aber ich habe doch mehr Muth als Sie. Ich verleugne wenigstens nicht meine Entschlüsse.

Er verhüllte seine Augen — einen Moment nur — dann beugte er sich zu ihr nieder, zog sie dicht an sich und fragte zitternd: Sterben um mich? du liebst mich?

Sie machte sich mit leiser, unwiderstehlicher Bewegung frei. Lieben? — Sie haben mir gesagt, daß Sie mich lieben, und wollen mir doch das Bewußtsein auf die Seele laden, die Ursache Ihres Todes zu sein. Was kümmert Sie mein Friede, was der Jammer Ihrer Theuersten? Sie wollen die eigene Noth abschütteln; was Sie hinter sich lassen, gilt Ihnen nichts. Ich aber bin nicht standhaft genug, solche Centnerlast auf dem Gewissen durch das Leben zu tragen. Ob Sie noch heute thun, was Sie sinnen, ob Sie es morgen thun, Sie wissen jetzt, daß Sie nicht über Ihr Leben allein verfügen. Noch bindet mich heiligste Pflicht, aber, wie meine arme Mutter erst heute sagte — ihre Tage sind gezählt, und in der ersten Stunde, wo sie meiner nicht mehr bedarf, halte ich mein Gelübde, so wahr Gott lebt.

Nimmermehr! rief Kettler außer sich.

Das liegt fortan in Ihrer Hand, sagte Paula sanft. Wollen Sie, daß ich lebe, so schwören Sie mir, daß auch Sie leben wollen.

Paula, Paula! Du weißt nicht, was du forderst.

Ich weiß es gut, sagte sie und blickte ihn fest und traurig an. Wenn es aber wahr ist, daß Sie mich lieben, dann steht mir zu, das Höchste zu fordern. Und gewähren Sie, dann sind wir einander unser Leben schuldig geworden und müssen uns der Gabe werth erweisen. Jeder Athemzug des meinen soll vor dem bestehen dürfen, der ihn mir schenkt — o, gewähren Sie!

Sie neigte sich über seine Hand und legte ihre kalte Wange darauf. Er blickte stumm auf sie nieder; eine schwere Thräne fiel aus seinem Auge auf des Mädchens lockiges Haar.

Du hast mich bezwungen, sagte er nach kurzer, banger Pause. Nicht um solchen Preis darf ich Frieden begehren — dein Wille geschehe!

Leise, wie ein Lufthauch, streiften ihre Lippen die Hand, dann richtete sie sich auf, das zarte, durchgeistigte Gesicht ganz mit Thränen bethaut. Lebe wohl! sagte sie leise, für immer lebe wohl!

Er schloß sie einen Moment schweigend in die Arme, ohne sie mit den Lippen zu berühren. Als er sie freigelassen, wandte er sich in raschem Impulse seinem Schreibtische zu.

Nimm ein Gedenken an diese Stunde, nimm dies, sagte er hastig und ließ, was er aus einem Fache des Pultes genommen, in ihre Hand gleiten. Namenloses Leiden wühlte in des Mannes stolzen Zügen, als ihm das Wort aus der Seele brach: Das Leben für sein Liebstes hingeben ist ja nichts, ist ja süß. Ich schenke dir mehr als dies, Kind: ich schenke dir meinen Tod.

In Paula's Hand lag eine schwarze Kugel.

Der siebenundzwanzigste Geburtstag Hermann Barner's war auf Wunsch seiner Mutter festlich begangen und mit der alljährlichen Erntefeier vereinigt worden, da in diesem gedeihlichen Jahre der Getreidesegen besonders früh eingeholt werden konnte. Nun ging der laute Tag zur Rüste. Das Zelt aus Laubgewinden, auf dessen improvisirtem Bretterboden das Schnitter- und Gutsvolk zugleich mit den Stadtgästen getanzt und gesprungen, stand verlassen. Schon war der Mond emporgestiegen und beleuchtete das nahe, dicht am Strome gelegene Dorf, welches, von Bäumen überhangen, zu schlummern schien. Verlassene Nachen lagen am Ufer festgekettet, gegen dessen Böschung die plätschernde Welle leise anschlug. Von jenseits des Wassers träumten die mit Weinlaub umkränzten Berge herüber.

Mutter und Sohn standen am Schlage eines Wagens, der die letzten, angenehmsten Gäste entführen sollte. Während sich Frau Barner mit den befreundeten Gutsnachbarn unterhielt, tauschte Hermann heitere Scherzworte mit deren Tochter, welche den Rücksitz einnahm. Die schöne Blondine schien mit dem jungen Gutsherrn auf freundlichem Neckfuße zu stehen; als er nun aber in das Haus zurückeilte und ihr einen der Rosensträuße brachte, welche die Abendtafel geschmückt, erröthete sie tief und verstummte. Ein Blick, der aus dem Grunde der Seele emportauchte, traf Hermann, während sich der Wagen in Bewegung setzte.

Er schritt nachdenklich an der Seite seiner Mutter der Terrasse zu, wo die kleine Gruppe der Befreundeten vorhin zusammengesessen. Als Beide sich niederließen, verlöschte ein plötzlicher Lufthauch das Windlicht; sie fachten es nicht wieder an.

Hermann! sagte Frau Barner aus schweigendem Sinnen heraus.

Er rückte ihr näher und berührte ihre Hand. Dank

für den schönen Tag! sagte er herzlich. Nur du verstehst es, so liebenswürdige Feste zu bereiten.

Ein schöner Tag, ja! Sie zögerte und fügte dann halblaut bei: ich hatte gehofft, es könnte ein glücklicher Tag werden. Hermann, willst du mir nicht bald eine Tochter geben?

Er schwieg einen Moment. Gern möchte ich es —, aber —

Der Mond war höher gestiegen und wob sein silbernes Gespinst um Büsche und Bäume. Hermann's Auge hing träumerisch an dem weißen Licht; er athmete tief und dann: ich kann es nicht!

Die Mutter seufzte. So ist das Herz dir noch immer nicht frei? Liebster, ich hoffte auf Glück für dich, für uns — das Leben ist so kurz, das Glückliche so leicht versäumt. Warum nicht festhalten, was uns so lieb und verheißungsvoll anblickt? Ich glaubte Vergangenes überwunden und sehe, daß ich mich getäuscht. Nie zuvor befragte ich dich, so schwer ich auch daran trug, dein tiefstes Fühlen und Kümmern nicht theilen zu dürfen — heute laß mich endlich fragen, Hermann: was ist vorgegangen zwischen dir und dem Mädchen, das dir nun seit Jahren und Jahren im Sinne liegt? Was besteht zwischen euch, daß du sie weder vergessen noch gewinnen kannst? Ist das Ziel deiner Sehnsucht erreichbar, so wirb um dein Glück! Haus und Herz stehen ihm offen, wenn es auch andere Züge trägt als die, welche uns eben noch so lieblich grüßten.

Hermann sah stumm vor sich nieder. Dränge mich nicht, sagte er beklommen. Ich verstehe dich wohl, und vielleicht kommt einst die Zeit, wo ich deinen Wunsch zu erfüllen vermag. Jetzt drängt sich ein unvergeßliches Bild noch zwischen mich und jedes Neue, so gut und lieb das

auch sein möge. Uebrigens ist auch Paula Hollbach nicht in der Lage, über sich zu verfügen. Ihre Mutter —

In diesem Sinne ist sie frei geworden, unterbrach ihn Frau Barner. Durch einen Brief Anna Kettler's erfuhr ich, daß Frau Hollbach kürzlich gestorben.

Hermann fuhr auf. Du hast Nachricht von Kettler's — und sagtest mir nichts.

Der Brief kam heute, als die ersten Gäste anfuhren; ich habe nur einen flüchtigen Blick hinein geworfen.

Endlich, athmete Hermann. Wir hörten lange, lange nichts von — Allen.

Er zündete hastig das Licht an. Frau Barner, durch seinen Ton überrascht, fixirte ihn einen Augenblick, nahm dann den Brief aus der Tasche ihres Kleides und begann zu lesen, während ihr Sohn in lebhafter Erregung auf und nieder schritt. Seine Gedanken irrten zurück in vergangene, stürmische Tage. Zwei Jahre waren seitdem verflossen, es erschien ihm wie ein Wunder, daß jetzt, wo er dies kaum mehr erhoffte, vielleicht all seinen stummen Fragen Antwort werden sollte. Ihm däuchte, als schlössen diese Blätter seine Zukunft ein. Zukunft? Gab es wirklich noch etwas wie Zukunft, das sich an dies Vergangene knüpfen konnte? Sein Herz pochte ungestüm.

Lies selbst! sagte die Mutter, nachdem sie die Bogen zusammengefaltet. Er setzte sich, stützte den Kopf in die Hand und beschattete seine Augen, während er Seite nach Seite überflog:

Mehr als ein Jahr ist vergangen, seit ich deinen Brief empfing, meine theure Freundin, und ich habe viel nachzuholen, um dir zu berichten, was in bedrängten Tagen unbesprochen geblieben. Wäre noch die gute Zeit, wo wir als junge Frauen Haus an Haus wohnten und über Alles, was uns an Freud und Leid geschah, die Herzen gegen

einander entlasteten! Damals verstandest du mir in den Augen zu lesen — so lies heute zwischen den Zeilen!

Dein Brief, bald nach der Heimkehr deines Hermann geschrieben, traf mich in schwerer Sorge. Kettler war in jenen Tagen plötzlich erkrankt; ein nervöses Fieber, das sich bald zum Typhus steigerte, kam zum Ausbruch. Laß dir bekennen, daß mir dies Erkranken, trotz aller Todesangst, in gewisser Hinsicht eine Erleichterung brachte, denn es erklärte die namenlose, offenbar körperliche Verstörung, welche während der Monate zuvor meinen Mann ergriffen hatte. Er, der allezeit jede Lage und Stimmung zu beherrschen pflegte, war mit einem Male rastlos, ja launenhaft geworden, heute erregt, morgen wieder von einer schwermüthigen Weichheit gegen Ida und mich, die mich noch tiefer ängstigte als seine Reizbarkeit. Sein schönes Gleichgewicht war dahin. Noch heute durchschauert mich ein unheimliches Gefühl, wenn ich an die Gewitterschwüle jener Zeit zurückdenke.

Auch jetzt schlichen Monate zwischen Furcht und Hoffnung dahin. Eine Erschöpfung, eine Apathie, welche den Arzt fast mehr beunruhigte, als das überwundene acute Leiden, hielt Kettler in schwerem Bann. Auf sein Verlangen wurde Ida's bereits aufgeschobene Trauung in aller Stille vollzogen, da unser Schwiegersohn nach Norddeutschland versetzt wurde und nicht ohne seine junge Frau gehen wollte. Es wurde öde im Hause; oft überkam mich tiefes Verzagen.

Da begann Kettler eines Tages über die Zwecklosigkeit seines Lebens zu klagen und von Zukunftsplänen zu sprechen. Er schlug vor, wir sollten nach meiner Heimath ziehen. Das war seit Jahren mein Wunsch gewesen, und nun erst, seit die Kinder dort lebten! Ich verhehlte meine Freude nicht; sie mochte auf meinen Mann zurückwirken,

denn von dieser Stunde an ging es bei ihm vorwärts mit Gesundheit und Kräften. So lieb unser kleiner Besitz mir gewesen, sah ich ihn doch zufrieden in fremde Hände übergehen. Haus und Garten waren so vereinsamt, seit Jugend und Freude von dannen gezogen. Nun zogen wir nach! Kettler ließ mich bei den Kindern in Stralsund zurück, um sich längs der Küste nach einem entsprechenden Gütchen umzusehen. Sorgend sah ich ihn ziehen; er war noch so blaß, seine Kräfte so leicht erschöpft. Doch kehrte er nach ein paar Wochen sichtlich erfrischt und angeregt zurück und sagte: im Falle ich das Opfer bringen wolle, für einige Zeit mit einer Art von Blockhause als Wohnung vorlieb zu nehmen, sei gefunden, was er wünsche.

Das Opfer! O Liebste, der Gedanke, mit ihm, für ihn zu leben, ihn wieder Antheil am Dasein nehmen zu sehen, war mein Himmel. Du hast Kettler in seiner Jugend gekannt und dich seiner edlen Männlichkeit gefreut — was er in der That ist und bedeutet, habe selbst ich erst voll begriffen, seit die energische Kraft, welche den Grundzug seines Wesens ausmacht, lebendig wirken kann. Die Strecke, welche er angekauft, bestand aus meilenweiter Waldung. Als er mich dorthin führte, war bereits ein Theil derselben ausgerodet und auf dem frei gewordenen Platze ein Blockhaus errichtet, das für alles Nothwendige Raum bot. Dort richteten wir uns häuslich ein.

Kettler leitete mit fester Hand die Arbeiten, wozu er sich die nöthigen Hülfskräfte herangezogen. Jetzt, im zweiten Sommer unseres Hierseins, hat sich die Wildniß bereits in einen freundlichen und ergiebigen Besitz verwandelt. In zehn Jahren, sagen die Männer, wird das Gut zu den werthvollsten der Provinz gehören. Die Kinder besuchen uns häufig. Gute Nachbarn haben wir auch. So glücklich bin ich, liebe Freundin, daß ich kaum Athem zu

holen wage, um nur nichts zu stören. Mein geliebter Mann hat sich von dem harten Stoße, welchen seine Gesundheit erlitten, völlig erholt und ist zum Mittelpunkte alles Lebens und Strebens ringsumher geworden. Mit freudigem Stolze darf ich sagen, daß sich ihm von allen Seiten höchste Schätzung und jede Förderung zugewendet.

Möchtest du, liebe Seele, mir gleich Gutes von dir und deinem Sohne zu berichten haben! Seit allzulanger Zeit ist kein Ton von Haus zu Haus gedrungen. Wie geht es Hermann? Einst gaben ihm meine Gedanken eine Lebensgefährtin, aber sie irrten wohl. Dennoch wird es ihn interessiren von Paula Hollbach zu hören, für die er jedenfalls ein wenig schwärmte. Das liebe Mädchen ist von der Fessel frei geworden, die das junge Leben band. Als Ida die Nachricht vom Tode Frau Hollbach's erhielt, lud sie Paula dringend zu sich ein. Diese will sich aber zunächst noch nicht entschließen, ihr stilles Trauerhaus zu verlassen, wo ihr eine alte Verwandte Gesellschaft leistet.

Mein Brief ist lang geworden, dennoch bleibt viel Ungesagtes und Ungefragtes zurück! Mit tausend Grüßen von Haus zu Haus

Deine Clara Kettler."

Hermann faltete die Blätter zusammen und hielt sie noch eine Weile schweigend in der Hand. Dann stand er auf, legte seinen Arm um die Schultern der stille harrenden Mutter und sagte nach einem tiefen Athemzuge: Morgen werde ich reisen.

Paula Hollbach war eben von einem Morgengange nach dem Friedhofe zurückgekehrt und setzte sich vor ihren Näh-

tisch, um zu arbeiten. Eine weihevolle Stimmung füllte ihr Gemüth, während ihre Gedanken noch bei dem kaum begrünten Grabe weilten, welchem sie eben Blumen zugetragen.

Sie hatte ihre Mutter so gut verstanden. Die stumme Lehre einer Geduld, welche in völligem Verzicht auf alle Lust des Lebens nach höheren Freuden suchte, war auch ihrem jungen Dasein schon begreiflich geworden. Nun war sie tief traurig, aber nicht trostlos. Der frühe Morgengang hatte sie erquickt; liebender Verkehr mit dem Geiste, dessen Nähe sie immer zu fühlen meinte, verklärte ihr Denken. Dieselbe wohlthuende, wundersame Stille, welche sie auf dem Friedhof umgeben, ward ihr nun auch daheim. Die Tante war ausgegangen, kein Laut zu vernehmen. Im Gärtchen, zu dem die Glasthüren weit geöffnet standen, lockte die Glut der höher steigenden Sonne strömenden Duft aus jedem Busch und Beet.

Da kam das Dienstmädchen herein und überbrachte ihr eine Visitenkarte mit dem Bemerken: der Herr warte draußen.

Paula's Wange färbte sich. Ich lasse bitten einzutreten, sagte sie bewegt und ging im nächsten Augenblick dem Gaste entgegen.

Welcher glückliche Zufall führt Sie zu uns, Herr Barner? sagte sie freundlich und bot ihm die Hand.

Er antwortete nicht gleich. Sein Auge mußte sich nach langer Entbehrung erst wieder füllen mit der unvergeßlichen Erscheinung. Das schlichte Trauerkleid zeichnete die jungfräuliche Gestalt in keuscher Anmuth; das zarte Gesicht mit den sinnenden Augen erschien ihm fesselnder als je. Obgleich die Ruhe, womit sie ihn begrüßt, ihr zutrauliches Wort selbst ihm zeigte wie wenig er zu hoffen habe, stand doch in diesem ersten Moment der Entschluß fest in ihm, sein innerstes Geschick endlich zum Abschluß zu bringen.

Kein Zufall, Fräulein Paula! sagte er bewegt, indem er neben ihr Platz nahm. Ehe ich Ihnen ausspreche, was mich hierher geführt, sagen Sie mir aber, wie es Ihnen ergangen in dieser letzten, schmerzlichen Zeit.

Schlicht erzählte sie ihm von der geliebten Mutter Leiden und Ende, von der trostlosen Oede, die ihr Anfangs ein Empfinden zurückgelassen, als gäbe es fortan nichts mehr für sie zu thun auf Erden. Vom Frieden endlich, der ihr nun geworden, und daß sie der geliebten Leidenden das Ruhen gönne.

Er empfand, daß es ihr wohl that, so zu ihm zu sprechen, vertraulich wie zu einem alten Freunde. Trotzdem schwieg er als sie zu sprechen aufhörte, und dann: Ihr Verlust war es, Fräulein Paula, der mir Wunsch und Muth gab, Sie heute aufzusuchen —.

Eine halb unwillkürliche abwehrende Bewegung des jungen Mädchens war ausdrucksvoll genug, doch ließ er sich nicht beirren. Gönnen Sie mir wenigstens ein erlösendes Wort! bat er voll Ernst. Ich habe Jahre hindurch gewartet — einmal will es zu Tage. Sie müssen es wissen, müssen längst wissen, wie tief ich Ihnen ergeben bin. Der Inhalt Ihres Lebens ist Ihnen verloren gegangen; Sie stehen allein. Kann treueste Liebe, kann ein Mutterherz, das sich Ihnen zuneigt, ohne Sie noch zu kennen, kann eine freundliche Heimath Sie beglücken, Ihr Vertrauen wecken, so nehmen Sie uns hin, Paula, liebste Paula!

Ich danke Ihnen, tausendmal danke ich Ihnen für die guten Worte, sagte sie leise und sah ihn warm an. Aber — ich werde mich niemals verheirathen.

Hermann wechselte die Farbe. Ist das — unwiderruflich? Und wenn es ist, zürnen Sie nicht der Frage, wo für mich Alles, Alles auf dem Spiele steht: ist es das Vergangene, was diesen Entschluß dictirt?

Ja! sagte sie ruhig.

Also wäre es dennoch wahr — wäre es möglich — Sie liebten ihn?

Sie senkte den Kopf und bedeckte einen Moment ihre Augen. — Sie haben mir Ihr ganzes Leben schenken wollen, sagte sie dann und blickte ihn ernst an, ich will so große Gabe vergelten. Was ich keiner Seele gebeichtet, nicht einmal meiner lieben Mutter, lange, o wie lange nicht mir selbst — Sie sollen es erfahren, damit Sie verstehen, weshalb ich einsam bleiben will und muß. In jener Zeit, noch ehe Sie kamen, ahnte ich — mußte ich erkennen, was — —. Wie mir dabei zu Muthe war, wüßte ich kaum zu sagen. Ich habe den Vater früh verloren; meine Mutter hat ihn sehr geliebt und füllte meine Seele mit seinem Bilde. So wie den Oberst dachte ich mir als Schulmädchen die Gestalt meines Vaters: hoch über allen Menschen, herrlich, unfehlbar. So erfand ich den Mann allezeit — Keiner reichte je an ihn heran. Diesen nun vor mir in tiefster Erschütterung zu sehen, das überwältigte mich. Liebe kam mir dabei nicht in den Sinn — ich hatte mir Liebe und Geliebtwerden so ganz anders gedacht —, auch waren Ida's Augen und die der theuren Frau ja immer neben den seinen. Nur bange ward mir, und ich fand keine Ruhe mehr. An den Abend, der uns Allen verhängnißvoll geworden, denke ich noch heute ohne Furcht und Reue — ich mußte ihm gehorchen, wehrlos wie ein Kind, das gehoben und getragen wird, ohne von eigenem Willen zu wissen. Dann aber, als ich Sie erblickte, den Ausdruck in Ihren Augen sah, nachher Worte von ihm hörte, deren Sinn ich nur zu gut verstand — o Barner! noch heute weiß ich nicht und will auch nicht fragen, was zwischen euch Männern vorgegangen, aber daß Leben und Tod auf dem Spiele stand, wußte ich so sicher, wie daß ich ewig unselig werden müßte, wenn all Das eine Folge haben

sollte. Gedenken Sie noch der Worte, die Sie hier, an dieser Stelle, zu mir sprachen? Ich begriff Sie, begriff, daß ich mit ihm ringen müsse um sein Leben. Er hat sich überwinden lassen — dafür verlobte ich dem Gedächtnisse dieser Stunde mein eigenes Leben.

Hermann beugte sich gegen sie vor und sagte bebend: War das der Preis? Sie mußten ihm versprechen, ewig frei zu bleiben?

Nein! erwiderte sie und hob den Kopf mit edler Bewegung. Das würde er weder gefordert noch angenommen haben. Nur ich selbst — sie stockte, bis in leisem, erschütterndem Tone die sanfte Stimme weiter klang: Warum soll ich es leugnen, Ihnen leugnen? — seit er meinen Augen entrückt ist, weiß ich, was ich zuvor nicht gewußt. Ja, ich liebe ihn. Von ihm, dem Hohen, Herrlichen, geliebt worden zu sein, ist mir der Gipfel alles Lebens, und ich darf mich diesem Höchsten ohne Schuld ergeben — wir sehen uns niemals wieder.

Und so wollen Sie einsam durch das Leben gehen, durch das lange, lange Leben? rief Hermann schmerzlich. Nicht beglücken, nicht glücklich sein? Paula, Paula! Dürfen Sie, die Reichbegabte, die Gute, es verantworten, alle Schätze, die Gott Ihnen gab, vergraben ruhen zu lassen, Keinem zu Nutz und Frommen? Auch ihm nicht! Wissen Sie denn, daß er alle diese Stürme überwunden hat, daß sein Leben gegenwärtig reich ausgefüllt ist? Und Sie wollen sich freiwilliger Armuth weihen?

Ein heller Strahl brach aus ihrem Auge. Ja! sagte sie warm, ich weiß, daß er sich zum Lichte durchgerungen hat — im Lichte will auch ich gehen, damit er in Stolz und Freude meiner gedenken mag, wie ich sein gedenke. Nichts in mir soll brach liegen, und wenn ich mich zuweilen einsam fühle, so wird es sein wie man im Tempel einsam

ist. Es giebt nur Eines wodurch man arm, bettelarm werden müßte: wenn man die Treue bräche gegen das eigene Herz. Sind mir wirklich Schätze eigen, so will ich sie in tausend Münzen austheilen an Alle, die mir begegnen; nur den einen Schatz kann ich Keinem geben; Treue muß ich wahren, sonst gehe ich mir selbst verloren.

Hermann sah vor sich nieder. Ich verstehe Sie, sagte er erschüttert nach kurzer Pause, und Sie haben Recht, weil Sie Paula sind. Bei jeder Andern würde ich solche Entsagung nur als momentane Wahrheit betrachten und die Hoffnung für mich selbst nicht aufgeben. Einem Herzen gleich dem Ihren bringt die Zeit aber keinen Wechsel mit. Ja, ich schaue tief in den Grund dieses entschlossenen Herzens, das um seiner selbst willen festhalten muß, was es so stark erfaßte. Und dennoch — dennoch —. Er trat einen Schritt zurück und sah sie mit langem Blicke an. Könnte ich mir nur ein deutliches Bild Ihrer Zukunft zeichnen, sähe ich irgend einen Sonnenstrahl, der auch von außen her auf dieses einsame Leben fallen wird! Daß Sie Ihre Tage fortan nicht müßig hinspinnen, weiß ich ja, was aber werden Sie beginnen, womit die Jahre füllen? Lehrerin von Kindern sein, die Sie gerade dann wieder verlassen müßten, wenn eine Frucht Ihrer Mühen und Sorgen zu ernten wäre? Oder im Hause Verwandter, Befreundeter sich, was man so nennt, nützlich machen? Von Neuem heimathlos, sobald es ein ungünstiger Zufall will? Solche Zukunft, Paula, vermag mein Gedanke nicht zu überwinden — bei dieser Vorstellung taucht mir trotz Allem doch die Möglichkeit auf, daß einmal die Stunde kommen könnte, wo Sie bedauern, keine bleibende Stätte zu haben. Einer Heimath bedürfen wir alle — die Frau mehr als der Mann.

Eine Heimath fehlt mir ja nicht, erwiderte sie sanft. Wir waren stets nur kurze Zeit beisammen, lieber Freund;

da ergab sich mir kaum jemals Anlaß, von den abwesenden Gliedern meiner Familie mit Ihnen zu sprechen. Sie wissen nicht, daß mir am Rhein eine Halbschwester lebt, die Tochter meines Vaters, weit älter als ich, eine warme Seele, eine vornehme Natur. Ihr schönes Mädchenbild leuchtet aus den Tagen meiner Kindheit herüber, deren Abgott sie war, bis sie uns verließ. Als mein liebes Mütterchen die Augen schloß, wollte Anna mich sogleich zu sich holen, auch mein Schwager bot mir das wärmste Willkommen. Ich aber erbat mir, noch ein kurzes Weilchen hier in der Stille trauern zu dürfen, bis die Erinnerung reifer geworden und sich nicht mehr so eigensinnig an äußere Zeichen klammert. Bald ziehe ich dorthin, wo ich gern empfangen und nicht überflüssig bin. Im kinderreichen Hause, im Leben und Weben eines großen Anwesens giebt es für mich freundliche Aufgaben genug, zunächst und künftig.

Sie hielt einen Augenblick inne, legte die zarten Hände im Schooße übereinander und sann. Dort besuchen Sie mich vielleicht einmal — nach Jahren, sagte sie lächelnd und blickte mit den großen Augen hell zu Hermann auf. Schon heute kann ich Ihnen sagen, wie Sie es finden werden. Vom grünumrankten Erkerstübchen, wo ich vordem zu Gast gewesen und das mir wieder bestimmt ist, blickt man weit hinaus auf den Rhein, auf Berg und Thal. Dort sitze ich in der Fensternische, an dem alten, trautgewöhnten Nähtisch. Ueber dem Sopha hängt der lieben Mutter Bild, mit dem Kranz von Erika umgeben, welche auf jenen Höhen so üppig wuchert wie hier und mich an unsere Waldberge, an Sie mahnen soll, der mir so manche Haideblüthe gepflückt. Ein Blondköpfchen sitzt dann wohl neben mir auf niederem Schemel, buchstabirt aus seinem Bilderbuche die Lection, und wenn es sich müde studirt hat, kommt es zum Arbeitskörbchen, um das Stück Naschwerk zu finden, das den Fleiß

belohnt — dabei zerknittert es mir das Briefblatt, welches dort gelegen, inmitten aller Siebensachen, und die Gedanken wandern bei dem Knistern aus freundlicher Nähe in freundliche Ferne. Das Blättchen hat Nachricht gebracht von einem lieben Freunde — denn, nicht wahr, Sie lassen zuweilen von sich hören, und Gutes? Sie erhob sich, legte ihre Hand auf Hermann's Arm und sagte warm: Versprechen Sie mir, daß Sie Ihr Herz nicht eigensinnig sein lassen wollen! Der Mann ist sich in jedem Sinne dem Leben schuldig; ich wünsche, hoffe von ganzer Seele, daß Ihnen schöne Häuslichkeit aufblühen möge früher oder später. Bedarf ich je des Beistandes eines Freundes, dann rufe ich Sie, denn ich habe Sie lieb, und — vergessen werden wir uns nicht.

Er beugte sich sprachlos über ihre Hand und drückte seine feuchten Augen dagegen. Gott segne Sie! Kein weiteres Wort kam über seine Lippen. Noch ein letzter Blick und dann — geschieden!

Als sich die Thüre hinter ihm schloß und die theuerste Gestalt seinem Auge barg, wohl für immer, da barg er selbst sie an jener Stätte, wo Jeder seine überwundenen Schmerzen und seine lieben Todten hegt.

Paula saß mit leicht in einander gefalteten Händen und sann lange, lange. Dann beugte sie sich über ihren Arbeitstisch, nahm aus dessen innerstem Gefach ein flaches Kästchen und öffnete es.

Neben einer langen Locke der Mutter lag darin die schwarze Kugel.

Sie neigte sich und drückte voll Inbrunst ihre Lippen darauf.

Die Danaide.

Von Ernst von Wildenbruch.

Berlin 1885. Verlag von Freund & Jeckel (Carl Freund).

Ernst Adam von Wildenbruch, geboren am 3. Februar 1845 zu Beirut in Syrien, wo sein Vater, Ludwig von Wildenbruch, preußischer Consul war, siedelte zwei Jahre alt mit den Eltern und Geschwistern (einer älteren Schwester, einem älteren und einem jüngeren Bruder) nach Berlin über, wo er bis zum fünften Lebensjahre blieb. Dann lebte er ein Jahr in Athen und sechs in Konstantinopel, wo sein Vater preußischer Gesandter war. So verbrachte er am Fuße der Akropolis und zu Arnaut-Köi am Gestade des Bosporus glückliche Kinderjahre unter den Augen einer geliebten Mutter (Ernestine, geb. von Langen, gestorben 1857) und unter der Leitung eines trefflichen Hauslehrers, Dr. Otto Frick, jetzigen Waisenhausdirectors in Halle. Nach Deutschland zurückgekehrt machte er Gymnasialstudien in Halle und Berlin und trat auf des Vaters Wunsch 1859 ins Cadettencorps, das er 1863 als Offizier verließ. Das unerquickliche Garnisonsleben zu Potsdam und das immer lebhaftere Gefühl eines verfehlten Berufes drängte ihn 1865 zu dem Entschlusse, den Soldatenrock abzulegen und nachträglich zu studieren. Zu Burg bei Magdeburg, wo sein früherer Lehrer Gymnasialdirector geworden war, bereitete er sich für die Hochschule vor, betrieb 1867—1870 Jura an der Universität Berlin, ward nach bestandenem Referendar-Examen zur Fahne berufen und machte den Krieg gegen Frankreich mit, wie schon 1866 den gegen die Bundesstaaten, lebte 1871—1876 als Referendar am Gerichte zu Frankfurt a. O., wo ihm Apellationsgerichtspräsident Simson wohlwollendes Verständniß zeigte, machte Ende 1876 sein Assessor-Examen, ward Anfangs als Richter zu Eberswalde und am Berliner Stadtgerichte beschäftigt und ist seit Sommer 1877 beim auswärtigen Amte in Thätigkeit.

Dieses wechselreiche Leben voll mannichfacher Anregung, welchem der männliche Zug der Selbstbestimmung etwas besonders Anziehendes giebt, hat eine Reihe von Dichtungen gezeitigt, deren Titel wir im Folgenden mittheilen. Die Philologen am Parnaß (ein Satyrspiel)

1869. Die Söhne der Nornen und Sibyllen (eine Dichtung) 1873. Vionville (Heldenlied in drei Gesängen) 1874. Sedan (Heldenlied in drei Gesängen) 1875. Lieder und Gesänge (gesammelte lyrische Gedichte) 1877. Harold (Trauersp.). Die Herrin ihrer Hand (Schausp.) Die Karolinger (Trauersp.) Der Meister von Tanagra (Erzählung) 1880. Väter und Söhne (Schausp.) 1882. Novellen 1882. Opfer um Opfer (Schausp.) Kinderthränen (zwei Erzählungen). Dichtungen und Balladen. Christoph Marlow (Trauersp.) Neue Novellen.

Wildenbruch's Ruf gründet sich auf seine Erfolge als Dramatiker. In rascher Folge haben, nachdem er einmal durchgedrungen war, seine Dramen die Runde auf den deutschen Bühnen gemacht, und der Dichter ist mit dem Schillerpreise gekrönt worden. Gleich andern Dramatikern hat auch er sich in der Novelle versucht. Nicht in allen seinen Erzählungen ist es ihm gelungen, seine theatralische Herkunft ganz zu verleugnen, das Pathos seiner Bühnensprache zu jener schlichteren Vortragsweise zu dämpfen, welche von der Novelle erfordert wird und welcher z. B. Grillparzer in seinem „armen Spielmann" sich so meisterlich anbequemt hat. Der impulsiven Art seines künstlerischen Naturells mußte es schwer werden, sich in eine Kunstform zu schmiegen, deren Wirkungen nicht zum wenigsten auf dem gehaltenen Tone beruhen, und auch in der Charakteristik und der Wahl der Motive bricht gelegentlich die Gewöhnung des kundigen Bühnendichters an starke Contraste und effectvolle Höhepunkte durch. Daß er jedoch den echten Novellenton zu treffen versteht, hat er in neuester Zeit durch einige sehr gelungene humoristische Arbeiten und nicht weniger durch die ergreifende tragische Erzählung, die wir nachstehend mittheilen, auf das Erfreulichste bewiesen. Zwar der Eingang leidet noch an einem gewissen Ueberschwang, und der Titel weckt den Verdacht, als sei es auf eine modern costümirte Hypermnestra abgesehen. Allein, wenn auch angeregt durch die altgriechische Sage, zeigt die Erzählung das selbstständigste Eigenleben, Vorgang und Schauplatz gehören innerlich zusammen, treffend geschilderte Volks- und Einzelcharaktere liefern die Bedingungen, aus denen mit Nothwendigkeit der Conflict zwischen dem Menschlichen und dem Nationalen hervorgeht, und aus dem ruhigen, sachlichen Vortrag, der wie die Mittheilung eines persönlichen Erlebnisses klingt, athmet zugleich die bange Stille, in der sich das unentrinnbare Geschick vollzieht. L.



Friede. — Welch ein süßes Wort du gefunden hast, schöne, deutsche, mütterliche Sprache, um den seligsten Zustand zu malen, welcher der Welt bereitet ist. Friede. — Hingegossen wie ein schlummertrunkenes Weib, dem Ruhe die Glieder gelös't hat, so liegt die weite Erde unter dem Himmel da, gebadet in dem Meere goldener Wellen, die der heiße stille Sommermittag ihr hernieder schickt. Ueber den Aehrenspitzen der schwankenden Felder zittert und flimmert die Luft, aus den Schornsteinen des Dorfes steigt lautlos der häusliche Rauch, nur der Heimchen feines Gezirp ertönt aus den Wiesen, nur ein leiser Schauer durchrieselt das Laub der träumenden Bäume, sonst Ruhe überall und tiefe Stille. Aber diese Ruhe lähmt nicht, dieses Schweigen bedrückt nicht, denn es ist das Schweigen der in sich gekehrten, gesättigten Wonne, und wer mit aufmerksamer Seele hinauslauschen wollte in die geheimnißvolle Stunde, der würde den tiefen Athemzug der schlafenden Mutter Erde vernehmen, der würde hören, wie sie im Traume lispelnd das eine süße Wort wiederholt: Friede — Friede. —

Da plötzlich — welche Veränderung: in die blühende,

duftende Stille ist ein Laut hinein ertönt, kurz und rauh wie ein abgerissener Donnerschlag — Krieg! Und nun ist es, als führe die Erde jählings empor, als schüttelte sie den Schlummer ab und als blickte sie entsetzten Auges umher; ihr Antlitz verwandelt sich, und wer sie vorher gesehen, erkennt sie nicht wieder.

In der Hecke, welche dort mit grüner Wand die Felder umschließt, wo nur die Käfer schwirrten und die Bienen summten, ist ein neues schreckliches Leben erwacht: Rauchwolken zischen daraus hervor, in kurzen Stößen, dicht über die Erde hin — das sind Schüsse; in den Zweigen der Hecke prasselt es — das sind Kugeln, die von drüben hineinschlagen.

Ueber den Spitzen der Aehrenfelder taucht es auf, dunkel, finster, unheimlich, Menschengesichter, Rosseshäupter, Haufen von Fußvolk und Reitergeschwader. Langsam schieben sie sich voran, wie von unsichtbarer Macht gestoßen, kein Wort ertönt, nur das dumpfe Klirren ihrer Waffen begleitet ihre Schritte. Unter ihren Füßen beugen sich die Aehren, unter ihren Hufen verwandelt sich die grünende Wiese in farblosen Staub — sie achten nicht darauf; für sie giebt es keinen Schmuck und keine Zier der Natur, in ihrer Seele lebt nur eins, vor ihren Augen ist nur eins: das Dorf drüben, das Ziel, dem der Angriff gilt.

Und dieses Dorf selbst, das vorhin so friedlich seinen Rauch zum Himmel steigen ließ, wie schauerlich verwandelt erscheint es jetzt: die Bäume, die den Abhang beschatteten, sind abgehauen und ragen nur noch in häßlichen Strünken aus der Erde, die Häuser scheinen enger aneinander gerückt, und das Ganze sieht aus wie ein zum Sprunge zusammengerolltes Ungeheuer, das sich im nächsten Augenblicke mit tausend brüllenden Schlünden auf die Männer herabstürzen wird, die dort unten heranziehen.

Ein gewaltthätiger Bildner ist der Krieg, und nicht mit der Oberfläche begnügt er sich, tiefer greift er hinein, bis in das Mark und das Leben, bis in die Seelen der Völker, die er nach den Eingebungen seiner wilden Phantasie gestaltet.

Wer die Gabe besäße, die Millionen von Gesichtern eines solchen, gegen einen gemeinsamen Feind ringenden Volkes in einem einzigen Gesichte verkörpert vor sich zu sehen, der würde eine schauerliche Wahrnehmung machen: er würde sehen, wie dieses Angesicht sich vor seinen Augen zu verzerren beginnt, wie in demselben ein Zug hervortritt, vor dem er sich schaudernd abwenden würde, indem er sagte: das ist kein menschliches Gesicht mehr. — Ja doch, aber freilich kein solches, wie wir es heute kennen, nachdem Jahrtausende in langsamer aber stetiger Arbeit an dem Antlitz der Menschheit gebildet und geformt haben; es ist ein Gesicht aus düsterer, lange verschollener Zeit, als unter den furchtbaren Geschöpfen, welche damals die Erde bevölkerten, das furchtbarste und wildeste dasjenige war, welches aufgerichtet auf den Füßen ging und welches sich der Mensch nannte.

Einen solchen Zug erblickte man im Jahre 1813 in dem Antlitz des deutschen, insbesondere des preußischen Volkes, als die märkischen Bauern bei Nacht sich zusammenthaten, die Quartiere der Franzosen überfielen und diese abschlachteten wie gefangene Raubthiere, als bei Hagelsberg die preußischen Landwehren zu schießen sich weigerten und mit den Kolben die französischen Bataillone erschlugen, weil der Haß sich nicht damit begnügt, den Feind aus der Ferne zu erschießen, sondern fühlen will, wie er ihn unter seinen Fäusten zermalmt.

Und einen solchen Zug gewahrte man 1870 im Angesichte des französischen Volkes, als die Heereskörper Frank-

reichs unter dem stürmenden Siegesgange der deutschen Heere verschwunden waren, als das Wort le Prussien zum Inbegriff alles Entsetzlichen, Verabscheuenswerthen geworden war und als die Franctireurs auszogen, um auf die „Menschenjagd" zu gehen.

So standen die Dinge im Januar 1871, als der Führer der französischen Nordarmee, General Faidherbe, zum Rückzug blasen und den Deutschen das Feld räumen mußte.

Immer von Neuem und immer vergeblich hatte er versucht, den eisernen Riegel zurückzuschieben, der sich in Gestalt von zwei preußischen Armeecorps zwischen ihn und zwischen Paris legte; endlich hatte er sich noch einmal zum letzten, verzweifelten Versuche aufgerafft, und dabei rannte er sich den Kopf ein. Denn obschon er kein schlechter Mann war, so stand doch auf der anderen Seite einer, der noch besser war als er, das war der kriegsgewaltige General v. Goeben, der bei St. Quentin in sieben blutigen Stunden Faidherbe sammt seiner Armee zerschmetterte und ihn sammt seiner Armee zurück bis nach Cambrai jagte.

Das ganze Land zwischen den beiden Strömen Seine und Somme, welche dort den Norden Frankreichs durchziehen, war nun rein gefegt von französischen Heeren und gehörte den Deutschen. Aber es war kein ruhiger Besitz, denn in diesem Lande lagen Städte, Flecken und Dörfer, und in diesen wohnten Menschen, die nicht mit Faidherbe hinweggegangen waren, und in den Herzen dieser Menschen lebte, wuchs und gedieh finsterer Groll und Verderben sinnender Haß.

Jedesmal, wenn sich von Osten herüber die brüllende Stimme der Kanonen erhob, waren sie aus ihren Häusern geeilt, hatten die Köpfe zusammengesteckt und gesagt: Das sind die Unsrigen; heut werden sie's den verdammten Prussiens zeigen. — Und jedesmal, wenn die Winternacht herab-

sank und den kurzen aber schrecklichen Tagen ein Ende bereitete, waren sie gesenkten Hauptes in ihre Wohnungen zurückgekehrt; es war wieder nichts daraus geworden, und die Hoffnung, die am Morgen aufgestanden war, hatte den kurzen Wintertag nicht überlebt.

Nun zumal, als der vernichtende Schlag von St. Quentin gefallen war und ihnen verkündete, daß es keine Hoffnung mehr gab, da stand in ihrem Herzen die Verzweiflung auf, und Mord hieß jetzt die Losung.

Von nun an war es für die Deutschen, als würden sie von Hornissen umschwärmt, und ein dumpfes Summen stündlich naher Gefahr erfüllte die Luft. Wenn man über Feld ging, so hörte man plötzlich aus dem Walde drüben einen vereinzelten Schuß, und während man noch dem rollenden Echo lauschte und überlegte, wem es gegolten haben möchte, vernahm man über dem eigenen Kopf ein singendes Pfeifen, und eine Kugel schlug in den winterlich harten Boden ein. Dann gab es ein Suchen in den Büschen, ein Jagen über's Feld; manchmal fand und erjagte man, und dann war eine stechende Hornisse weniger — aber an ihrer Stelle kamen andere, und ausrotten ließ sich das giftige Gezücht nicht.

Wo es seine Nester hatte, darüber konnte kein Zweifel herrschen, denn jedes der finsteren steinernen Häuser, aus denen dort die Dörfer bestehen, bildete ein solches. Und unter diesen Dörfern war eines, welches in besonderem Verrufe stand und im Munde der deutschen Soldaten als schlimmstes, mörderischstes Nest bezichtigt wurde. Das war ein großes Dorf in einem entlegenen Winkel der Picardie.

Ob es seinen bösen Ruf in Wahrheit verdiente, war noch nicht festgestellt worden, man beschloß aber, der Sache auf den Grund zu gehen und den Herd des Unheils, wenn es wirklich ein solcher war, zu ersticken. Ein Bataillon Infanterie wurde in das Dorf gelegt und demselben die äußerste

Vorsicht zur Pflicht gemacht. Das hätte man den Soldaten aber nicht besonders zu empfehlen gebraucht, denn da sie aus dem Munde ihrer Kameraden wußten, daß sie auf einen Boden kamen, wo Skorpione wohnten, so machten sie die Augen auf und sahen genau zu, wohin sie traten. Die Häuser, die ihnen zum Quartier angewiesen wurden, durchsuchten sie vom Boden bis zum Keller, aber sie fanden nichts von versteckten Waffen, überhaupt nichts Verdächtiges, wohl aber in den Kellern vielen und guten Wein. Zwar, der Wein konnte vergiftet sein, und nicht ohne Bedenken entschloß man sich daher, von ihm zu kosten; aber diese Befürchtung erwies sich als unbegründet, es war ein unverfälschtes Getränk und mundete von einem Tage zum andern besser.

Einschläfern ließ man sich trotzdem nicht, und Vertrauen gewann man zu dem Mordloche nicht, denn es waren immerhin Erscheinungen vorhanden, die zu denken gaben.

In dem ganzen großen Dorfe fand man, als man einrückte, fast nur Frauen und alte Männer vor, und da die Frauen sich mit feindseliger Scheu in ihren Wohnungen hielten, alte Männer aber nicht geneigt sind, Leben und Bewegung zu verbreiten, so herrschte in dem weitläufigen Häusergebiete eine öde, schweigende Ruhe. Wo waren die jungen Männer des Ortes geblieben? Das fragte man sich. Es war freilich Jemand vorhanden, der darauf Antwort geben konnte und gab; das war ein alter pensionirter französischer Forsthüter, der in dem Kaffeehause, wo die deutschen Offiziere verkehrten, täglich seinen Absinth nahm, ein jovialer alter Bursche mit einem echt französischen weißen Knebelbart und einem Paar lebenslustiger französischer Augen im Kopfe, der Einzige im Dorfe, der mit den Deutschen unter einem Dache zusammenkam.

Er ließ es sich gefallen, daß ihm von den Offizieren

hier und da ein petit verre vorgesetzt wurde, und dabei kam man ins Gespräch.

Wo die jungen Männer geblieben wären? Parbleu — und er lachte über das ganze Gesicht — wenn man jetzt da drüben bei den Herren Prussiens in den Dörfern nachsehen wollte, würde man auch wohl fragen, wo sind die jungen Prussiens hingekommen? Im Kriege sind sie, der Eine hier, der Andere da, und unterdessen sitzen diese armen Frauen einsam und allein.

Man würde ja bereit sein, diese einsamen Frauen zu trösten, hatte es lachend von Seiten der Deutschen geheißen, aber sie hielten ihre Thüren so fest verriegelt wie ihre Herzen.

Nun ja, wie die Weibsleutchen nun einmal wären, und der alte Waldläufer zwinkerte mit den Augen, das werden diese Herren ja wohl wissen; er hätte ihnen auch angeboten, sie für die Abwesenden zu trösten, aber sie hätten ihm gesagt, er wäre ihnen zu alt.

Freilich, wenn Sie jünger wären, sagte ein preußischer Hauptmann, indem er dem lustigen alten Knaben über den Tisch scharf in die Augen sah, dann würden Sie wohl etwas Anderes thun, als hier im Dorfe sitzen, nicht wahr? Der Hauptmann hatte einen bohrenden Blick und eine scharfe Art zu sprechen; beides schien dem alten Forsthüter nicht recht zu gefallen.

Was der Herr Kapitän denn meinte daß er dann thun würde? fragte er, indem er an den Augen des Hauptmanns vorbei sah.

Hinausgehen würden Sie mit den übrigen jungen Burschen des Dorfes und es ebenso machen wie sie, und sich hinter Büsche stellen, hinter Ackerfurchen legen und auf die Prussiens schießen.

Ein Franctireur? Der Herr Kapitän meinten, ich würde

ein Franctireur sein? er sprang vom Stuhle auf und schüttelte sich förmlich vor Vergnügen. Hé, toi Rodolphe — und er wandte sich an den Wirth des Kaffeehauses, der mit den Händen in den Hosentaschen hinter seinem Schanktische stand — hast du gehört? Franctireurs sind wir, du und ich! Du würdest einen guten Franctireur abgeben — he? Du, der du tausendmal an jedem Tage alle Franctireurs zu allen tausend Teufeln wünschest, weil sie diesen verfluchten Krieg nicht einschlafen lassen und dir das Geschäft ruiniren!

Der so ins Gespräch gezogene Wirth, ein schwarzbärtiger, finsterblickender Franzose, der ganze Tage lang in brütendem Schweigen hinter seinem Tische zu verharren pflegte, machte bei dieser Anrede des alten Forsthüters ein ganz unbegreiflich sonderbares Gesicht. Er riß die Augen weit auf und starrte den Sprecher mit einem blöde fragenden Blick an, dann öffnete er den Mund, als ob er etwas sagen wollte, und da er nichts herausbrachte, blieb der Mund halb offen stehen.

Noch einen Absinth darauf, sagte der Waldläufer, indem er mit der flachen Hand auf den Schanktisch schlug. Er stand dem Wirthe jetzt dicht gegenüber, und während er ihm seine Bestellung zurief, sah er ihm aus nächster Nähe in die Augen. Plötzlich ging etwas, das wie ein unterdrücktes Grinsen aussah, über die Züge des Schankwirths, er entfernte die Hände aus ihren Behältern und füllte ein Glas mit Absinth. Zum Teufel die Franctireurs! sagte er mit polterndem Tone.

He — mon capitaine, wandte sich der Alte an den Hauptmann, Rodolphe hat seit acht Tagen kein Wort geredet, haben Sie gehört, was sein erstes Wort war? Zum Teufel die Franctireurs! Er wollte sich ausschütten vor Lachen.

Bei dem Hauptmann schien dies Gelächter seine Wirkung zu verfehlen; von Ihnen beiden spreche ich nicht, sagte er;

aber die Anderen! Ich kann es mir nicht denken, daß Alles, was von Männern zwischen dreißig und sechzig Jahren ist, bei der Armee sein soll — Sie haben keine allgemeine Wehrpflicht.

Plötzlich kam es hinter dem Schanktische dumpf grollend, beinah grunzend hervor: Wenn die Herren wissen wollen, wo unsere Männer sind, so mögen sie gefälligst unter der Erde suchen, da werden Sie sie finden, erschossen, zertreten von den Ihrigen!

Es war der Wirth, der so gesprochen. Er hatte die Hände wieder in den Hosentaschen versenkt und sah vor sich hin, indem er das Haupt, wie ein böser Stier vornüber beugte.

Unter den Offizieren trat ein Stillschweigen ein, sie wechselten stumme Blicke. Diese Worte kamen aus dem Herzen, Monsieur Rodolphe war kein Freund der Prussiens.

Das Schweigen wurde durch eine Stimme unterbrochen, welche aus dem inneren, hinter dem Schankraum gelegenen Zimmer nach dem Wirthe rief. Die Stille, welche augenblicklich herrschte, ließ den Klang der Worte deutlicher hereindringen; es war eine tiefe, wohltönende Frauenstimme.

He — Madame la Reine, rief der Waldläufer, indem er an den Schanktisch trat und über denselben hinweg nach dem inneren Zimmer hineinsprach, treten Sie doch näher, Rodolphe ist beschäftigt, er kann nicht hinaus, und Sie brauchen sich vor uns nicht zu fürchten.

Er wandte den Kopf zu den deutschen Offizieren herum und zwinkerte ihnen listig zu. Ja wohl, wir thun den Damen nichts, hieß es lachend vom Offizierstische.

Eigenthümlich war es zu sehen, wie sich eine verbissene Unruhe des Wirthes bemächtigte. Er wollte hinaus, und es sah aus, als wünschte er den Eintritt der Frau zu verhindern. Der Waldläufer aber hielt ihn an der Hand fest

und flüsterte ihm ein paar Worte zu. Es geschah so leise, daß man nur die Bewegung seiner Lippen sah, ohne daß man verstand, was sie sagten, indessen verfehlten sie, wie es schien, ihre Wirkung nicht, denn der Wirth blieb hinter dem Tische stehen und wandte sich von dort aus nach der Thür des dahinter liegenden Zimmers.

Nun also, sagte er, bitte, kommen Sie herein, Madame Gouyou.

Ueber die Schwelle trat jetzt eine Frau, deren voll entwickelte Gestalt auf ein Alter von etwa 30 Jahren schließen ließ.

Es war nichts besonders Merkwürdiges an ihr, aber die Seltenheit einer weiblichen Erscheinung zog die Augen der deutschen Offiziere an; alle Blicke richteten sich forschend auf die Eingetretene.

Als diese es bemerkte, raffte sie mit unwillkürlicher Bewegung das Umschlagetuch fester zusammen, welches ihre Schultern und den ganzen Oberleib umhüllte; in den kräftigen, aber nicht unschönen Zügen ihres Gesichtes erschien ein rasch aufsteigendes Erröthen, und indem sie bei dem Wirthe mit leiser Stimme ihre Bestellung anbrachte, wandte sie sich so, daß sie den Offizieren möglichst den Rücken kehrte. Man fühlte es ihr an, wie peinlich es ihr war, daß sie zum Eintreten genöthigt worden war.

Wünschen Sie, daß ich ihn zu Ihnen hinüberschicke? fragte halblaut der Wirth, indem er eine Düte Zucker auf den Schanktisch setzte, Sie wissen, daß Sie nur zu befehlen brauchen.

Nein, danke, erwiderte sie kurz, und zugleich legte sie ein Frankstück auf den Zahlteller. Der Wirth ließ ein brummendes Knurren hören und machte Miene, als wollte er das Geld nicht annehmen. Sie wissen, Madame Gouyou,

sagte er, daß das nicht nöthig ist, jedenfalls hat es keine solche Eile.

Und Sie wissen, daß ich es so will, entgegnete sie schnell und heftig; ihre Stimme war etwas lauter geworden, ihr Haupt hatte sich erhoben, so daß sie größer erschien als der Wirth. Beide sahen sich einen Augenblick schweigend an, und die Augen der Frau nahmen einen abweisenden Ausdruck an. Dann ergriff sie die erhandelte Düte, und hastig, wie sie gekommen war, verschwand sie, ohne sich umzusehen, ohne Wort und Gruß.

Herr Rodolphe schüttelte mit einem dumpfen Ah sein schwarzstruppiges Haupt, und als er das Schubfach, aus welchem er den Zucker genommen hatte, wieder zuwarf, hörte man an dem Gepolter, mit dem es geschah, daß er schlechter Laune war.

Madame la Reine sagten Sie? wandte sich einer der Offiziere an den alten Waldläufer, es ist also eine Königin?

He, sagte der Alte schmunzelnd, hat sie nicht wirklich etwas davon an sich? Sie ist aus der Normandie, und da haben sie Alle was von der Art. In Wahrheit ist sie aber nur die Wittwe Reine Gouyou, und wegen ihres Vornamens erlaubt man sich wohl einmal den Scherz.

Wittwe? fragte der Offizier weiter.

Ja, der alte Meister Gouyou, mit dem sie ein paar Jahre gelebt hat, ist todt, und er that recht daran, daß er starb, denn seine Verdienste sind erst nach dem Tode hervorgetreten, nämlich daß er ein reicher, alter Filz war. Das Haus da drüben — er zeigte auf ein dem Kaffeelokale gerade gegenüber liegendes einstöckiges Haus, hat er ihr hinterlassen, und außerdem einen Abscheu vor allen Männern. Das arme Ding mag böse Stunden mit dem alten Knacker durchgemacht haben; seitdem aber ist sie stolz geworden, sitzt einsam in ihrem Hause, verkehrt mit Niemanden, besorgt

ihre Wirthschaft allein, ohne Dienstleute, und es hat noch kein Mann bei ihr Glück gehabt, obschon sich mancher redliche Mühe darum gegeben hat.

Er blinzelte mit einem Auge zu Herrn Rodolphe hinüber, der sich mit seinen Gläsern und Karaffen zu schaffen machte, als wenn er von nichts hören und wissen wollte und halblaut vor sich hinmurmelte. Der Waldläufer steckte den Zeigefinger in den Mund, zog ihn heraus, als ob er sich verbrannt hätte, und schnitt dazu ein so drolliges Gesicht, daß die Offiziere in ein lautes Lachen ausbrachen.

Es war wirklich ein lustiger alter Bursche! In diesem Augenblick trat der Adjutant herein und brachte eine Mittheilung, die einige Aufregung hervorrief: Das Bataillon sollte marschiren. Es fehlte an Stühlen. Der Forsthüter stand auf und überließ dem Adjutanten seinen Sitz, während er selbst an den Schanktisch trat. Er stützte die Ellenbogen darauf und ließ sich mit Rodolphe in ein Gespräch ein. Rodolphe sah wüst und wild aus.

Ich verstehe dich nicht, sagte er aufgeregt flüsternd zu dem Alten; wie kannst du vor diesen verdammten Allemands unsere Angelegenheiten verrathen?

Nicht so laut, Dummkopf, zischte der Andere zwischen den geschlossenen Zähnen hervor. Er hatte den Kopf unmerklich nach der Seite der Offiziere gedreht, seine Gesichtszüge waren gespannt, als läge er auf der Lauer. Im Verkehr mit den Offizieren hatte er ein paar Brocken deutsch aufgeschnappt, soeben vernahm er, daß von Ulanen die Rede war.

Rodolphe war stumm geworden, der Ton, in dem der Alte ihn angefahren, hatte ihn erschreckt.

Füll' mir meine Pfeife, sagte der Forsthüter laut, indem er dem Wirthe seinen Thonstummel hinüberreichte, und während dieser ihn in Empfang nahm, fügte er leise hinzu: Setze

deine Kinnladen in Bewegung und sprich etwas, sollen die Prussiens durchaus Unrath wittern?

Eh — ich dachte doch aber —? sagte Rodolphe dumm erstaunt.

Nur leise sollst du reden, damit ich hören kann, was sie sich erzählen. Wir bekommen Ulanen ins Quartier — so viel habe ich verstanden.

Pest, brummte Rodolphe, während er Tabak in die Pfeife des Alten stopfte.

Eine Escadron — fuhr der Waldläufer fort — das ist nicht viel — was meinst du? Damit könnten wir am Ende fertig werden?

Er hielt die Thonpfeife im Munde, Rodolphe gab ihm Feuer, und durch die aufschlagende Flamme des brennenden Schwefelholzes sahen beide Männer sich ins Gesicht.

Wenn ihn die Deutschen in diesem Augenblick hätten sehen können, so würden sie ihren jovialen Zechkumpan nicht wieder erkannt haben; seine buschigen Augenbrauen waren im Bogen emporgezogen, funkelnd lagen die Augen darunter, und seine Nasenflügel waren geöffnet, als witterten sie Blut. So wie er jetzt dastand, in grimmer, regungsloser Spannung, gehörte dieser Mann in den Wald, auf den Anstand, und wenn ein deutscher Soldat ihm dort vorübergekommen wäre, so hätten sich die Augen einer deutschen Mutter mit Thränen gefüllt.

Die Offiziere erhoben sich von ihren Plätzen und riefen nach der Zeche. Während Rodolphe die Gelder einstrich, schlug einer von ihnen den Waldläufer auf die Schulter. Ein petit verre zum Abschied, mein Braver, sagte er, wir müssen uns trennen.

Der Alte strich den Knebelbart und zeigte ein bestürztes Gesicht. Wie? Die Herren verlassen uns? Pauvre Rodolphe, welch ein Verlust für dich!

Die Offiziere lachten. Vive la guerre, sagten sie, indem sie mit ihm anstießen. Der Waldläufer schüttelte mit trübseliger Miene den Kopf. Ach, meine Herren, sagte er, daß dieses große Unglück bald ein Ende haben möchte.

Uebrigens kann Monsieur Rodolphe unbesorgt sein, fuhr der Offizier fort, welcher dem Alten ein Glas hatte kredenzen lassen, nach uns kommen Ulanen, und wir werden ihnen seinen Absinth und seinen Kaffee empfehlen..

Ulanen? fragte der Waldläufer; aber das ist ja schrecklich.

Dieser Angstruf erweckte von neuem die Heiterkeit der Offiziere. Sie sind nicht so schlimm, hieß es, diese Ulanen; man muß die Menschen nur kennen lernen, dann verlieren sie ihre Furchtbarkeit. Von euch hier im Dorfe haben wir ja auch anders gedacht, bevor wir herkamen, wir glaubten Franctireurs und Menschenjäger zu finden, und im Grunde seid ihr ja bons enfants.

Sie werden das den Herren Ulanen sagen, nicht wahr? fragte der Waldläufer hastig. Wann kommen sie?

Morgen früh.

Auch ein Bataillon?

Man amüsirte sich über die Unkenntniß des Alten in militärischen Dingen. Ulanen haben keine Bataillone, hieß es, nur Schwadronen, eine Escadron rückt morgen ein.

Der Waldläufer wiegte den Kopf. Immerhin, sagte er, es ist schade, daß diese Herren gehen, es thut mir weh im Herzen.

Er schüttelte sich mit den Offizieren die Hände, und eine Stunde später zog das Bataillon mit Trommelklang zum Dorfe hinaus, nach Westen zu, seinem neuen Bestimmungsort entgegen. Auf einer Anhöhe, da, wo die Dorfstraße ins freie Feld mündete, stand der Forsthüter und ließ die marschirende Truppe bei sich vorbeiziehen. Jedesmal, wenn er einen Offizier erblickte, zog er sein Käppi vom

Haupte, und wenn ihm die Offiziere lachend zuwinkten, verbeugte er sich. Dann kehrte er in das Dorf zurück und ging von Haus zu Haus und erkundigte sich, ob irgendwo noch Einquartierung zurückgeblieben sei; er fand nichts, die Deutschen hatten sammt und sonders den Ort verlassen.

Eine halbe Stunde darauf sah man eine Gestalt, welche aus dem nördlichen Ausgange des Dorfes herauskam und mit langen Schritten über die Felder hin dem Walde zustrebte, der sich dort wie ein dunkler Gürtel ausbreitete. Es war der Forsthüter. Nur von Zeit zu Zeit machte er Halt, um die Schneeklumpen abzustoßen, die sich unter seinen Hacken ballten, dann setzte er seinen hastigen Gang fort, bis daß er im Dickicht verschwand.

Die Nacht kam, aber mit ihr nicht die Stille, sondern ein dumpfes Geräusch, ein Getrappel von Schritten auf Wegen und Stegen des Dorfes. Von draußen kamen Männer herein, theils einzeln, theils in Gruppen aus dem Dunkel auftauchend. Wenn sie in den Schein der Lichter traten, die an den bisher so dunklen Fenstern der Häuser aufgestellt waren, dann erkannte man struppige Bärte, kothbedeckte Kleider und Stiefel, Gestalten, denen man ansah, daß sie Tage, vielleicht Wochen lang kein Dach über ihrem Haupte gehabt hatten.

Wenn die Deutschen, welche heute ausmarschirt waren, hätten zurückblicken können, so würden sie nicht mehr gefragt haben, wo die männliche Bevölkerung des Ortes geblieben sei.

Aus den Häusern waren die Frauen herausgetreten und begrüßten sich mit ihren Männern, Vätern und Söhnen; hin und wieder hörte man ein lautes, lustiges Wort, ein gellendes Lachen, aber diese Töne schlugen nur wie Spritzwellen aus einem bleiernen Meere auf, die ganze Masse von Männern und Weibern bewegte sich mit halblautem Flüstern durcheinander. Plötzlich kam eine Strömung in

die Menschenfluth, und „Zu Rodolphe!“ hieß das Wort, das von Mund zu Mund als Losung ging und jedem Einzelnen seinen Weg vorschrieb.

Der große Saal des Herrn Rodolphe war ein geräumiges Viereck, dennoch war er kaum weit genug für die Masse von Männern und Frauen, die sich in denselben hereinschob. Einige wenige von der Decke herabhängende, mit schlechtem Petroleum gefüllte Lampen schickten ein spärliches Licht auf die Gruppen der Männer herab, die auf Stühlen und Tischen umhersaßen, das Gewehr um die Schulter gehängt, zornig und eifrig gesticulirend. Den Hut ins Genick zurückgeschoben, so daß die wilden Gesichter weit hervorquollen, so erzählten sie prahlend von ihren blutigen Heldenthaten. Offenen Mundes lauschten ihnen die Weiber, und ein wüstes Gelächter erhob sich, wenn der Erzähler recht drastisch zu malen verstand, wie der Prussien, dem er seine Ladung in den Leib gejagt, gleich einem Hasen Purzelbaum geschlagen und sich niedergelegt hatte.

Dumpfe, schwüle Hitze, Tabaksdampf und Schnapsgeruch erfüllten die Luft, der ganze Saal war wie ein Brutofen von Wuth, Leidenschaft und mörderischen Plänen.

Zum Tode mit den Hunden von Prussiens, brüllte ein in der Mitte des Saales am Tische sitzender stiernackiger Kerl, indem er mit dem dicken Stiele seines Schnapsglases dröhnend auf den Tisch schlug. Ein johlendes Geheul, das sich aus allen Ecken und Enden erhob, bezeugte, daß seine Worte gezündet hatten.

Die Hände sollen mir aus dem Grabe wachsen, fuhr er fort, wenn ich einen einzigen von den Ulanen morgen lebendig aus dem Dorfe hinauslasse.

Sage ich auch, schrie ein junger Bursche, der dem anderen am Tische gegenüber saß. Wir sind fünfzig Gewehre,

wir stellen uns in den Häusern hinter die Fenster und blasen sie, Einen nach dem Andern, aus dem Sattel!

Gut erdacht, meine Jungen, gut erdacht, sagte der Waldläufer, der von Tisch zu Tische ging, sich mit Allen in kurze Gespräche einließ und Allem, was gesprochen wurde, sein Ohr lieh. Gut erdacht, aber auf die Weise geht es nicht.

Warum soll es nicht gehen? brüllte man ihn an.

Weil die Ulanen immerhin über hundert Mann stark sind; bei dem ersten Schusse kehren sie auf den Hacken um, und wenn wir neunzig von ihnen über den Haufen schießen, so kommen immer noch zehn mindestens davon, und übermorgen ist unser Dorf vom Erdboden rasirt.

Aber sterben müssen sie, oder der Teufel soll mich holen! Der schwarze Riese, der das sagte, schlug abermals mit seinem Schnapsglase auf den Tisch, als wollte er die Platte zerschmettern.

Und wer für ihr Leben spricht, ist ein Verräther! schrie der ihm gegenüber Sitzende.

Nieder mit dem Verräther! nieder! heulte und tobte es durch den weitläufigen Saal. Das Wort war gefallen, welches damals wie der Stich einer vergifteten Nadel das Gehirn der Franzosen traf. Die Männer sahen mit blutdürstigen Augen umher, die Stimmen der Weiber erhoben sich wie gellende Trompeten, die ganze Versammlung ras'te und lärmte sich in eine tolle, gegenstandslose Wuth hinein.

Schneidend und scharf über all das Getöse hinweg vernahm man die Stimme des alten Forsthüters.

So hört doch, rief er, indem er mitten im Saale Allen sichtbar stand. Nicht nur bekommen sollt ihr eure Ulanen, ihr sollt sogar noch eure Bequemlichkeit dabei haben; aufessen sollt ihr sie in aller Gemächlichkeit, zum Frühstück, zum Abendessen, wie es euch beliebt.

Willst du sie uns anrichten? hieß es zurück.

Das will ich, und euch das Salz und den Pfeffer dazu besorgen.

Bravo, alter Wilddieb, hieß es; man lachte, man drehte sich um und blickte nach ihm. Im Grunde hat der alte Racker doch die besten Gedanken unter seinem Schädel, vertraute man sich gegenseitig an.

Wir werden die Ulanen wie einen Fleck auswischen, fuhr er fort, hübsch leise, daß draußen Niemand etwas davon hört, versteht ihr, wie ich's meine?

Die glotzenden Augen, die sich mit stummer Frage auf ihn richteten, verriethen, daß man noch nicht verstand.

Wir werden sie ins Dorf hereinlassen, wie wir das Bataillon vor ihnen hereingelassen haben, sagte der Forsthüter, wir werden sie sicher machen, das wird nicht schwer fallen, denn die Prussiens halten uns für bons enfants — du hast es gehört, Rodolphe —, alsdann, in einer guten dunklen Nacht, werden wir dafür sorgen, daß die Offiziere allesammt hier bei Rodolphe versammelt sind, von ihren Mannschaften getrennt, und die Mannschaften werden wir im Laufe des Tages fleißig mit unserem guten Wein begossen haben, den diese Bettler nicht vertragen können, weil sie selber keinen haben; sodann werdet ihr, meine Jungen, hübsch leise herangekommen sein; ein Dutzend von euch, und zwar diejenigen, die am schärfsten zu reißen und zu beißen verstehen, werden hier durch Thüren und Fenster hereinbrechen und mit den Prussiens eine Unterhaltung beginnen — ihr versteht? ohne zu schießen, hübsch leise mit dem Messer in der Hand; und wenn Jeder von euch seinen Prussien an die Diele genagelt hat, dann werden wir weiter gehen, zu den Quartieren der Ulanen, jeder Mann an sein eigenes Haus, und diese Damen werden dafür gesorgt haben, daß die Thüren, hinter denen sie schnarchen, hübsch offen alle sind, damit es keinen Lärm macht, wenn wir zur Visite

bei ihnen eintreten, und werden uns genau sagen, wie viele es sind, und wo sie liegen — und am nächsten Morgen werden die Prussiens ihren Kaffee beim guten alten Petrus oder beim Satan trinken.

Eine tiefe Stille trat nach diesen Worten ein. Die lautesten Schreier von vorher verstummten, wie Renommisten immer zu thun pflegen, wenn sie plötzlich zur That gerufen werden. Es war, als wäre eine dunkle, schreckliche Gestalt unhörbaren Schrittes eingetreten und hätte sich mitten unter sie gesetzt, eine Gestalt, die man prahlend in Gedanken oftmals heraufbeschworen hatte und deren gräßliches Gesicht man jetzt zum ersten Male wirklich sah: der Mord. Nicht der Mord des Einzelnen, im Walde aus dem Verstecke verübt, sondern der Massenmord in dunkler Nacht, mit allen Schrecken tückischer Ueberlegung geplant und vollbracht. Der Einzige, der nichts von der allgemeinen Beklemmung zu fühlen schien, war der Waldläufer selbst.

Begreift ihr nun, was ich damit sagen wollte, fuhr er fort, indem seine Lippen sich zu einem satanischen Lächeln breit zogen, daß wir sie wegwischen würden wie einen Fleck? Sobald wir unsere Arbeit besorgt haben, verscharren wir sie mit ihren Pferden, die wir vorher abgestochen haben, mit ihren Waffen und ihrem Gepäck — fort werden sie sein vom Erdboden, weggewischt, verschwunden — kein Stück von ihnen soll übrig bleiben — und wenn die Prussiens von draußen kommen und nach ihnen fragen — bah — wir wissen von nichts — haben nichts gesehen von Ulanen — zu uns sind keine gekommen — haben vielleicht den Weg verfehlt, sind vielleicht nebenan geritten ins Nachbardorf — bitte, sehen Sie nur zu, Messieurs — ha ha ha. — Er brach in ein schneidendes Gelächter aus, indem er den Stuhl, neben dem er stand, krachend auf den Boden stieß und dieses Lachen löſ'te den Bann, der auf allen Seelen und Lippen lag.

Eine Idee! Eine Teufelsidee! schrie der Schwarze, der ihm zunächst saß und mit stieren Augen zu dem Sprecher emporgeschaut hatte, und: es ist eine Idee! ging es wie ein Echo durch den ganzen Saal.

Aber du weißt, sagte Rodolphe, der hinter dem Schanktisch vorgekommen war und die Gläser aufs Neue füllte, wie vorsichtig und mißtrauisch die verdammten Prussiens sind; wenn drei von ihnen schlafen, stehen viere immer Wache.

Habe ich dir nicht gesagt, erwiderte der Forsthüter, indem er ihm sein Glas hinhielt, daß wir sie sicher machen werden? Dazu müssen uns diese Damen helfen.

Die Frauen lauschten auf und drängten näher, als sie hörten, daß von ihnen die Rede war.

Ja ja, meine schönen Damen, fuhr der Alte fort, wenn Sie zurückhaltend bleiben, wie bisher, dann ist's kein Wunder, daß die Prussiens nicht aus dem Mißtrauen herauskommen; ein wenig freundlich müssen Sie sich zeigen, ein wenig entgegenkommend.

Pest — sie sollen schön thun mit diesen Hunden von Allemands? Ein dumpfes Gemurr unter den Männern bekundete, daß dieser Vorschlag wenig Anklang fand.

Das große Unglück, sagte der Waldläufer verächtlich; ich bin freilich kein verheiratheter Mann, aber wenn ich's wäre und wüßte, daß ich jede Umarmung, die man meiner Frau zu Theil werden läßt, fünf Minuten später mit einem famosen Messerstich rächen könnte — Sakrament — darauf hin möcht' ich noch jetzt auf meine alten Tage heirathen!

Darin hat er auch wieder recht, sagte der Schwarze, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, wir werden wie Wölfe über sie kommen, und unsere Stöße werden um so tiefer sitzen.

Außerdem — für das Vaterland, hörte man hier und da.

Ja, die Frauen müssen uns helfen, entschied plötzlich die allgemeine Stimme, sie müssen uns die Prussiens ins Netz locken.

Die Frauen hatten bisher kichernd diesen Berathungen zugehört und sich gegenseitig heimlich angestoßen, nun wurden sie still, die Sache ward ernst. Der Gedanke an das, was man von ihnen verlangte, drang in ihr Blut, und die Glut, welche er darin erzeugte, trat in der dunklen Röthe ihrer Wangen zu Tage. Aber man möchte doch gerne genauer wissen, was man zu thun hat, sagte eine von ihnen, ein schönes, schlank gewachsenes Weib mit keckem, lächelndem Gesicht.

Eine französische Frau, und fragt, wie man es anzufangen hat, um liebenswürdig zu sein? fragte der Forsthüter, indem er die Sprecherin mit eingekniffenen Augen von der Seite ansah. Parbleu, man empfängt die Einquartierung an der Hausthür, man freut sich, daß man endlich einmal diese berühmten Ulanen so in nächster Nähe sehen kann, man hat sich vor ihnen gefürchtet — hu — schrecklich gefürchtet, aber man findet sie liebenswürdig, wahrhaftig, viel liebenswürdiger als die Infanterie, die vor ihnen dagewesen ist.

Der Alte begleitete alle diese Worte mit so tollen Grimassen, daß seine Zuhörerinnen in helles Gelächter ausbrachen und jauchzend in die Hände klatschten. Die finsteren Gesichter der Männer lächelten, und plötzlich bemächtigte sich eine grausam lüsterne, wilde Lustigkeit der ganzen Gesellschaft. Einen Tanz! ertönte es, einen Tanz!

Im Augenblicke aber, als man Tische und Stühle bei Seite zu räumen begann, erhob sich noch einmal die Kommandostimme des Waldläufers.

Noch einen Moment, meine Kinder, rief er, noch einen Moment! Dies Wort bringt mich auf einen guten Gedanken:

Diese Prussiens, und namentlich die Offiziere, gehen nie ohne Säbel und Revolver; das könnte unbequem für euch werden, wenn ihr hereinkommt. Wir werden es veranstalten, daß sie an dem Abende, wenn sie hier bei Rodolphe sind, tanzen; dabei müssen sie die Waffen ablegen, und dann ist die Arbeit halb gethan.

Mit wem sollen sie tanzen? fragte Rodolphe.

Mit deinen Stühlen nicht, antwortete der Alte, aber mit den Damen. Diese Damen werden die Gefälligkeit haben, sich hier einzufinden, nicht alle, etwa ein Dutzend, sie werden sich hübsch gemacht haben und werden sehr artig und liebenswürdig sein und werden sich unter einander beklagen, daß man keine Männer zum Tanzen hat, und dann — dann werden sie mit den Prussiens tanzen.

Aber das wird auffallen, wenn wir hier plötzlich ohne Grund und Ursache erscheinen, sagte die Schlanke, die sich zur Vorsprecherin für ihr Geschlecht machte.

Gut bedacht, meine Allerschönste, sagte der Forsthüter; darum werden wir den Prussiens erzählen, wir feierten ein Fest, ein häusliches Fest bei Rodolphe — zum Beispiel — er schien zu überlegen, je nun, zum Beispiel, seine Verlobung.

Sapristi, sagte Rodolphe, indem er in ein polterndes Gelächter ausbrach, du verlobst mich, alter Baumspecht? Hast du mir auch schon eine Braut ausgesucht?

Der Waldläufer ließ die Augen rings umhergehen, dann erfaßte er die Hand des Wirthes, der dicht neben ihm stand: Was bekomme ich, fragte er mit heiser unterdrückter Stimme, wenn ich sie dir verschaffe? Wär' es auch nur für eine Nacht?

Wen? erwiderte der Gefragte. Der Waldläufer nickte stumm nach einer entlegenen Ecke des Saales hin.

Ein breites Grinsen legte sich über Rodolphe's Züge;

Aller Augen wandten sich nach der bezeichneten Ecke, und „Reine Gouyou“ ging es wie ein Lauffeuer von Mund zu Munde.

Als diese, welche bisher aufmerksam lauschend, aber ohne sich unter die übrigen Frauen zu mischen, an einem Tische für sich gesessen hatte, ihren Namen im ganzen Saale ertönen hörte, erhob sie sich, wie von einem plötzlichen Schreck erfaßt und ging auf die Thür des Saales zu.

Nun aber brach ein wüstes Gejohle und Geschrei aus. Man geht nicht fort, wo Patrioten sich berathen, grunzten die Männer, und man ist keine Königin, sondern eine Frau wie alle anderen, kreischten die Weiber.

Das Geschrei ward zum Geheul und nahm einen so bedrohlichen Ton an, daß die Frau unwillkürlich stehen blieb. Ihr Gesicht war leichenblaß, ihre großen dunklen Augen blickten geängstigt umher.

Die Bürger werden mich nicht deshalb für eine schlechte Patriotin halten, sagte sie leise, indem sie zu lächeln versuchte, weil ich nach meiner Wirthschaft sehen muß?

Ach was Wirthschaft, gab der schwarze Spectakelmacher roh zur Antwort, es handelt sich jetzt nicht darum, sondern um das Vaterland! Haben wir nicht alle unsere Wirthschaft? Sind wir deshalb weniger in den Wald hinausgegangen und haben wir nicht Alles stehen und liegen lassen?

Allerdings, allerdings, bestätigte das brüllende Echo.

He, meine Freunde, wozu diese Aufregung, wandte sich beschwichtigend der alte Forsthüter an die Erhitzten, indem er zwischen sie und Reine Gouyou trat. Madame Gouyou ist eine kluge Frau und eine gute Patriotin, das werde ich am besten wissen, da ich der Aelteste von euch bin, und sie wird sich's überlegen, daß es nicht zu viel verlangt heißt, wenn sie einen Abend lang von den Prussiens für die Ver-

lobte unseres braven Rodolphe gehalten wird — nicht wahr, Madame Gouyou?

Die Frau hatte gesenkten Hauptes diese mit häßlicher Freundlichkeit gesprochenen Worte angehört, ihr Busen hob und senkte sich.

Warum denn gerade ich? seufzte sie leise.

Weil die Prussiens eine schlechte Meinung von Rodolphe's Geschmack bekommen würden, wenn er sich mit einer weniger schönen verlobte, erwiderte der Forsthüter, indem er sich hämisch lächelnd den Knebelbart strich.

Und weil man nicht von heute erst weiß, daß man denen da aus der Normandie nicht trauen darf, eiferte die schlanke Schöne, die sich als besonders energische Widersacherin zeigte, weil man fürchten muß, daß, wenn man sie nicht unter Augen hält, an dem Abende, wo es gilt, sie uns womöglich an die Prussiens verräth!

Reine Gouyou maß die Sprecherin mit einem finster-verächtlichen Blicke. Verleumderin! sagte sie kurz und dumpf, und dieses Wort brachte die Angreifer für den Augenblick zur Ruhe; man fühlte, daß es aus einem gut französischen, patriotischen Herzen kam.

Rodolphe trat herzu und legte mit täppischer Liebenswürdigkeit seine Hand auf ihre Schulter. Sie wissen ja doch, Madame Gouyou, sagte er —

Reine Gouyou zuckte zusammen, als sie seine Berührung fühlte.

Fassen Sie mich nicht an! stieß sie hervor, indem sie unwillkürlich einen Schritt von ihm zur Seite trat. Rodolphe stand mit dummem, verblüfftem Gesicht, und nun erhob sich das kaum beschwichtigte Gemurre noch drohender als zuvor.

Was? Sie will die Stolze spielen? Vielleicht wohl, weil ihr alter Geizkragen von Mann ihr einen Sack mit

Geld übriggelassen hat? Sie will sich dem Willen des Volkes widersetzen? Die Verrätherin! Die Verrätherin!

Immer häufiger, immer wilder ertönte das verhängnißvolle Wort, und Reine Gouyou bemerkte mit Schrecken, wie die gesammte Bewohnerschaft des Dorfes ihr feindselig gegenüberstand. Die Stimmung war bis zum Siedegrade erhitzt, und die Gewaltthat hing über ihrem Haupte. Es blieb ihr kein Ausweg, sie mußte sich ergeben.

Wie um den Sturm zu beschwichtigen, erhob sie die Hand. Ich sage nicht, daß ich nicht will, sprach sie, nur das Eine möchte ich noch einmal fragen: es ist also nur zum Schein? und am nächsten Tage wird Alles wieder sein, wie es zuvor gewesen ist?

Das sagten wir Ihnen ja, erwiderte der Forsthüter, am andern Morgen sind Sie wieder frei, falls Rodolphe nicht Macht gewonnen haben sollte über Ihr sprödes Herz.

Reine Gouyou preßte die blassen Lippen aufeinander. Es ist gut, sagte sie, es wird also geschehen.

Das ist ein Wort! So ist's recht! ertönte es von allen Seiten; die Erklärung ihrer Unterwerfung wurde mit Beifall begrüßt, man hatte den Eigensinn der stolzen Wittwe gebrochen, und das Wonnegefühl, mit dem man sich jetzt der unterbrochenen Tanzfreude wieder hingab, wurde durch die Wollust der Grausamkeit zur Raserei gesteigert. Man hatte ein Gefühl, als tanzte man auf den blutigen Leichen der Prussiens und auf dem in Qualen sich windenden Leibe von Reine Gouyou.

Sobald die wüste Tanz-Orgie begann, war diese lautlos aus dem Saale verschwunden.

Ein trübes Gespinnst farbloser Wolken bedeckte den grauen Winterhimmel, als Reine Gouyou am Morgen des nächsten Tages nach einer dumpfen, schlechten Nacht ans Fenster trat und auf die menschenleere Dorfstraße hinausblickte.

Wie öde war der Anblick. Heute zum ersten Male empfand sie das, obschon sie das Bild seit Jahren kannte; heute zum ersten Male fühlte sie sich einsam, obschon sie jahrelang einsam gewesen war. Daß sie im Dorfe nicht besonders geliebt wurde, hatte sie sich schweigend wohl gesagt, daß sie aber so gehaßt wurde, das hatte sie erst gestern Abend erfahren.

Sie dachte daran, ihr Besitzthum zu verkaufen und das Dorf zu verlassen, obschon sie nicht wußte, wohin sie sich wenden sollte. Aber jetzt gleich ließ sich das nicht bewerkstelligen, jetzt war zunächst das zu ertragen, was man ihr auferlegt hatte, und bei dem Gedanken an das Bevorstehende war es ihr, als zöge sich ein Strick um ihr Herz und ihre Eingeweide. Sie ging in die Küche, um sich ein Frühstück zu bereiten, aber nachdem sie es gethan, ließ sie es unberührt stehen, sie konnte nichts essen. Am Küchenherde setzte sie sich nieder und starrte vor sich hin. Ein lastendes Unglücksgefühl, ein Bewußtsein tiefer, trostloser Verlassenheit schwoll in ihr auf, lautlos begann sie zu weinen. Sie regte kein Glied und hob keine Hand, um die tropfenden Thränen zu trocknen, wie ein Stein saß sie an die Steine des Herdes gelehnt.

Als es gegen Mittag war, hörte sie von der Straße her Geräusch, Pferdegetrappel und Klappern von Hufen. Eiskalt ging es ihr am Rücken hinab — die Ulanen! — Anfänglich wollte sie an ihrem Platze sitzen bleiben, wollte nichts hören und sehen, sondern das Schicksal kommen lassen, wann und wie es kam. Aber die Neugier siegte, und sie verließ die Küche, um an das Fenster ihres ebenerdig nach der Straße gelegenen Zimmers zu treten.

Unmittelbar vor ihrem Hause hatte sich eine Gruppe von Frauen des Dorfes versammelt, und es war offenbar kein Zufall, daß sie dort standen, denn im Augenblick, als

Reine Gouyou hinter den Scheiben des Fensters erschien, wandten sich die Köpfe aller Frauen zu ihr hin. Mit spöttischen Knixen wurde sie begrüßt. Sie trat in das Zimmer zurück, aber sobald sie vom Fenster verschwunden war, klopften Hände an letzterem an. Wohl oder übel mußte sie das Fenster öffnen.

Guten Morgen, Madame la Reine, rief es zu ihr hinein, wir wollten Ihnen nur unsere Aufwartung machen und uns Ihnen vorstellen als Brautjungfern zu Ihrer Verlobung mit Rodolphe.

Reine Gouyou hatte wie geistesabwesend auf die Schwätzerinnen herabgeblickt, erst das Gekicher derselben erweckte sie. Hastig warf sie das Fenster zu und verschwand. Mit gerungenen Händen ging sie im Zimmer auf und nieder; sie fühlte, daß es kein Entrinnen für sie gab, daß sie auf Schritt und Tritt umgeben war von den unerbittlichsten Spionen, von erbos'ten Weibern. Was habe ich ihnen gethan? sprach sie leise klagend vor sich hin, was habe ich ihnen gethan? Sie machte ihre Schmerzenserfahrungen mit dem Neide.

Unterdessen war die Schwadron weiter eingerückt, und mitten im Zimmer stehend sah Reine Gouyou sie vorüberziehen. Ueber das Fenstergesims hinweg schaute sie gerade in die Gesichter der Ulanen. Sie sah die wettergebräunten Züge, die stolze, sichere Heiterkeit der kühnen Augen, die rechts und links an den Häusern emporblickten, und obschon es sie beim Anblick der starrenden Lanzen schaudernd ergriff, indem sie sich vergegenwärtigte, wie oft diese furchtbaren Lanzen französisches Blut getrunken hatten, fühlte sie sich doch wie von einer zwingenden Gewalt an die Stelle gebannt, wo sie stand. Sie konnte den Blick nicht abwenden, sie mußte an das Fenster treten und der langsam dahinziehenden kriegerischen Schaar mit den Blicken folgen, so weit sie vermochte. Unwillkürlich erschienen vor ihrer Seele

andere Gestalten, welche neben diese ruhigen, schweigenden Männer traten, die, welche sie gestern Abend gesehen hatte, mit den verzerrten Gesichtern, mit den heiser brüllenden Stimmen; und wenn sie diese mit jenen dort verglich — Reine Gouyou fuhr mit der Hand über die Stirn und blickte entsetzt um sich, sie war allein, auch die Weiber draußen waren hinter den Ulanen dreingelaufen — aber wie kam es, daß sie plötzlich das schreckliche Wort von gestern Abend in ihren Ohren zu vernehmen glaubte: Verrätherin?

Eine Viertelstunde später klopfte es an die Thür ihres Hauses, und als sie auf den Flur trat, blieb sie regungslos auf der Schwelle ihres Zimmers stehen; vor ihr stand ein preußischer Ulan. Er hielt mit einer Hand die Klinke der geöffneten Pforte, mit der anderen die Zügel seines hinter ihm stehenden Pferdes. Reine Gouyou starrte ihn mit weit aufgethanen Augen an; ein blühendes, von der Winterluft frisch geröthetes Jünglingsgesicht blickte ihr entgegen.

Aengstigen Sie sich nicht, Madame, sagte der Ulan, ich beklage, daß ich Ihnen zur Last fallen muß, aber ich werde mich bemühen, Ihnen so wenig Unbequemlichkeit zu verursachen, als möglich. Wollten Sie die Freundlichkeit haben mir zu sagen, wo ich mein Pferd einstellen kann?

Er sprach fließend französisch, und wenn sie in preußischen Militärdingen bewandert gewesen wäre, so würde sie an den schwarzweißen Schnüren, welche die Achselklappen seines Mantels einfaßten, erkannt haben, daß er ein Freiwilliger war.

Keines Wortes fähig, neigte sie schweigend das Haupt und schritt an ihm vorüber zur Thür des Hauses hinaus, indem sie ihn, mit dem Haupte winkend, aufforderte, ihr zu folgen. An die Ecke des Wohnhauses stieß die Mauer des Hofes, und in der Mitte derselben war eine große hölzerne,

mit einem eben solchen Pflocke verschlossene Pforte. Sie bemühte sich, den Pflock aus der eisernen Oese zu ziehen, in der er steckte, aber das Holz war durch Nässe, Frost und langen Nichtgebrauch verquollen.

Erlauben Sie mir, sagte der Ulan, als er ihre vergeblichen Anstrengungen sah. Er trat hinzu, aber der Pflock saß so fest, daß er mit beiden Händen zugreifen mußte.

Wollten Sie mir einen Augenblick das Pferd halten? fragte er. Sie nahm die Zügel aus seiner Hand, das Pferd beugte leise schnobernd seinen Kopf zu ihr nieder; es war des Freiwilligen eigenes Pferd, ein edles Thier. Reine Gouyou blickte ihm in die Augen; wie schön sie waren, wie treu und vertrauensvoll. Unwillkürlich streichelte sie ihm den schlanken Hals, im selben Augenblick aber ließ sie die Hand sinken, als hätte sie sich verbrannt — das Pferd des Prussien!

Endlich! sagte der Ulan, indem er den Pflock mit einem letzten kräftigen Ruck aus der Oese springen ließ. Wenn Sie erlauben, so werde ich das Eisen nachher ein wenig einölen, es ist etwas verrostet.

Er stieß den einen Flügel des Thorweges auf, dann nahm er ihr die Zügel wieder ab, die sie ihm schweigend ließ, wie sie sie schweigend genommen hatte. Schönen Dank, sagte er treuherzig, dort drüben ist der Stall? nicht wahr? Sie nickte und ging ihm gesenkten Hauptes voran.

Holla, Egmont sagte er, indem er seinen Fuchs auf den Hals klopfte, solch schönen Stall hast du lange nicht zu Gesicht bekommen, alter Kerl.

Während er sein Pferd absattelte, stand Reine Gouyou an den Pfosten der Stallthür gelehnt und sah dem jungen Soldaten zu. Er hatte den Mantel ausgezogen und die Czapka abgelegt, seine schlanke Gestalt bewegte sich in

kraftvoller Geschmeidigkeit, volles, blondes, leicht gelocktes Haar umgab sein Haupt.

Ein geräumiges Dorf, Madame, sagte er, in seiner Thätigkeit plaudernd, wir sind untergebracht wie die Könige, jeder Einzelne beinah in einem Hause für sich, das thut gut, wenn man wochenlang unter kein Dach gekommen ist und auf Vorposten gelegen hat. Uebrigens denke ich, fuhr er fort, als er keine Antwort erhielt, daß wir nicht allzulange Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen werden, es wird bald Friede werden, dann ziehen wir nach Haus, und Sie sind die Prussiens los — er lachte und schaute über den Rücken seines Pferdes zu der stummen Frau hinüber — es wird Ihnen keinen großen Kummer bereiten, nicht wahr?

Reine Gouyou wandte das Haupt zur Seite: Der Herr wird etwas zu essen wünschen? sagte sie.

O, wenn Madame die Güte haben will, erwiderte der Ulan.

Es ist meine Pflicht, sagte sie kurz und hart.

Jetzt trat von der anderen Seite Stillschweigen ein, und als sie einen Blick hinüberschweifen ließ, sah sie, wie das Gesicht des jungen Mannes bis über die Stirn erröthet war. Er hatte sich ganz seinem Pferde zugewandt, scherzte mit ihm, liebkos'te es, streute ihm Futter in die Krippe, und das edle Geschöpf beantwortete mit leisem Schnauben die Freundlichkeit seines Gebieters.

Reine Gouyou verließ den Stall, aber sie ging langsam, und in der Mitte des Hofes blieb sie stehen und kehrte noch einmal zurück.

Wenn der Herr — sagte sie, und in ihrer Stimme war ein Stocken — wenn der Herr — nachher sein Zimmer zu sehen wünscht —

Ich werde die Ehre haben, bei Madame nachher vorzusprechen, antwortete der Ulan.

Er war damit beschäftigt, das Zaumzeug an dem Riegel aufzuhängen, der in dem Thürpfosten angebracht war, und auf die Art geschah es, daß er jetzt dicht neben ihr stand.

Madame hat Kummer? fragte er plötzlich, indem er in seiner Beschäftigung innehielt und sich zu ihr wandte. Unwillkürlich wich sie einen halben Schritt zurück.

Weshalb? fragte sie, ihn mit großen Augen anblickend.

O — ich glaubte, erwiderte er, Ihr Gesicht schien mir so betrübt — und in einer Zeit wie diese —; er schwieg und putzte an seinem Zaumzeug, dann erhob er noch einmal das Gesicht zu ihr: ich glaubte, Sie hätten vielleicht Jemanden verloren?

Eine tiefe Blässe, der ein leises Erröthen folgte, überflog das Antlitz der Frau, und in dem schweigenden Wechsel der Empfindungen gewann dieses Antlitz eine beinah großartige Schönheit. Langsam schüttelte sie das Haupt. Ich habe keine Verwandten bei der Armee, sagte sie, und ich habe nichts zu verlieren.

Sie wandte sich hastig um und verschwand im Hause. Als Reine Gouyou in ihre Küche gekommen war, ging sie in die entfernteste Ecke, setzte sich nieder und drückte die geschlossenen Augen tief in die Hände. Es that ihr wohl, sich für einen Augenblick so in der Nacht zu verlieren, nichts zu sehen und zu denken. Dann erhob sie sich, stellte Tiegel und Töpfe auf dem Herde zurecht, um Essen zu bereiten, und während sie das that, fiel es ihr ein, daß das Thor des Hofes offen geblieben war. Sie machte sich auf den Weg, um es zu schließen. Weshalb? Sie wußte selbst nicht, aber sie hatte ein Gefühl, als bewahrte sie in ihrem Hause ein Geheimniß, das Niemand sehen sollte, Niemand, und vor Allem nicht die abscheulichen, lästernden Weiber.

Als wenn sie etwas Verborgenes thäte, ging sie mit schnellen Schritten um das Haus herum — nicht über den Hof, und als sie den Thorflügel zugezogen, und Niemand sie dabei gesehen hatte, athmete sie auf. — Was hatte sie zu verheimlichen? was zu verbergen? nichts. War etwas geschehen, was sie hätte bezeichnen, beschreiben können? nein — und doch hatte sie das Gefühl von etwas Neuem, Großen, Schrecklichen und Wunderbaren, was plötzlich da war, wo vorher nichts gewesen war. Sie wußte nicht, was es war, sie begriff es nicht, denn es war ein so dunkles, räthselhaftes Gefühl, aber wenn Jemand es ihr hätte erklären wollen, so würde sie sich die Ohren zugehalten haben; sie wollte nicht wissen, wollte nicht aufwachen, nur lauschen wollte sie auf das tiefe, leise, heimliche Wogen ihres Blutes, auf die schauernde Wärme, die ihre innersten Organe überhauchte, während ihre Hände und Füße in Frost erzitterten.

Sie ging in die Küche zurück, sah noch einmal nach ihren Töpfen und Kasserolen auf dem Herde, und dann, von einer seltsamen Unruhe erfaßt, stieg sie die Treppe hinauf, die vom Flure zu dem Giebelzimmer führte, in welchem der Ulan wohnen sollte. Meister Gouyou, ihr verstorbener Mann, hatte wenig Sinn für behagliche Ausstattung seines Hauses und wenig Neigung gehabt, Geld dafür auszugeben. Es war ein sehr einfacher Raum, der nur dasjenige enthielt, was ein Bewohner nothdürftig brauchte: eine Bettstatt, einen Tisch und ein paar Stühle. Sie ließ ihre Blicke durch das kahle Gemach dahingehen.

Indem sie die Klinke der Thür erfaßte, bemerkte sie, daß an letzterer weder Schloß noch Riegel war — das Zimmer war nicht verschließbar. Sie hatte nicht daran gedacht, weil sie den Raum selten oder nie benutzte; sinnend hielt sie die Thür in der Hand. Plötzlich fiel ihr ein, was Jener gestern Abend gesprochen hatte: Die Damen werden

dafür sorgen, daß die Thüren offen sind, hinter denen sie schlafen, und indem sie dieser Worte gedachte, überfiel es sie wie ein jäher, fürchterlicher Schreck. Das Schicksal selbst war es, das sie durch Zufall dieses Zimmer auswählen hieß, das so vortrefflich zur nächtlichen Visite bei dem Prussien geeignet war.

Ich habe es nicht gewußt — halblaut sprach sie es vor sich hin, als wollte sie sich vor sich selbst rechtfertigen. Im Geiste überlegte sie, ob und wie sie ihn anders unterbringen könnte, aber bevor sie noch einen Gedanken hatte fassen können, vernahm sie Schritte auf der Treppe, und das blonde Haupt des jungen Ulanen blickte um die Treppenbiegung zu ihr hinauf.

Ueberrascht blieb er stehen, denn es bot sich ihm ein sonderbarer Anblick: mit schlaff herabhängenden Armen stand die Frau an die Wand gelehnt und blickte mit starren, entsetzten Augen zu ihm hinunter. Er faßte sich indessen rasch und stieg die letzten Stufen hinauf.

Ist das die Stube, wo ich wohnen soll? fragte er, indem er auf das vor ihm liegende, geöffnete Zimmer hinwies.

Sie nickte stumm. Er zögerte einzutreten.

Aber es scheint Ihnen unangenehm? fragte er. Sie schüttelte hastig das Haupt. Es — es ist so wenig behaglich eingerichtet, sagte sie, und ihre Lippen stammelten, als sie das sprach.

O, was das anbetrifft, entgegnete er lachend, das hat für einen Soldaten nicht viel zu bedeuten. Er blickte hinein. Ein Bett, sagte er, ein Stuhl und ein Tisch, auf dem man einen Brief schreiben kann — was soll man mehr verlangen?

Er trat über die Schwelle. Ob er bemerken würde, daß die Thür sich nicht verschließen ließ? Mit der Angst des bösen Gewissens paßte sie auf. Er sah aber die Thür gar

nicht an, sondern fing sogleich an, seine Waffen und sein Gepäck im Zimmer abzulegen. Reine Gouyou war hinter ihm stehen geblieben und sah ihm zu; so ruhig verfuhr er, so sicher und heiter, als wenn es gar nicht möglich gewesen wäre, daß ihm irgend welche Gefahr drohte. Wenn er geahnt hätte, daß dieses Zimmer ein Sterbezimmer war — wenn sie es selbst ihm sagte —? Unwillkürlich öffneten sich ihre Lippen, preßten sich aber krampfhaft wieder aufeinander — Verrätherin! flüsterte sie tonlos in sich hinein.

Endlich wurde es ihr unerträglich, so gewissermaßen lauernd hinter ihm zu stehen.

Das Essen wird bald fertig sein, sagte sie; wenn der Herr vielleicht in einer halben Stunde hinunterkommen will?

Recht, entgegnete er, bis dahin werde ich noch Zeit haben, einen Brief zu schreiben. Er hatte bei diesen Worten ein mit grünseidenem Bande kreuzweise umwundenes Päckchen aus seinem Mantelsack hervorgezogen. Sehen Sie hier, sagte er, indem er ihr dasselbe lächelnd vor die Augen hielt; lauter Briefe, die ich während des Krieges erhalten habe.

Aus Ihrem Lande? fragte sie.

Er lachte gutmüthig, weil er merkte, daß sie ihn für einen Bauernsohn hielt. Mein Land, sagte er, ist eine Stadt, und die Briefe sind von meiner Mutter und meiner kleinen Schwester. Er hielt das kleine Packet in der Hand, und seine Augen leuchteten in stiller Freude, während er die geliebten Schriftzüge betrachtete. Sehen Sie, Madame, fuhr er fort, dies Band hier hat meine Schwester mir aufgenöthigt, weil grün, wie sie behauptet, Glück brächte — der kleine Aberglaube —, aber was das Tollste ist, sie hat Recht behalten; ich habe Tage durchgemacht, nach denen ich, wenn es Abend wurde, meine Glieder angesehen und mich im Stillen gewundert habe, daß ich sie noch heil und gesund besaß. Ich habe nie etwas abbekommen, und nun, denke

ich, sind wir so ziemlich über die Gefahr hinweg, denn jetzt steht der Friede vor der Thür. Er warf das Briefpacket mit einem Seufzer der Erleichterung auf den Tisch. Reine Gouyou stand noch immer wie angewurzelt an der Schwelle, und als er zu ihr umblickte, sah er ihre Augen wieder mit dem Ausdrucke stummen Entsetzens auf sich gerichtet, den er vorhin wahrgenommen hatte und den er sich nicht erklären konnte. Als sie seine Ueberraschung bemerkte, senkte sie das Haupt und nickte hastig. Ja wohl, sagte sie, sehr richtig, sehr richtig — also — der Herr wird sich nachher bemühen?

Wann und wo es Madame beliebt, antwortete er, indem er sich artig verbeugte.

Wer jetzt in die Küche hätte blicken können, in welcher Reine Gouyou wieder am Herde stand, der würde daselbst eine Frau gesehen haben, die wie in einem traumhaften Zustande mechanisch schaffte und hantirte. In ihren Ohren war ein dumpfes Rauschen und Brausen, und aus dem allgemeinen Getöse, welches ihr Inneres erfüllte, klang immer wieder ein einzelnes, bestimmtes Wort heraus: meine Mutter und meine kleine Schwester. Sie überraschte sich dabei, wie sie es ein über das andere Mal vor sich hin sprach, und indem sie diese Wahrnehmung an sich machte, kam ihr plötzlich der sonderbare Gedanke, wie es sein würde, wenn sie seine Mutter wäre. Ein unbeschreiblich wonniges Gefühl überströmte sie bei diesem Gedanken; sie unterbrach sich in ihrer Thätigkeit, und vor sich hinstarrend versank sie in den Bildern ihrer Phantasie. An der Treppe oben würde sie den Heimkehrenden erwarten — ihr Töchterchen, seine kleine Schwester würde ihm entgegengelaufen sein bis an die Hausthür — dann würde sie seinen Schritt auf den Stufen hören, und sie fühlte deutlich, wie sie bei diesem Klange zittern würde — dann würde sein Angesicht um die Biegung

der Treppe blicken — so wie es vorhin zu ihr hinaufgeschaut hatte — zwei Sprünge alsdann, und sein Haupt würde an ihrer Brust liegen — das junge, schöne, holdselige Haupt! Und wie sie sich herniederbeugen, wie sie es küssen, mit Küssen bedecken würde dieses Haupt, dieses Haar, wie sie es an sich drücken würde mit ihren umfangenden Armen — ohne zu wissen was sie that, hob Reine Gouyou beide Arme leise empor, und ein tiefer Seufzer glitt über ihre Lippen. Dann würde er sich aufrichten und ihr ins Gesicht schauen, mit dem sanften, freundlichen Lächeln, wie er vorhin zu ihr hinübergeschaut hatte, über sein Pferd hinweg, und dann würde er sagen: Hast du Kummer, Mutter? Reine Gouyou drückte die Hand an das Herz, es war etwas Warmes in ihr Herz gekommen, etwas Süßes, Seliges, als wenn Eis über ihrem Herzen gelegen und die Sonne hindurch geküßt hätte an einer Stelle; das war in dem Augenblick geschehen, als er zu ihr sprach: Madame hat Kummer? Das war die Stelle, wo dieser freundliche, gute, innige Ton in ihre Seele gedrungen war.

Sie schüttelte das Haupt, sie wischte sich über die Stirn, als wollte sie etwas Unmögliches fortwischen. — Der Prussien, sagte sie leise vor sich hin, indem sie ihre Arbeit wieder aufnahm.

Sie vergegenwärtigte sich Alles, was sie Schreckliches über diese Ulanen vernommen hatte, und erinnerte sich, wie sie früher, wenn sie dies Wort aussprechen hörte, das Gefühl gehabt hatte, als spräche man von einer Art wilden Thiers, nicht aber von Menschen. Sie dachte auch daran, wie sie gestern Abend ganz ruhig zugehört hatte, als man den Plan zur Ermordung der Ulanen faßte; es war ihr als etwas ganz Naturgemäßes erschienen, sie hatte nicht den mindesten Stoß in ihrem Innern verspürt, als der Forsthüter davon sprach, daß man sie wie einen Fleck von der Erde fortwischen

würde — wie einen Fleck — ja so hatte er gesagt, und plötzlich, gleich einem Segel, das der Hand des Schiffers nicht mehr gehorcht, schwang ihre Phantasie herum und führte ihr, wider ihren Willen, ein neues seltsames Bild vor: wieder war sie bei seiner Mutter, und sie sah ganz deutlich eine blasse, zarte Gestalt, wie sie in Aengsten ihres Sohnes harrte, der immer und immer noch nicht heimkehren wollte. Alle Anderen waren schon da, nur er noch nicht. Und er mußte doch kommen, denn er war ja in keinem Gefechte gefallen, das wußte sie ja, in keinem Lazarethe gestorben, das hätte man ihr ja gemeldet; wo war er? wo blieb er? — Sie wiegte das Haupt — weggewischt von der Erde — verschwunden — ohne Grab, wie will man so Einen wiederfinden? Es war, als spräche sie mit der fremden Frau, und ihre Phantasie ging weiter und weiter: die Mutter war hergereis't aus dem fernen Lande; man hatte ihr gesagt, daß ihr Sohn zuletzt in diesem Dorfe gewesen sei, und es hatte ihr keine Ruhe gelassen, sie wollte ihn hier suchen. Reine Gouyou hörte ganz deutlich, wie es leise, schüchtern an ihre Thür klopfte, und sie wußte, wer es war, der draußen stand; sie würde sich in die Ecke ihrer Küche setzen, wie sie jetzt saß, und herein rufen. Sie sah die Frau auf der Schwelle stehen, ihr Töchterchen an der Hand, beide ganz schwarz gekleidet, beide ganz blaß und verhärmt. Sie wußte, was die Frau zu fragen kam, aber sie würde sich den Anschein geben, als wüßte sie von nichts. Sie können mir nichts von meinem Sohne sagen? Sie wissen nichts von ihm? Ganz deutlich vernahm sie die bange, zitternde Stimme, ganz deutlich sah sie, wie die Augen der kleinen Schwester in ihrem Antlitz forschten — nein, Madame, ich weiß nichts, sie sprach es, wie in wachem Traume, ganz laut; nein Madame, gar nichts. Dann würde die kleine Schwester anfangen, ihn zu beschreiben, wie er

ausgesehen hätte — blondes Haar und blaue Augen hätte er gehabt — und dann würde sie das Kind unterbrechen, denn das würde sie nicht ertragen können, das fühlte sie genau. Und dann sah sie, wie in dem Gesicht der Mutter der Jammer zu wühlen begann, wie eine schwere, schwere Thräne aus ihren Augen floß, und wie die beiden Frauen davongingen, langsam, langsam, wie Menschen mit gebrochenem Herzen gehen, und sie würde ihnen nachsehen, von ihrer Hausthür aus, wie sie die Dorfstraße entlang gingen — immer zu, bis sie sie nicht mehr sehen konnte — und dann würde sie zurücklaufen, zum Stalle, wo sie heute mit ihm gesprochen, würde niedersinken und die Stelle küssen, wo er heute gestanden; und sie würde den Tag von heute, den ersten Tag zurückersehnen, damit sie ihn einmal, nur ein einziges Mal noch sehen könnte — aber das würde nie mehr geschehen, denn mitten auf dem Hofe würde alsdann eine Grube sein, ein tiefes, tiefes Loch, und da würde er liegen, fern von seinem Lande, fern von seiner Mutter und seiner kleinen Schwester, unter ihm sein Pferd, das edle Pferd, mit den schönen, sanften, treuherzigen Augen — beide weggewischt von der Erde — ohne Spur — ohne Grab. Reine Gouyou schlug die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich. —

Da hörte sie seinen Schritt auf der Treppe draußen, und ihr erstes Gefühl war: Gott sei gedankt, noch ist er da — noch war Alles nur ein schrecklicher Traum! Rasch sprang sie auf, um sich die Augen zu trocknen — und als es gleich darauf klopfte und er sein blondes Haupt hereinstreckte und fröhlich sein eh bien, madame? hören ließ, war es ihr, als ginge ein Licht in ihrem Herzen auf.

Gleich, mein Herr, sogleich, sagte sie, und der Ton ihrer Stimme klang beinah fröhlich; bitte, treten Sie nur dort vorne ein, sie wies auf ihr Wohnzimmer, ich decke sogleich.

Wie Madame, in Ihrem eigenen Zimmer? wandte er bescheiden ein.

Eh, weshalb nicht? gab sie zur Antwort; hier in der Küche kann ich den Herrn doch nicht speisen lassen?

Es half kein Widerstreben, er mußte bei ihr eintreten. Hastig rückte sie den Tisch in die Mitte des Zimmers, deckte ihn mit einem weißen Leinen und legte ein Couvert auf.

Und nun einen Moment, sagte sie, der Herr wird es mir nicht abschlagen, eine Flasche Wein aus meinem Keller zu trinken.

Sie war verschwunden, und wenige Augenblicke darauf erschien sie wieder, mit einer ganz staubigen Flasche in der Hand — sie hatte offenbar in den besten Winkel des Kellers gegriffen. Man sah ihr an, daß sie rasch gegangen war, denn ihr Antlitz war leise geröthet, zudem hatte sie ein frisches weißes Häubchen aufgesetzt, und sie war jetzt ganz und gar eine reizende Französin voller Anmuth, Leichtigkeit und Grazie.

Der junge Mann merkte die Verwandlung, die mit ihr vorgegangen war, und als sie seine erstaunten Blicke so wohlgefällig auf sich ruhen fühlte, mußte sie sich schnell zum Schranke wenden, wo die Gläser standen, um das Lächeln des Vergnügens zu verbergen, welches über ihr Gesicht dahinging.

Ach nein, Madame, sagte er, als sie ein Glas auf den Tisch stellte, wir brauchen noch eines, bei uns in Deutschland ist es Sitte, daß der Wirth uns, wenn wir trinken, Bescheid thut.

Wirklich? erwiderte sie; nun, wenn der Herr durchaus will — sie nahm ein zweites Glas herunter. Aber nun die Suppe — Sie erlauben? Mit diesen Worten füllte sie ihm den Teller, und während er am Tische Platz nahm, stellte sie sich hinter ihn. Er stand auf und holte einen

zweiten Stuhl. Madame wird nicht stehen wollen, während ich sitze, sagte er.

Aber ich muß den Herrn bedienen? wandte sie ein.

Aber es würde mir nicht schmecken, wenn Madame mir nicht Gesellschaft leistete.

Sie setzte sich; von der Seite blickte sie ihn an, während er die Suppe verzehrte; sie hatte sie bereitet, und es mundete ihm — sie hatte ein Gefühl, als wenn sie lange, lange so neben ihm sitzen könnte und nicht müde werden würde, ihn anzusehen.

Sobald die Suppe verzehrt, war sie wieder hinaus, um das nächste Gericht zu holen; es bereitete ihr ein so eigenthümliches Wohlgefühl, ihn zu bedienen. Als sie zurückkam, sah sie, daß er die Flasche geöffnet und zwei Gläser gefüllt hatte; getrunken aber hatte er noch nicht.

Eh bien, madame, sagte er, sein Glas zur Hand nehmend, wollen Sie mir gestatten, mit Ihnen anzustoßen?

Gesenkten Hauptes ergriff sie das ihrige.

Und befehlen Sie, bitte, worauf wir anstoßen wollen, fuhr er fort.

Sie schwieg einen Augenblick; Ihre Frau Mutter, sagte sie dann leise, indem sie ihm in die Augen sah.

Und noch einen kleinen Schluck, fügte sie rasch hinzu, — die kleine Schwester.

Ihr ganzes Antlitz war in Gluth getaucht; plötzlich, als sie das Glas hingestellt, fühlte sie ihre Hand ergriffen, mit beiden Händen hielt er ihre Rechte umschlossen.

Wie gut Sie sind, sagte er, wie ich Ihnen danke!

Seine Stimme hatte einen bebenden Klang, in seinen Augen erschienen Thränen. Er beugte sich nieder und küßte ihre Hand, und als sie den warmen Druck seiner Lippen empfand, sank sie an die Lehne ihres Stuhles zurück. O mein Gott, sagte sie mit einem tiefen Seufzer. Sie zog

ihre Hand zurück, stand auf und ging hinaus. Einsam verzehrte er seine Mahlzeit bis zum Ende.

Einige Zeit darauf vernahm Reine Gouyou aus ihrer Küche seinen Schritt, der sich der Hausthür zuwandte. Sie erschien auf der Schwelle.

Sie gehen fort? fragte sie.

Zum Appell, antwortete er, stehen bleibend, es wird nicht lange dauern, ich komme bald zurück.

Warum er das Letztere hinzusetzte, hätte er selbst kaum gewußt, aber er hatte ein Bedürfniß gefühlt, es zu sagen; in ihrem Antlitz war ein so eigenartiger Zug gewesen — und während er dem Sammelplatze zuschritt, mußte er fortwährend an diesen Zug und an dieses Gesicht denken.

Es dunkelte bereits, als das Klappen der Hausthür seine Rückkehr verkündete. Reine Gouyou hatte sich mit einer Handarbeit in ihrem Wohnzimmer niedergesetzt und die Lampe angezündet, aber ihre Gedanken waren nicht bei ihren Händen gewesen, sie hatte wie lauschend gesessen, und als sie nun die Pforte gehen hörte, fühlte sie es wie eine Beruhigung. Sie vernahm, wie er langsam über den Flur an ihrer Thür vorüberging. Es kam ihr sogar vor, als bliebe er vor letzterer stehen. Er mochte das Licht in ihrem Zimmer bemerkt haben — kämpfte er mit sich, ob er noch einmal bei ihr eintreten sollte? Beinahe schien es so, und mit verhaltenem Athem saß sie regungslos da. Endlich ging er weiter, die Treppe hinauf nach seinem Gemach. Sobald sie ihn droben hatte eintreten hören, stand sie auf, ging an die Hausthür und schloß sie ab, indem sie den Schlüssel zweimal herumdrehte. Sie drückte die Klinke nieder, sie versicherte sich, daß es unmöglich war, von draußen hereinzukommen, und dann, als ob ihr das Alles nicht genügte, schob sie noch einen eisernen Riegel vor. Nun war sie sicher.

Aber nachdem sie wieder eine Zeitlang bei ihrer Arbeit gesessen, hörte sie ihn abermals aus seiner Stube treten; er kam die Treppe herab, nicht mit dem leichten Schritte von heute Mittag, sondern langsam, Stufe nach Stufe. Die Arbeit sank ihr in den Schooß; wirklich, er kam auf ihre Thür zu, es klopfte an. Ihre Stimme zitterte unwillkürlich, als sie leise herein rief; im nächsten Augenblick stand er bereits innerhalb der Thür, die er hinter sich zuzog.

Verzeihen Sie, sagte der Ulan, daß ich Sie zu so später Stunde noch störe, aber — ich mußte mich bei Ihnen bedanken.

Er lächelte, aber es war nicht mehr das unbefangene Lächeln von vorhin, sein Gesicht verrieth seine Verlegenheit.

Reine Gouyou hatte die Augen nicht erhoben.

Wofür bedanken? fragte sie.

Ich fand mein Zimmer oben so angenehm geheizt, und außerdem haben Sie mir sogar noch ein Abendessen auf den Tisch gesetzt; Sie thun viel mehr, als ich verlangen kann.

O, sagte sie leise, indem sie mit scheinbarem Eifer an ihrer Arbeit stichelte — und dann trat ein langes, tiefes Schweigen ein, einer jener Augenblicke, in denen man entweder nichtssagend redet oder vielsagend schweigt. — Endlich unterbrach er die Stille.

Ich komme soeben vom Appell, sagte er, und unsere Ulanen sind ganz überrascht; auf dem Wege hierher begegneten wir dem Bataillon, das vor uns hier im Quartier gelegen hatte, und man sagte uns, die Damen hier im Dorfe wären finster und zurückweisend, und statt dessen — er stockte, sie sah ihn fragend an, als sollte er fortfahren.

Nun, statt dessen sind die Leute ganz entzückt, sie hätten noch nie so viel Liebenswürdigkeit und Schönheit gefunden, meinen sie, als hier.

Wirklich? sagte Reine Gouyou. Sie hatte die Arbeit

sinken lassen und starrte über dieselbe hinweg auf den Boden. Ihr Busen hob und senkte sich; er bemerkte ihre Erregtheit.

Es ist Ihnen nicht unangenehm, was ich Ihnen er- erzählte? fragte er.

Was geht es mich an, wie die Frauen hier im Dorfe sind, erwiderte sie, indem sie aufstand und die Fensterläden schloß. Ihr Gesicht hatte sich verdüstert, ihre Stimme war heiser und rauh.

O — sagte er schüchtern, ich — hatte Ihnen ein Kompliment über Ihre Landsmänninnen sagen wollen. Als er das sagte, blieb sie jählings, wie angewurzelt, mitten im Zimmer stehen; in ihren Augen erschien ein unbeschreibbarer Ausdruck, ein Lächeln; und doch war es kein solches, sondern ein durcheinander wogendes Gemisch von Staunen und Schrecken, von Hingebung und Feindseligkeit, und über dem Allen wie ein Schatten, ein tiefes, düstres Weh. Und diese Augen richtete sie jetzt langsam auf ihn und sah ihm mit langem, tiefem Blicke in das Gesicht.

Ein Schauer durchzuckte ihn; sie erschien ihm plötzlich verwandelt, nicht mehr eine schlichte Bauernfrau, sondern ein majestätisches Weib, eine Verkörperung des Landes, dem sie angehörte, des verlockenden und abstoßenden, des stolzen und gedemüthigten Frankreichs.

Er trat ihr ganz nahe. Sind Sie mir böse? fragte er leise. Sie gab keinen Laut von sich, sie rührte kein Glied. Er neigte sich noch näher. Wie schön Sie sind, flüsterte er, und plötzlich beugte er sich, und seine Lippen berührten ihre Wange. Er fühlte die Kühle ihrer Haut, und als sie aus tiefem Busen aufstöhnte, fuhr er zurück. Auch jetzt aber blieb sie regungslos. Noch einmal neigte er sich zu ihr, in dem Augenblick jedoch warf sie beide Hände auf seine Schultern, so daß sie ihn fern von sich hielt, ihr Antlitz näherte sich dem seinigen, noch einmal warf

sie das Haupt zurück, als sträubte sie sich gegen eine übermächtige Gewalt, dann sank ihr Haupt zu ihm hin, und wie ein Hauch berührten ihre Lippen die seinigen. Im nämlichen Augenblick taumelte sie zurück, barg das abgewandte Gesicht in ihrem Arm und mit der freigebliebenen Hand winkte sie ihm: gehen Sie, gehen Sie. — Er ging. —

Am nächsten Tage kam der junge Ulan erst um die Mittagsstunde in das Quartier zurück; den ganzen Vormittag war er im Dienste beschäftigt gewesen. Reine Gouyou hatte ihn bis dahin nicht gesehen. Als er an der Küche vorüberging, hörte er aus dem Innern derselben die Stimme der Frau, die ihm zurief, daß das Essen bereit sei und daß er vorn in ihr Zimmer gehen möchte. In der That fand er den Tisch bereits gedeckt.

Als Reine Gouyou mit der Suppenterrine eintrat, sah sie ihn am Fenster stehen, gedankenvoll hinausblickend. Er wandte sich, als er sie kommen hörte, und begrüßte sie; seine Verbeugung aber war förmlicher als gestern, und sie bemerkte, daß seine Augen wie fragend auf ihr ruhten. Auch nachdem er sich gesetzt und Reine Gouyou wieder neben ihm Platz genommen hatte, blieb er schweigsam und, wie es schien, mit Gedanken beschäftigt.

Nach einiger Zeit wandte er die Augen wieder nach dem Fenster hin, und indem er mit dem Kopfe in der Richtung nickte, fragte er: Dort drüben das Haus, ist das Kaffeehaus des Herrn Rodolphe?

Sie zuckte innerlich zusammen. Allerdings, sagte sie, weshalb?

Ich hörte, erwiderte er, wie die Offiziere sich darüber unterhielten. Sie sind, glaube ich, schon gestern Abend dort gewesen, und heute, als der Appell zu Ende war und die Offiziere bei einander standen und sich unterhielten, kam ein sonderbarer alter Kauz an sie heran, ich glaube, es ist

ein alter Forsthüter, und lud sie gewissermaßen zu morgen Abend zu Rodolphe ein —

Zu morgen? unterbrach sie ihn.

Ja, fuhr er fort, ich stand in ihrer Nähe und hörte, was gesprochen wurde. Wenn ich recht verstanden habe, soll morgen Abend ein Fest bei dem Herrn Rodolphe gefeiert werden, es sollen Damen dabei sein und — er stockte und blickte auf seinen Teller nieder — und mir war es, als hätte ich auch Ihren Namen nennen gehört?

Reine Gouyou gab keine Antwort; sie fühlte, wie ihre Eingeweide erkalteten.

Er richtete das Haupt auf und sah sie von der Seite an: Man erzählte, es solle eine Verlobung gefeiert werden und — und Madame würde sich mit Herrn Rodolphe verloben?

Wieder entstand ein langes Schweigen.

Und wenn es so wäre? sagte sie mit einem gewissen Trotze, würde Jemand etwas dawider einzuwenden haben?

O — gewiß nicht, murmelte er, dann fuhr er laut und in absichtlich gleichgültigem Tone fort: Ich sah heute früh einen Mann drüben an der Thür stehen, mit schwarzem, buschigem Haare, ist das Herr Rodolphe?

Nach Ihrer Beschreibung ist er es gewesen, antwortete sie. Er sagte nichts, aber er schaute sie wieder an, und diesen Blick ertrug sie nicht, denn sie las darin ein staunendes „Wie ist es möglich?“

Einen Augenblick drängte es sie, ihm zu sagen, daß Alles nicht wahr sei, daß sie niemals jenes Menschen Braut sein würde, aber gleichzeitig kam ihr die Ueberlegung, daß sie ihm dann Alles sagen, Alles verrathen müßte, das aber war ja nicht möglich. Und so, von schweren, widerstreitenden Gefühlen belastet und gequält, erhob sie sich, und indem sie stumm hinaus ging, überließ sie ihn seinem Staunen.

Sie sahen sich den ganzen ferneren Tag nicht mehr, sie gingen sich aus dem Wege. Er glaubte die Erklärung für Alles gefunden zu haben, was ihm an ihr räthselhaft erschienen war, sie fürchtete sich vor seinen schweigenden, fragenden Blicken. Aus seinen Worten aber hatte sie erfahren, daß die furchtbare Stunde näher und näher schritt, und die Nacht, die sie verbrachte, war schrecklich. Schlafen konnte sie nicht, und der Halbschlummer, der ihr gefoltertes Gemüth endlich umfing, brachte ihr ein grausenvolles Bild: sie sah Rodolphe zur Thür hereintreten, einen brennenden Kienspan in der einen, ein offenes Messer in der anderen Hand. Das schwarze buschige Haar hing ihm über die Stirn, sein roth von der Flamme angeflackertes Gesicht war wild verzerrt. Oben? fragte er mit heiserem Tone, und leise wie eine wilde Katze schlich er die Treppe hinauf.

Sie sah ihn, wie er behutsam die Thür öffnete, die schreckliche Thür ohne Riegel und Schloß, wie er einen Augenblick auf der Schwelle Halt machte, rings umher suchend mit den Augen, und wie er sich dann mit einem Sprunge dahin stürzte, wo das Bett stand. Sie hörte einen dumpfen, erstickten, schrecklichen Laut, dann sah sie, wie Rodolphe sein verthiertes Gesicht emporhob, wie er sich umwandte zu ihr, sie hörte, wie er knirschend zu ihr sagte: Weil du ihn geliebt hast, weil du ihn geliebt hast! und sie sah, wie er noch einmal und noch einmal in den zuckenden, windenden Körper hineinstieß.

Kalter Schweiß bedeckte ihre Glieder, und mit einem Schrei des Entsetzens sprang sie aus ihrem Bette. Todtenstille herrschte im Hause und auf der Gasse draußen, aber das Traumgesicht war so furchtbar lebendig gewesen, daß sie mit zitternden Händen Licht anzündete und so, wie sie war, mit nackten Füßen hinauseilte, um die Hausthür zu untersuchen.

Die Pforte war verschlossen und verriegelt, es wäre keine Möglichkeit gewesen, hereinzukommen; trotzdem ließ es ihr keine Ruhe, lautlos schlüpfte sie die Treppe hinauf, bis an sein Zimmer, und horchend legte sie das Ohr an die Thür. Zunächst verhinderte das wilde Pochen ihres Herzens sie, irgend etwas zu hören, dann aber, nachdem sie ruhiger geworden, vernahm sie die tiefen Athemzüge des Schlafenden. Sie kehrte in ihr Zimmer zurück. Noch nicht! murmelte sie vor sich hin, und es überlief sie mit eisigem Schauder.

Als der Tag, welcher dieser Nacht folgte, seine grauen Augen aufschlug und in Reine Gouyou's Zimmer blickte, sah ihm von dort ein bleiches, überwachtes Antlitz entgegen. Heute — das war der Gedanke gewesen, mit dem sie, tödlich ermattet und dennoch fieberhaft wach, sich vom Lager erhoben hatte, und dieses Heute summte und braus'te vor ihren Ohren, tanzte wie eine schwarze Spinne vor ihren Augen.

Als es zehn Uhr Vormittags war, wurde die Thür ihres Hauses von draußen geöffnet, hastige Schritte ertönten im Flur, und unmittelbar darauf erschien die Gestalt des Forsthüters auf der Schwelle ihrer Stube. Hinter ihm stand Rodolphe.

Madame Gouyou, sagte er, auf heute Abend; sind Sie bereit?

Sie starrte die beiden Männer, keines Wortes mächtig, an.

Sind Sie bereit? wiederholte der Forsthüter, seine Augen blitzten, seine Brauen zogen sich zusammen.

Es ist abgemacht, brachte sie qualvoll hervor.

Gut, sagte er, wenn es heute Nachmittag dunkel wird, werden Sie Rodolphe erlauben, daß er Sie abholt; du wirst dich hübsch machen, mein Junge, wandte er sich an diesen. Rodolphe schmunzelte. Was Madame anbetrifft,

so brauche ich nicht weiter an ihren Geschmack zu appelliren. Sie weiß, was auf dem Spiele steht, und daß das Vaterland nicht mit sich spaßen läßt. Diese letzteren Worte waren leise und furchtbar eindringlich an Reine Gouyou gerichtet; sie verstand ihren Sinn und erbebte. Er wollte sich zum Gehen wenden, als Rodolphe ihn leise anstieß. Ja so, sagte der Forsthüter, die Stube des Prussien; wollen Sie uns zeigen, Madame, wo er wohnt?

Der Ulan war draußen im Dienste. Mechanisch setzte sie sich in Bewegung.

Aha, sagte der Waldläufer, als er bemerkte, daß sie sich nach der Treppe wandte, im Giebelzimmer oben? Das hab' ich mir gedacht.

Auf der obersten Treppenstufe blieb sie stehen, sie konnte nicht weiter. Die beiden Männer gingen auf das Gemach zu.

Oeffnet sich leicht und bequem, sagte der Forsthüter, indem er die Klinke niederdrückte.

Kein Schloß an der Thür, bemerkte Rodolphe.

Kein Schloß, du hast recht, versetzte der Andere. Er wandte sich um: sehr gut, Madame Gouyou, mache Ihnen mein Kompliment.

Mit prüfenden Blicken überschauten sie den Raum, dann stieß der Forsthüter Rodolphe mit dem Ellenbogen in die Seite. Er wird uns nicht viel zu schaffen machen, he?

Ich denke, er ist besorgt, erwiderte Rodolphe mit einem brutalen Grinsen seines breiten Gesichts. Auf Wiedersehen, Madame Gouyou! — und Beide gingen an ihr vorüber hinaus.

Erst nach einiger Zeit ward Reine Gouyou sich dessen inne, daß sie noch immer an der Treppe oben stand, krampfhaft an das Geländer geklammert. Sie wollte sich bewegen, aber es war ihr, als wären ihre Glieder gefesselt, sie wollte denken, aber die Gedanken versagten ihr, nur eines noch

war lebendig in ihr, ein dumpfes Gefühl rathlosen Entsetzens. Die Uhr in ihrem Zimmer schlug die elfte Stunde, und indem sie im Geiste den Zeiger von Stunde zu Stunde weiter rücken sah, erschien es ihr, als wäre sie in einen heulenden Strom eisigen Wassers geworfen, der sie hülflos dahin trug einem Augenblick entgegen, wo das Denken aufhörte, das Leben aufhörte, und wo nichts mehr war als ewige, ewige Nacht.

Auch jetzt bereitete sie ihm wie an den vorhergehenden Tagen das Essen, aber die Hände sanken ihr dabei nieder, und immer von Neuem mußte sie sich aufraffen; sie hatte ein Gefühl, als kochte sie für Jemanden, der keine Speise mehr brauchte, für einen Todten.

Als sie ihn heute vom Dienste hereinkommen hörte, verursachte ihr der Klang seiner Schritte einen Schüttelfrost, sie verhielt sich lautlos, damit er nicht zu ihr hineinblicken sollte. Eine Melodie vor sich hinpfeifend, ging er bei der Küche vorüber, den gewohnten Gang, die Treppe hinauf — ob er nicht stutzen würde droben? Ob keine Ahnung ihm sagen würde, was für Augen dieses Zimmer heut besichtigt, was für Gedanken es bevölkert hatten? Ob ihm nicht ein Dunst aus der Stube entgegenschlagen würde, wie der Geruch von Blut? Nein — er schien in fröhlichster Stimmung zu sein, er sang sich ein Lied, sie hörte seine klangvolle Stimme.

Als er zur Mahlzeit heruntergekommen war, wurde sein heiteres Gesicht freilich ernst, als er das todblasse Antlitz seiner Wirthin sah. Sie vermochte seinen Gruß nur mit einem stummen Kopfnicken zu erwidern, ihre Lippen waren wie vertrocknet, sie vermochte ihn nicht anzusehen. Schweigend trug sie ihm sein Mahl auf, und er wagte nicht, sie aufzufordern, daß sie sich neben ihn setzen sollte. Es wurde ihm klar, daß sie Herrn Rodolphe nicht gern heirathete, aber es widerstrebte ihm, ihr Leiden durch Fragen zu vermehren.

Im Laufe des Nachmittags vernahm der junge Mann, während er im Stalle mit seinem Pferde beschäftigt war, ein eigenthümliches Geräusch im Hause. Eine große Schaar von geputzten Frauen war eingetreten und erfüllte die sonst so stillen Räume mit Geschwätz und Gelächter. Thüren wurden klappend geworfen, man hörte das Rauschen von Seide auf der Diele, und als er herantrat, um das Schauspiel in der Nähe zu betrachten, sah er, wie die Frauen mit Kleidern, Bändern und Schmucksachen hin- und herliefen. Eine derselben, ein schlank gewachsenes Weib mit schönem, herausforderndem Gesicht, stellte sich, als sie den Ulanen in den Flur treten sah, wie abwehrend vor ihm auf.

He, mein Herr, rief sie, indem sie ein Paar weißseidener Strümpfe in der Hand schwenkte, das sind Geheimnisse, von denen Männer nichts wissen dürfen! Nachher, wenn wir die Braut angezogen und geschmückt haben, werden wir Sie rufen, dann sollen Sie sie sehen.

Sie lachte, während sie das sagte; ihre weißen, spitzen Zähne wurden sichtbar, und das hübsche Gesicht bekam dadurch beinahe einen wilden Ausdruck.

Nach einer halben Stunde etwa, als es schon zu dunkeln begann, erschien sie wieder in der Thür, die nach dem Hofe hinaus ging.

Eh bien, mein Herr, rief sie, jetzt sind wir so weit wenn Sie jetzt wollen —?

Aber wird es Madame Gouyou auch nicht unlieb sein? fragte er, indem er zögernd näher trat.

Ah, kein Gedanke, kein Gedanke! hieß es; der ganze Schwarm der Weiber hatte ihn umringt und zog ihn nach der offenen Thür von Reine Gouyou's Wohnzimmer hin.

Betroffen blieb er auf der Schwelle stehen. Man hatte den Tisch zur Seite gerückt und Alles, was sich von Lichtern auftreiben ließ, darauf gestellt, und neben dem Tische saß

Reine Gouyou auf einem Stuhle. Er erkannte sie kaum wieder, denn statt der dunklen Tracht, in der er sie bisher gesehen, umschloß ein helles, rosafarbenes Seidenkleid ihren schönen Leib, ein Halsband von Karneolsteinen umfing ihren Hals, ein goldenes Armband schmückte ihren linken Arm. Regungslos lagen ihre Hände im Schooße, wie eine geputzte Leiche saß sie da. Als seine Gestalt in der Thür erschien, blickte sie flüchtig zu ihm auf, dann sanken ihre Augen theilnahmslos wie vorher nieder. Schwatzend und lärmend standen die Weiber um sie her.

Sehen Sie sie an, Monsieur, riefen sie dem Ulanen zu, ob sie hübsch ist? he? Ob Monsieur Rodolphe sich freuen wird zu einer solchen Braut? he? Sehen Sie, welch schöne Hände!

Und welche Füßchen! rief die Schlanke, indem sie vor Reine Gouyou niederkniete; und sie werden tanzen heute Abend, diese Füßchen, tanzen! tanzen! nicht wahr, Madame la Reine? Sie hatte beide Füße von Reine Gouyou ergriffen und schüttelte sie, indem sie dabei wie unbändig lachte.

Lassen Sie mich! rief die gequälte Frau. Sie stieß die Hände des Weibes zurück und erhob sich. Mit zürnenden Augen schaute sie im Kreise umher.

Allons, rief die Schlanke, wir gehen zu Rodolphe hinüber und sagen ihm, daß er kommen kann, seine Braut abzuholen!

Zu Rodolphe! wiederholte schreiend der ganze Chor, und auf Wiedersehen, Madame Gouyou, auf Wiedersehen!

Damit zogen sie zur Thür hinaus, bei dem Ulanen vorüber, der wortlos dastand und gar nicht wußte, wie er sich den tollen Auftritt erklären sollte. Alle diese Weiber hatten ihm den Eindruck gemacht, als ob sie berauscht gewesen wären. Als er seine Augen auf Reine Gouyou wandte,

sah er sie am Tische lehnend, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Ein tiefes Mitleid ergriff ihn, er trat auf sie zu.

Madame, sagte er, verzeihen Sie mir, aber es scheint mir, daß Sie nicht gern zu dieser Verlobung schreiten?

Ihre Brust zuckte wie im Krampfe, ihre Hände glitten herab, sie wandte ihm das Gesicht zu, und im nächsten Augenblick mußte er sie auffangen, da sie wie gebrochen in seine Arme sank. Er fühlte das Zittern ihres Leibes, der sich an den seinen preßte, und hörte das qualvolle Stöhnen ihres Busens.

Muß es denn sein? fragte er leise, müssen Sie durchaus hinübergehen?

Wie eine Sterbende sah sie ihn an. Es muß, hauchte sie leise, es muß.

Er wollte sprechen, aber sie schüttelte das Haupt, als sollte er nichts sagen; dabei sah sie unverwandt in sein Gesicht. Dann legte sie den Arm um ihn und küßte ihn auf die Augen, die Lippen und das Haar.

Werden Sie heute Abend ausgehen? raunte sie leise.

Nein, erwiderte er.

Sie werden nicht ins Kaffeehaus hinüberkommen?

Nein.

Gut so, gut so! flüsterte sie. Sie werden Ihre Fensterläden schließen? Wollen Sie? Wollen Sie?

Wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht, sagte er, will ich es gern thun.

Sie nickte; dann beugte sie das Haupt; es sah aus, als kämpfte sie mit einem Entschluß. Scheu blickte sie umher, dann neigte sie sich zu seinem Ohre.

Noch eins, flüsterte sie, hören Sie noch eins — heute Abend —

In dem Augenblicke aber ging lärmend die Hausthür auf, sie prallte zurück, und während er in dem dunklen Flure

verschwand und die Treppe gewann, kam der tobende Weiberschwarm, Rodolphe an der Spitze, von draußen herein.

Ueber das Treppengeländer gebeugt sah er, wie Reine Gouyou, die einen Mantel übergeworfen hatte, in die Mitte genommen und wie im Triumphe hinausgeführt wurde. Die Thür fiel ins Schloß, Alles wurde still.

Ihr letztes Wort war ungesprochen geblieben. Was hatte sie sagen wollen? Er überlegte hin und her, dann nahm er eine Laterne und ging zum Stalle. Die Winternacht war hereingebrochen und das Dunkel war so dick und schwer, als wollte es das kleine Licht seiner Leuchte erdrücken.

Bei seinem Eintritt in den Stall wandte das Pferd den Kopf und schnaubte leise; er hing die Laterne am Riegel auf und untersuchte Sattel- und Zaumzeug. In der einsamen Stille, die ihn rings umgab, überkam ihn plötzlich ein seltsames, unheimliches Gefühl. Der wüste Vorgang von vorhin, das unverständliche Gebahren der Frau, Alles trat wieder vor seine Seele, und nach einigem Zaudern entschloß er sich und legte seinem Pferd den Sattel auf, so daß er es jeden Augenblick besteigen konnte. Dann kehrte er ins Haus zurück.

Die Luft in seinem Zimmer war drückend schwül, er öffnete ein Fenster und blickte hinaus. Von jenseits der Straße leuchteten die Fenster des Kaffeehauses herüber, er bemühte sich zu erkennen, was hinter demselben vorging. Die Straße aber war breit, die Entfernung zu groß, er konnte nichts Bestimmtes unterscheiden. Das einzige Lebendige auf der Straße war eine Gruppe von Ulanen, die Arm in Arm in ihre Quartiere zogen. Sie unterhielten sich laut und lachend, ihre Zungen waren etwas schwer, so daß es klang, als ob sie getrunken hätten. Nachdem sie vorüber waren, versank das Dorf in öde, schweigende Ruhe, nirgends regte sich ein Laut. Er schloß das Fenster, und indem er

es that, fiel ihm ein, daß sie ihn gebeten hatte, die Läden zu schließen. Jedenfalls hatte sie gefürchtet, daß er sie drüben sehen und erkennen würde; obgleich er ihre Befürchtung als unnöthig erkannte, that er nach seinem Versprechen und hakte die hölzernen Fensterläden ein. Obgleich er jetzt völlig ruhig geworden war, spürte er doch kein Verlangen, sich in das Bett zu legen. Er nahm seinen Faust, den er im Mantelsack mit sich führte, setzte sich an den Tisch und begann zu lesen. Nach einer Stunde etwa fingen die Buchstaben an, vor seinen Augen zu tanzen, er wurde müde, stützte den Kopf auf den Arm und schlief ein.

Plötzlich — es mochte tief in der Nacht sein — fuhr er auf, von einem sonderbaren Geräusch geweckt. Er hatte geglaubt, auf der Straße ein Gesumme von durcheinander redenden Stimmen zu hören. Anfänglich meinte er geträumt zu haben, als er aber seine Sinne gesammelt hatte, bemerkte er, daß es keine Täuschung war. Die Schritte der Hin- und Hergehenden schallten auf dem harten Winterboden, es mußte eine größere Anzahl von Menschen sein, die sich dort unten sammelte.

Eben war er im Begriff, das Fenster zu öffnen und hinunterzuschauen, als er jählings, wie erstarrt, stehen blieb: er vernahm, wie die Hausthür unten schmetternd zugeworfen und der Schlüssel zweimal im Schlosse herumgedreht wurde; alles das in rasender Hast. Sein Säbel lag auf dem Tische, er schnallte ihn um, ergriff die Lampe und trat auf den Flur hinaus. Wer kommt da? rief er; in demselben Augenblick schaute Reine Gouyou um die Biegung der Treppe. Ihr Gesicht war aschfahl, ihre Augen weit aufgerissen, und ihre Brust keuchte, als wenn sie springen würde.

Ihr Pferd! ächzte sie, satteln Sie Ihr Pferd! und fort! fort! fort!

Er stieg zu ihr hinab. Was geschieht? fragte er.

Drüben — Ihre Offiziere — sind todt. Franctireurs! stammelte sie.

Er stieß einen heisern Schrei aus und taumelte zurück. Mit beiden Händen ergriff sie seinen Arm und zog ihn die Stufen hinunter.

Er setzte die Lampe aus der Hand.

Meine Kameraden! rief er, und stürzte auf die Hausthür zu.

Reine Gouyou hing sich mit beiden Armen um ihn, als wollte sie ihn durch die Schwere ihres Leibes zurückhalten.

Nicht da hinaus, jammerte sie, nicht da hinaus, Sie laufen ihnen in die Hände! Sie ermorden Ihre Ulanen!

Indem sie das sagte, erdröhnte die Hausthür von wüthenden Faustschlägen, die von außen dagegen schmetterten. Der Ulan wandte sich um und war mit zwei Sprüngen auf dem Hofe; Reine Gouyou hinter ihm drein.

Im Augenblick, als er das Pferd aus dem Stalle gerissen hatte, vernahm man von draußen eine gräßliche Stimme. Es war Rodolphe.

Aufgemacht, brüllte Rodolphe, aufgemacht, Frau Gouyou! Aufgemacht!

Die Thür widerstand; draußen erhob sich ein lautes, durcheinander schwirrendes Geschrei. Dann kam es wie ein Rudel Wölfe an den Thorweg des Hofes, man hörte, wie sie sich von außen gegen die Planken warfen, wie die Pforte knackte und krachte — noch einen Augenblick, und das Thor gab nach, und die Meute war herein. Unterdessen war der Ulan in den Sattel gesprungen.

Hier entlang, keuchte Reine Gouyou, indem sie das Pferd am Zügel ergriff und nach einer Pforte zog, welche sich in der Hintermauer des Hofes befand. Die Thür war offen; das wild erregte Pferd schäumte und wollte sich nicht

halten lassen; er zwang es zur Ruhe. Aber Sie? fragte er zu ihr hinunter, wenn Sie in ihre Hände fallen?

Plötzlich setzte sie den Fuß auf seinen im Steigbügel ruhenden Fuß.

Du findest den Weg nicht, sagte sie tonlos heiser, nimm mich mit.

Er beugte sich herab, sie ergriff seinen Arm, und im nächsten Augenblick saß sie hinter ihm, ihn mit ihren Armen umschlingend. Er lenkte aus dem Thore. Rechts entlang! sagte sie, als sie hinaus waren, und nun ist offener Weg.

Vorwärts, Egmont! rief er, und im Sprunge schoß das Pferd mit ihnen davon.

Draußen erhob sich ein Mordgeheul und ein Getrampel von laufenden Schritten. Sie hatten den klappernden Hufschlag gehört, sie wollten ihm den Weg abschneiden. Als der Ulan eine Querstraße durchschnitt, welche auf die Hauptstraße mündete, sah er auf letzterer einen dunklen Menschenhaufen, und aus diesem Haufen krachten Schüsse nach ihnen hin. Die Kugeln pfiffen um seinen Kopf. — Bist du verwundet? fragte er zu ihr zurück. — Nein, sagte sie und schlang sich fester um ihn. Des Pferdes Kräfte verdoppelten sich durch den Schreck, und in gestrecktem Laufe jagte es mit seiner Last dahin. Hinter Gartenzäunen entlang, an den Hintermauern der Häuser vorbei ging der furchtbare Ritt. Wieder rechts, hörte er ihre Stimme, sie hatten freies Feld erreicht. Dort die Pappeln — das ist die Chaussee — und dann links.

Auf der hartgefrorenen Chaussee dröhnten die Hufe des galoppirenden Rosses, immer weiter ging es in athemberaubender, rasender Hast.

Endlich mündete die Chaussee in ein Fichtengehölz, und als sie dieses erreicht hatten, scholl ihnen ein Halt — werda? entgegen. Sie waren bei den Vorposten preußischer Infanterie.

Er hielt das Pferd an und gab mit stöhnender Brust Losung und Feldgeschrei.

Wo ist die Feldwache? fragte er; die Ulanen-Schwadron ist von Franctireurs überfallen und niedergemacht worden.

Der Soldat, der ihn angehalten hatte, stieß einen Fluch aus. Die Hunde! sagte er; na wartet, morgen kommen wir euch über den Hals, und dann soll es euch schlecht gehen mit eurem verfluchten Dorf. —

Es wurde ihm beschrieben, wo er die Feldwache zu suchen hatte: fünfzig Schritt die Chaussee entlang, dann rechts hinein, über die Brücke und dann wieder ein paar hundert Schritt g'rad aus. Langsam setzte er sein schweißtriefendes Pferd in Gang. Wer sitzt denn da oben mit dir auf dem Pferd? rief ihm der Wachtposten nach, als er abritt, aber er hörte nicht darauf hin. Zur Rechten der Chaussee öffnete sich ein Weg, er bog in denselben ein, und nun ritten sie stumm durch die lautlose Waldnacht. Da fühlte er, wie das Gesicht des hinter ihm sitzenden Weibes an seinen Rücken sank, und hörte, wie sie leise jammernd vor sich hinweinte; mit seiner Rechten faßte er ihre Hände, die vor seiner Brust zusammengekrampft lagen, er drückte sie schweigend, er streichelte und liebkos'te sie — zu sprechen vermochte er nicht. — Die Bäume lichteten sich, die matt schimmernde Fläche eines Teiches wurde sichtbar, und da war auch die Brücke. Als die Hufe des Pferdes auf den hölzernen Bohlen erdröhnten, lös'ten sich plötzlich die Hände des Weibes, und ehe er es verhindern konnte, war sie hinter ihm hinabgeglitten. Er hielt sein Pferd an; wo willst du hin? rief er. Sie hatte die Arme über das Brückengeländer gestreckt, das Haupt auf die Arme gedrückt und gab keine Antwort; ein Krampf durchschütterte ihren zitternden Leib.

Mit einem Sprunge war er aus dem Sattel und stand neben ihr. Er legte den Arm um sie, aber sie klammerte

sich am Geländer fest, und beinah mit Gewalt zog er sie endlich an seine Brust. Ihre Kniee wankten, ihr Haupt lag schwer auf seinem Herzen, ein trostloses, verzweifeltes Schluchzen drang aus ihrem röchelnden Busen.

Du — wirst nun — zu den Deinigen gehen, sagte sie, und ihre Worte kamen zerrissen, wie Scherben einer zermalmten Seele, hervor — du wirst ihnen sagen — Alles — was geschehen ist — und was sie gethan haben — und daß sie die Ulanen umgebracht haben — und dann werden sie morgen kommen — und Rache nehmen — und das Dorf niederbrennen — und an Allem — werde ich Schuld sein — ich — ich — und ich habe mein Land verrathen — und ich — sie drückte das Gesicht gegen seine Brust, als wollte sie sich hineindrängen und darin verbergen — mein Land! mein armes Land! Ihr Weinen ward zum dumpfen, heulenden Klagen — plötzlich fuhr sie wild auf: und ich habe doch nicht anders gekonnt! Denn, weißt du, ich habe dich geliebt! und ich liebe dich noch — o so — so — mit leidenschaftlicher Gewalt umschlang sie ihn, und ihre kalten Lippen bedeckten sein Gesicht mit wüthenden Küssen.

Und du bist nun gerettet, stammelte sie, du wirst nun heim kommen zu deiner Mutter — wirst du sie grüßen von Reine Gouyou?

Die Thränen stürzten ihm aus den Augen. — Ich werde sie grüßen, sagte er — ich werde.

Und deine kleine Schwester — wirst du sie küssen von Reine Gouyou?

Tausendmal, tausendmal! antwortete er schluchzend.

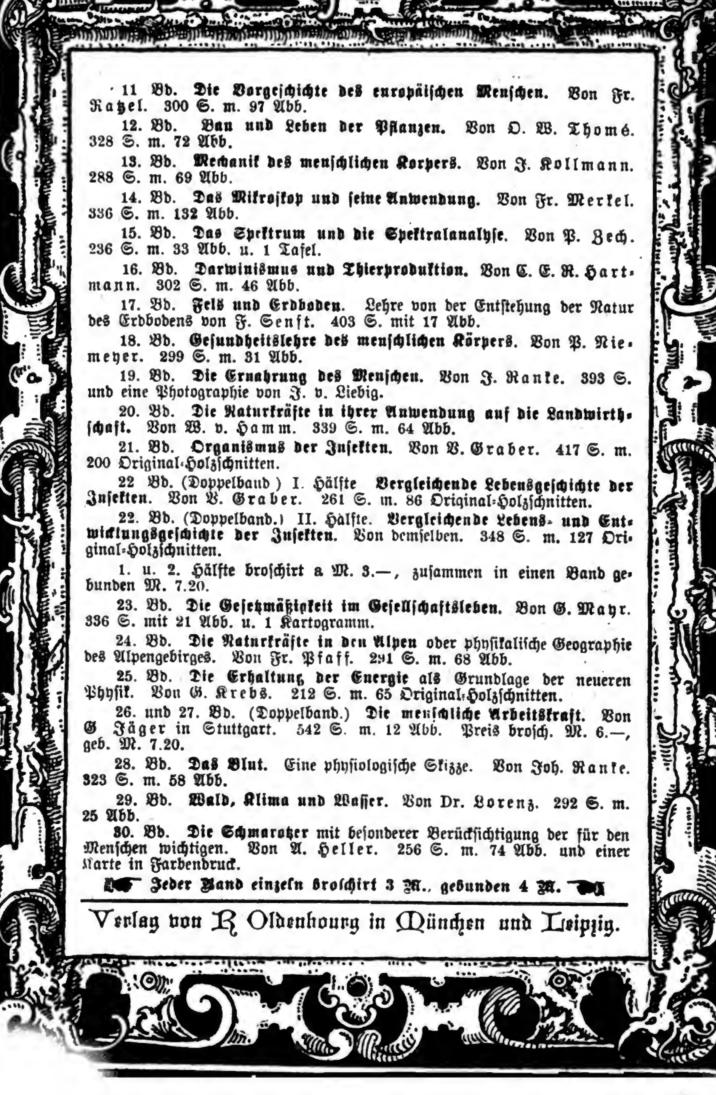
Und du selbst — wirst du an sie denken, an die arme Reine Gouyou? Wirst du? Wirst du?

Inbrünstig schloß er sie in seine Arme und küßte ihr thränenfeuchtes Gesicht. Plötzlich riß sie sich aus seinen Armen, legte beide Hände auf seine Schultern und stieß ihn zurück.

Unwillkürlich taumelte er, und in dem Augenblick war sie von der Brücke fort, im Dunkel verschwunden. Er schlang die Zügel um das Brückengeländer und lief hinter ihr drein; aber er sah nichts und hörte nichts. Rathlos blieb er stehen. Hören Sie mich, rief er, um Gotteswillen, hören Sie mich! Da vernahm er vom fernen Ende des Weihers her ein plätscherndes Geräusch im Wasser und einen letzten schrillen Schrei. Ueber Baumwurzeln stolpernd, mit den Händen um sich greifend, weil die Fichtenzweige ihm ins Gesicht schlugen, stürzte er nach der Richtung hin — aber es war nichts mehr zu hören, nichts mehr zu sehen. Nur das Schilf bewegte sich in leisem Wellenschlage, und wie das Wasser am Ufer gluckste und seufzte, klang es beinah wie ein leises Gouyou — Reine Gouyou. — Alle Kraft verließ ihn, er lehnte sich an einen Baum und fühlte, daß dieses eine jener Stunden war, in denen das Haar des Menschen plötzlich grau wird, und für die es kein Vergessen giebt. —

Nein, kein Vergessen — und wenn der Mann, der damals ein Jüngling war, jetzt im fernen Frieden seiner deutschen Heimat einsam den Wald durchstreift, der nahe vor den Thoren seiner heimathlichen Stadt den schweigenden Weiher umkränzt, wenn dann der Wind in den Wipfeln rauscht und die leisen Wellen am Ufer seufzen und flüstern, dann geschieht es ihm jetzt noch, daß er stehen bleiben muß, weil es ihm war, als hörte er eine süße, bekannte Stimme, die von drunten zu ihm spricht, dann nickt er hinunter, als wollte er sagen: ich denke an dich, und seine Lippen murmeln leise: Reine Gouyou — arme Reine Gouyou.


Digitized by Google



11 Bd. **Die Vorgeschichte des europäischen Menschen.** Von Fr. Ratzel. 300 S. m. 97 Abb.

12. Bd. **Bau und Leben der Pflanzen.** Von O. W. Thomé. 328 S. m. 72 Abb.

13. Bd. **Mechanik des menschlichen Körpers.** Von J. Kollmann. 288 S. m. 69 Abb.

14. Bd. **Das Mikroskop und seine Anwendung.** Von Fr. Merkel. 336 S. m. 132 Abb.

15. Bd. **Das Spektrum und die Spektralanalyse.** Von P. Zech. 236 S. m. 33 Abb. u. 1 Tafel.

16. Bd. **Darwinismus und Thierproduktion.** Von C. E. R. Hartmann. 302 S. m. 46 Abb.

17. Bd. **Fels und Erdboden.** Lehre von der Entstehung der Natur des Erdbodens von F. Senft. 403 S. mit 17 Abb.

18. Bd. **Gesundheitslehre des menschlichen Körpers.** Von P. Niemeyer. 299 S. m. 31 Abb.

19. Bd. **Die Ernährung des Menschen.** Von J. Ranke. 393 S. und eine Photographie von J. v. Liebig.

20. Bd. **Die Naturkräfte in ihrer Anwendung auf die Landwirthschaft.** Von W. v. Hamm. 339 S. m. 64 Abb.

21. Bd. **Organismus der Insekten.** Von V. Graber. 417 S. m. 200 Original-Holzschnitten.

22 Bd. (Doppelband) I. Hälfte **Vergleichende Lebensgeschichte der Insekten.** Von V. Graber. 261 S. m. 86 Original-Holzschnitten.

22. Bd. (Doppelband.) II. Hälfte. **Vergleichende Lebens- und Entwicklungsgeschichte der Insekten.** Von demselben. 348 S. m. 127 Original-Holzschnitten.

1. u. 2. Hälfte broschirt à M. 3.—, zusammen in einen Band gebunden M. 7.20.

23. Bd. **Die Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben.** Von G. Mayr. 336 S. mit 21 Abb. u. 1 Kartogramm.

24. Bd. **Die Naturkräfte in den Alpen** oder physikalische Geographie des Alpengebirges. Von Fr. Pfaff. 291 S. m. 68 Abb.

25. Bd. **Die Erhaltung der Energie** als Grundlage der neueren Physik. Von G. Krebs. 212 S. m. 65 Original-Holzschnitten.

26. und 27. Bd. (Doppelband.) **Die menschliche Arbeitskraft.** Von G. Jäger in Stuttgart. 542 S. m. 12 Abb. Preis brosch. M. 6.—, geb. M. 7.20.

28. Bd. **Das Blut.** Eine physiologische Skizze. Von Joh. Ranke. 323 S. m. 58 Abb.

29. Bd. **Wald, Klima und Wasser.** Von Dr. Lorenz. 292 S. m. 25 Abb.

30. Bd. **Die Schmarotzer** mit besonderer Berücksichtigung der für den Menschen wichtigen. Von A. Heller. 256 S. m. 74 Abb. und einer Karte in Farbendruck.

☛ **Jeder Band einzeln broschirt 3 M., gebunden 4 M.** ☚

Verlag von R. Oldenbourg in München und Leipzig.

Behördliche Empfehlungen und Belobungen sowie einige Urtheile der Presse über die Sammlung:

Die Naturkräfte.

Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek.

Aus der großen Zahl von anerkennenden Besprechungen des ganzen Unternehmens, welche der Verlagsbuchhandlung vorliegen, veröffentlicht dieselbe nachstehend auszugsweise eine Blumenlese. Ein flüchtiger Ueberblick derselben dürfte überzeugend darthun, daß das fachmännische Urtheil, seien die Blätter, in denen es sich ausspricht, politische Zeitungen, belletristische naturwissenschaftliche, pädagogische oder technische Zeitschriften, darin übereinstimmt, daß das Unternehmen ein bedeutendes und wohlgelungenes sei. Diese Allseitigkeit des Lobes erfüllt die Verlagshandlung mit der freudigen Genugthuung, das Ziel erreicht zu haben, das sie sich gesetzt, nämlich eine wahre naturwissenschaftliche Volksbibliothek, eine Vermittlerin zwischen Wissenschaft und Volk, geschaffen zu haben.

Herzogl. bad. Oberschulrath: „Als geeignetes Lehrmittel zur Anschaffung für die Bibliotheken der Mittelschulen wird empfohlen: ‚Die Naturkräfte‘ ꝛc.“

Königl. bayer. Cultusministerium: „Im Verlag der R. Oldenbourg-schen Verlagsbuchhandlung in München ist unter dem Titel ‚Die Naturkräfte‘ ꝛc. eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek erschienen, welche nach den hierüber erholten fachmännischen Gutachten zur Anschaffung für die Schülerbibliotheken der k. Gewerbschulen, Real- und humanistischen Gymnasien ganz vorzüglich geeignet ist.

Den Schulbehörden wird daher die Anschaffung dieses Werkes für die Schülerbibliotheken anempfohlen.“

Königl. bayer. Staatsministerium d. Innern: „. . . . Diese von namhaften Fachmännern verfaßten Schriften dürften sich zur Aufnahme in Bibliotheken der Kreis- und Bezirkscomités des landwirthschaftlichen Vereins, dann in landwirthschaftlichen Ortsbibliotheken eignen ꝛc.“

Kaiserl. Königl. österr. Ministerium für Cultus und Unterricht: „Ueber Ihre Eingabe vom 17. Juni d. J. habe ich mich bestimmt gefunden, mittels einer Kundmachung in dem Verordnungsblatte für den Dienstbereich des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht auf das in Ihrem Verlage erscheinende Werk ‚Die Naturkräfte‘ die Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten zum Zwecke allfälliger Anschaffung für die Bibliotheken aufmerksam zu machen.“

Königl. sächs. Cultusministerium: „Auf Ihr Gesuch um Empfehlung des in Ihrem Verlage erschienenen Werkes ‚Die Naturkräfte‘ läßt Ihnen das k. Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts erwidern, daß das erwähnte Unternehmen bereits den sächsischen Lehrern hinreichend und auch von vortheilhafter Seite bekannt sein dürfte und daß eben deshalb eine besondere Empfehlung nicht nothwendig erscheine.“

K. württemb. Cultusministerialabtheilung für Gelehrten u. Realschulen: „. . . . Die ergebenst unterzeichnete Stelle ist beauftragt worden, Ihnen Namens der Ministerialabtheilung zu erwidern, daß die angestellte Durchsicht derjenigen Theile Ihres Werkes, welche dem betreffenden Referenten nicht schon vorher bekannt waren, das allgemeine Urtheil über die Verdienstlichkeit Ihres Unternehmens und die Gediegenheit der Bearbeitung der einzelnen Theile der Naturwissenschaften nach ihrem heutigen Stande von

Neuem bewährt habe. Es wird wie bisher jeder Antrag auf Anschaffung des Werkes oder einzelner Theile desselben für die Schulbibliotheken von Aufsichtswegen genehmigt werden, und wenn Ew. Wohlgeboren einen Werth darauf legen, bei etwaigen öffentlichen Ankündigungen hierauf Bezug zu nehmen, so will Sie die Ministerialabtheilung hierzu ermächtigt haben."

Gezeichnet das Sekretariat.

Karl Müller von Halle sagt in den **Blättern für literar. Unterhaltungen**: „Was die vorliegenden Lieferungen betrifft, so bilden sie einen glänzenden Anfang für das ganze Unternehmen. In einer schwungvollen, edlen Sprache geben sie ihren Lesern einen Ueberblick über das zu behandelnde Thema und führen dann gleich mitten in den Kreis der Untersuchung. Von weitläufiger, schulmeisterischer Gründlichkeit wollen sie nichts wissen. Immer kurz und interessant zu bleiben scheint ihr Hauptgrundsatz zu sein. Aber ebenso entschieden wollen sie auch in keiner Hinsicht der Würde der Wissenschaft etwas vergeben, darum hüten sie sich vor jedem Schein der Oberflächlichkeit.

Deutsche Rundschau: „.... Es war daher ein äußerst verdienstvoller Gedanke der Verlagshandlung R. Oldenbourg in München, ein Unternehmen ins Leben zu rufen, welches als eine wahre Encyklopädie der Naturwissenschaften in gemeinfaßlicher Darstellung angesehen werden muß. .... Es genügt die Nennung dieser Namen, um den Werth der Arbeiten hervorzuheben. Wir können unsere kurze Besprechung nicht schließen, ohne der Verlagshandlung unsere besondere Anerkennung für die Ausstattung, sowohl des Textes als der außerordentlich zahlreichen und überaus gelungenen Zeichnungen, auszusprechen.

Frankfurter Ztg.: „Die Verlagshandlung löst das Versprechen ein, das sie in ihrem Programme niedergelegt hat: sie gibt uns von der Hand der ersten Gelehrten des Faches Darstellungen, die geeignet sind, den reichen Schatz des Wissens, den unsere Zeit erworben, jedem nach Bildung Strebenden zugänglich zu machen.

Gartenlaube: „.... Wir können darum den Schulen, wie den Familien, das ganze Unternehmen, das ein neuer Vorkämpfer für Licht, Aufklärung und Wahrheit zu werden verspricht, in dringender Weise empfehlen.

Illustrirte Welt: „.... Es sind bis jetzt dreizehn Bände dieser Sammlung erschienen, die sich sämmtlich auszeichnen durch eine klare wissenschaftliche Behandlung des Stoffes, eine Art der Behandlung, die nicht nur angenehm unterhalten, sondern vor Allem wirklich wissenschaftliche Erkenntniß fördern will. Dazu ist eine geistig frische, kräftige, nicht zu weit gelehrte und auch nicht zu eng begrenzte Darstellungsart gewählt, die allgemein ansprechen muß."

Literar. Centralblatt von Zarncke: „Die im Verlage von R. Oldenbourg erscheinende Volksbibliothek ist eine der wenigen populären Schriftenfolgen, welche derartig zusammengesetzt sind, daß man jeden neu erscheinenden Band mit einem günstigen Vorurteil zur Hand nimmt...."

Die Presse: „Die altbewährte Firma Oldenbourg hat einen Kreis von gelehrten Schriftstellern zu vereinigen gewußt, wie er die sicherste Garantie für das Gelingen der schönen Encyklopädie ‚Die Naturkräfte' bieten muß."

Die Reform: „.... Was wir zum Lobe der früheren Bände des Werkes sagen konnten, gilt auch von den vorliegenden. Es sind Männer der Wissenschaft und von Fach, die uns hier über die wunderbarsten Erscheinungen am Himmel und auf der Erde belehren und in die sie hervorbringenden Naturkräfte nach den Aufschlüssen, welche Beobachtungen und Forschungen der Neuzeit geliefert haben, einweihen und uns mit der praktischen Bedeutung derselben für Industrie, Technologie, Verkehrsleben und Gemeinwohl bekannt machen.



Novellenschatz des Auslandes.

Herausgegeben von

Paul Heyse und H. Kurz.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Gebunden à M. 1. —. **14 Bände.** Gebunden à M. 1. —.

Alphabetisches Inhaltsverzeichniß.

Die beigesetzten Zahlen bezeichnen die Bände, in welchen die betreffenden Novellen enthalten sind.

Zusammen 57 Novellen.

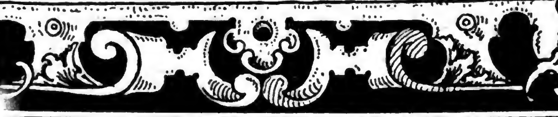


Gebunden à M. 1. —. | Gebunden à M. 1.

Inhalt der erschienenen 14 Bände.

1. Bd. **Merimee, Prosper**, Colomba.
   Turgenjeff, Jwan, Faust.
2. Bd. **Barrili, Anton Giulio**, Eine abenteuerliche Nacht.
   Musset, Alfred de, Das Schönpflästerchen.
   Caballero, Fernan, Schweigen im Leben, im Sterben vergeben.
   Puschkin, Alexander, Ein Schuß.
   Dickens, Charles, Das Heimchen am Herde.
3. Bd. **Irving, Washington**, Wolfert Webber oder Goldene Träume.
   Hahn, Helena, Ulballa.
   Sand, Georges, Der Teufelssumpf.
4. Bd. **Arnaud, Henriette-Etienne Fanny (Mad. Charles Reybaud)**, Advocat Loubet.
   Puschkin, Alexander, Pique Dame.
   Dall'Ongaro, Francesco, Die Tauben des heiligen Marcus.
   Alarcon, Pedro A. de, Das Klappenhorn.
   Ouida, Deadly Dash.
5. Bd. **About, Edmond**, Das Regimentsalbum.
   Caballero, Fernan, Servil und Liberal, oder drei Taubenherzen.
   Bernhard, Carl, Tante Franziska.
   Jungfrau, die blauäugige, Erzählung eines englischen Küstenwächters.
6. Bd. **Arnaud, Henriette-Etienne Fanny**, Das Fräulein von Malpeire.
   Turgenjeff, Jwan, Erste Liebe.
7. Bd. **Dall'Ongaro, Francesco**, Die Montenegrinerin.
   Wetterbergh, C. A., Bierklee.
   Balzac, H. de, Kapitän Paz.
   Korzeniowski, Standhaft und treu.
8. Bd. **Balzac, H. de**, Die Blutrache.
   Winther, Christian, Eine Abendscene.
   Cremer, J. J., Der Vetter vom Lande.
   Jokai, M., Die Gattin des Gefallenen.
   Moreau, H., Die kleinen Schuhe.
9. Bd. **Thackeray, W. M.**, Samuel Titmarsh und der Hoggarty-Diamant.
   Feuillet, Octave, Julia von Trécœur.
10. Bd. **Björnson, Björnstjerne**, Synnöve Solbakken.
   Blicher, Steen Steensen, Marie.
   Reybaud, Mad. Charles, Theobald.
   Mascheroni, Carlo, Das Alibi.
11. Bd. **Ulbach, Louis**, Die beiden Aerzte.
   Nemec, Bozena (Nemcova), Karla.
   Goldschmidt, M., Masser.
   Nerval, Gerard de, Emilie.
12. Bd. **Bret Harte**, Kunde von Wasser u. Land.
   Poe, Edgar Allan, Der Mord in der Rue Morgue.
   Nodier, Charles, Franziskus Columna.
   Jokai, M., Die Unterhaltung wider Willen.
   Ulbach, Louis, Eine gefährliche Unschuld.
   Etlar, Carit, Zwei Striche.
13. Bd. **Tolstoy, Leo**, Eheglück.
   Beyhle, Henry, San Francesco a Ripa.
   Bret Harte, Das Glück von Roaring Camp.
   Merimee Prosper, Lokis.
   Viale, Salvator, Das Gelübde des Petrus Cyrnäus.
14. Bd. **Gobineau, Arthur Graf von**, Das rothe Tuch.
   Pissemski, A. H., Der Waldteufel.
   Urtheil, ein salomonisches.
   Vigny, Alfred de, Laurette.
   Broughton, Rhoda, Der arme, hübsche Bobby.
   Beyhle, Henry (Stendhal), Vanina Vanini.

Zusammen 57 Novellen.




Verlag von
R. Oldenbourg
in München und Leipzig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:
Novellenschatz
des Auslandes.
Herausgegeben von
Paul Heyse und H. Kurz.
In 14 Bänden.
57 Novellen des Auslandes
in vorzüglicher Uebersetzung.
Jeder Band einzeln
1 M. geb.
Inhaltsverzeichniß
umstehend.

